

Amherds Einflüsterin, Bersets Impf-Gate, Miss Chiquita

Nummer 23 – 9. Juni 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Abschied von #MeToo

Beendet die Verurteilung von Amber Heard den feministischen Opferkult?

Cora Stephan

Leutschenbachs fiese Tricks

Zwei Journalistinnen machen einen Jungunternehmer fertig. *Christoph Mörgeli*

«Der Krieg gegen Russland ist schon verloren»

Colonel Douglas Macgregor zerzaust die Ukraine-Strategie der USA.

Urs Gehrig

Literat Eric Marty
Gespräch mit dem Professor,
der an der Uni Genf
niedergebrüllt wurde

4 194407 006904 23

COLLECTION

Fifty Fathoms



IB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

©Photograph: Laurent Ballesta/Gombessa Project



RAISE AWARENESS,
TRANSMIT OUR PASSION,
HELP PROTECT THE OCEAN

www.blancpain-ocean-commitment.com

BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39

Unsere nationalen Interessen

Nein, es geht in der Ukraine nicht um Freiheit und Sicherheit des Westens. Ginge es darum, würden wir nicht Ukrainer für «unsere» Sache sterben lassen, sondern selber kämpfen.

Es geht um einen Angriff der Grossmacht Russland auf eine frühere Sowjetrepublik, die während Jahrhunderten Teil des russischen Imperiums war. Der Grund für diesen Angriff liegt nach Auffassung der russischen Staatsführung in einer antirussischen Politik der ukrainischen Regierung, kompromisslos darauf ausgerichtet, den an Russland grenzenden Staat in die EU und vor allem ins Militärbündnis der Amerikaner einzugliedern. Das wollen die Russen nicht akzeptieren. Ihre Warnungen wurden in den Wind geschlagen.

Um von den eigenen Fehlern abzulenken, setzt der Westen auf Dämonisierung und Schauer-märchen. Den Leuten wird eingeredet, Kremlherrscher Wladimir Putin sei mindestens so schlimm wie Hitler, Stalin, Dschingis Khan oder alle drei zusammen. Einige deutsche Kommentatoren, die früher Friedensmärsche veranstaltet und Bäume umarmt haben, klingen fast so, als wollten sie den vor achtzig Jahren gescheiterten Russlandfeldzug der Wehrmacht wiederholen. Mit grimmigem Augenglühen fordern sie gegen Russland eine Art totalen Stellvertreter-Krieg – aus der gesicherten Deckung hinter ihren Bildschirmen.

Die Medien tun so, als sei Putin der Erste, der in der Weltgeschichte ein anderes Land brutal überfallen und völkerrechtswidrig misshandelt hat. Mit Formulierungen, die das ur-rassistische Motiv des «slawischen Untermenschen» mit unheilvollstem Zungenschlag reaktivieren, versuchen sie den Nachweis einer bei den Russen angeblich tiefsitzenden kriegerischen Grausamkeit, einer Art Kultur-Konstante der Entmenschung, zu erbringen. Sie blenden aus, dass sich in der Geschichte nichts Vergleichbares finden lässt, was an die Gräueltaten des Westens in zahllosen Kriegen heranreicht, darunter der Doppelatombomben-Abwurf der Amerikaner auf Japan.

Keine dieser Zeilen dient dazu, die Untaten des Kreml zu beschönigen oder gar zu rechtfertigen. Aber man darf nicht schweigen angesichts des intellektuellen und politischen Missbrauchs, der mit diesem Krieg betrieben wird. Dazu gehört nicht zuletzt die institutionalisierte Unehrllichkeit gegenüber den Ukrainern, denen die Amerikaner und die EU jahrelang das falsche Ver-

sprechen abgeben haben, sie seien willkommen in der EU und in der Nato. Man machte der Regierung in Kiew Mut, sich mit Putin anzulegen, anstatt, was vernünftig gewesen wäre, einen Kompromiss zu suchen mit dem von Nuklearwaffen starrenden Nachbarn im Osten.

Wer will es heute den Ukrainern verargen, dass sie mit ihren forschenden Hilfsforderungen und dem an Arroganz grenzenden Auftreten die verlogenen Politiker des Westens beim Wort nehmen, das diese ihnen ernsthaft nie gegeben haben? Es ist höchste Zeit, den Moralismus durch Realismus zu ersetzen. Wir fragen: Sind die Ziele der USA und der Nato überhaupt realistisch? Nach hundert Tagen Krieg haben die Russen sich im Südosten der Ukraine etabliert. Von einer Unterwerfung des Landes sind sie weit entfernt. Aber ebenso unwahrscheinlich ist, dass sie aus dem Land gedrängt werden können. Was wollen die USA und die Nato also mit ihren Waffenlieferungen? Eine Fortführung der Schlächterei?

Nach hundert Tagen Sanktionspaketen eins bis sechs und folgende ist klar, dass diese Massnahmen Russland das wirtschaftliche Genick nicht brechen können und dass sie in den sanktionierenden Staaten mindestens gleich viel Schaden anrichten wie im Zielland. Was also ist der Zweck des eskalierenden Wirtschafts-, Infla-

tions- und Hungerkriegs? Eine weltweite Rezession? Nach hundert Tagen Krieg müssen alle Massnahmen und Ziele rational und realistisch neu definiert und justiert werden. Die verbale Feuerwalze einseitiger Putin-Verteufelung ist das Gegenteil einer Strategie. Irgendwann wird man sich mit dem russischen Präsidenten wieder an einen Tisch setzen müssen. Ohne Waffenstillstand und Verhandlungen gibt es keine Lösung.

Auch die Schweiz wirkt unfähig, ihre nationalen Interessen zu sehen – und zu formulieren. Der Bundesrat gab unter dem Druck des Auslands die Neutralität preis. Die bürgerlichen Wackelparteien FDP und Mitte sind wild entschlossen, mit indirekten Munitions- und Waffensendungen an die Ukraine internationales Neutralitätsrecht zu brechen. Kürzlich kam heraus, dass Wehrministerin Viola Amherd zugunsten der Ukraine auf die Lieferung britischer Panzerabwehrwaffen an die Schweizer Armee verzichtet. Der Bundesrat ist bereit, die nationalen Interessen der Ukraine über die Sicherheitsinteressen der Schweiz zu stellen.

Derweil strömen Tausende von ukrainischen Flüchtlingen herbei, viele von ihnen anspruchsvoll und geneigt, in ihrer neuen Wahlheimat zu bleiben. Die Politik getraut sich nicht, den Ankommenden zu sagen, dass ihr Schutzstatus legal nur auf begrenzte Zeit verliehen ist. Auf die Frage, wie der Bund die Rückführung sicherstelle, gab die neue Migrationschefin zur Antwort: Man gehe davon aus, dass die Ukrainer von sich aus nach Hause zurückkehren. Umso beeindruckender leisten die Schweizer Hilfe und Solidarität. Man hat den Verdacht, dass die auf ihr Gutmenschen-Image bedachte Politik diese Grossherzigkeit verantwortungslos ausnützt, einmal mehr.

Nichts ist provokativer als die Wirklichkeit. Und Gnade Gott all jenen, die es wagen, die Wirklichkeit gegen mächtige Illusionen aufzubieten. Kriege sind aufwühlend, aber gerade die Politik sollte im Krieg einen kühlen Kopf bewahren. Am Rockzipfel der EU reitet der Bundesrat die Schweiz einen Abgrund von wachsender Unsicherheit, Kriegsgefahr, Wirtschaftsrezession und explosionsartig steigender Preise. Der erste Schritt zu einem Ausweg beginnt mit der Anerkennung der Wirklichkeit und der Feststellung der eigenen Interessen. Davon sind wir, politisch, noch meilenweit entfernt. R. K.

Kein Zirkus
mit
dem Knie.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für
Chirurgie und individuellen Service.
pyramide.ch

Spitze für Sie



US-Army-Veteran Douglas Macgregor, die Methoden von «SRF Investigativ», Sicherheitsberaterin Pälvi Pulli, Eric Marty

In den USA gilt Douglas Macgregor als «Apologet Putins» und «Russlands Stimme». Seine Biografie lässt zunächst keine Nähe zu Moskau vermuten. Der vierschrötige Oberst und US-Army-Veteran hat seine Meriten im Golfkrieg und als Strategie bei der US-Intervention auf dem Balkan erworben. Amerika verteuft Putin zu Unrecht, wirft er seiner eigenen Regierung vor. Die USA würden regelmässig selbst Völkerrecht verletzen. Die Zeit sei nicht mehr fern, da sich die westliche Supermacht von vielen Posten auf der Welt zurückziehen werde. In Bezug auf die Ukraine ist Macgregor der Ansicht, der Westen habe den Krieg «schon lange verloren». Von der Nato, die in diesen Wochen wie ein Phönix aus der Asche aufsteigt, hält er nichts. «Der aktuelle Schein der Einheit ist bestenfalls eine Fassade», sagt er im Gespräch mit Urs Gehrig. **Seite 26**

Die bisherige Bilanz des Recherche-Desks «SRF Investigativ» ist nicht berauschend. Neustes Beispiel: die Beiträge von Charlotte Jacquemart und Stefanie Pauli über den 22-jährigen Dadvan Yousuf und seine Kryptowährung. Mit fragwürdigen Quellen und bedenklichen Recherchemethoden wollten sie nicht nur Yousufs Erfolg kleinreden, sie brachten ihn auch mit Betrug und sogar Terrorfinanzierung in Verbindung. Die Strafuntersuchung gegen die



Entwicklung der Armee: Spitzenbeamtin Pulli.

beiden Journalistinnen und eine allfällige Gerichtsverhandlung dürften erhellen, wie bei SRF heute gearbeitet wird. Und wie die helvetischen Neidkulturträger am Leutschenbach versuchen, einen Jungunternehmer fertigzumachen. **Seite 30**

Die Bundesverwaltung wächst und wächst. Damit steigt auch ihr Einfluss auf alles, was in diesem Land passiert. Trotzdem sind es wenige Personen, die in den Amtsstuben in Bundesbern die Richtung vorgeben. Zu dieser Sorte gehört zweifellos Pälvi Pulli. Die gebürtige Finnin fungiert als Chefin Sicherheits-

politik im VBS und gilt als eine der wichtigsten Vertrauten von Verteidigungsministerin Viola Amherd. Im Moment erarbeitet sie die Grundlagen für die Entscheide bezüglich der Entwicklung der Armee und der sicherheitspolitischen Positionierung der Schweiz nach dem Angriff der Russen auf die Ukraine. Damit prägt die Spitzenbeamtin ganz direkt die Innen- und Aussenpolitik des Landes. Umso wichtiger ist es, genau unter die Lupe zu nehmen, was diese Verwaltungsangestellten antreibt und weshalb sie zu ihren Ansichten gekommen sind. **Seite 34**

Er wurde beschimpft und bespuckt, Genfer LGBTQ-Aktivist*innen verwendeten ihm das Manuskript und zerrissen es. Sie hinderten den Pariser Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Eric Marty am Reden. Unterstellt wurde ihm «Transphobie». Einen derartigen Angriff auf die akademische Freiheit habe er noch nie erlebt, erklärte Uni-Rektor Yves Flückiger. Eric Marty ist der führende französische Gender-Experte und Kenner der Postmoderne, Herausgeber von Roland Barthes und André Gide. Jürg Altwegg hatte ihn schon vor dem verhinderten Genfer Auftritt in Paris zum Gespräch getroffen. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberggruppe AG. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Wetzlar**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'662'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
Sorry, es sind leider alle Wohnungen verkauft!
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8479 **Seydresh**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022
Sorry, es sind leider alle Wohnungen verkauft!
www.birch-seuzach.ch



4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, Dennis Trüchli Tel. 044 316 13 15
Miete ab 9'000.- p/Mt., exkl. NK, Bezug ab sofort
Sorry, leider bereits vollvermietet!
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info



You Tube **f**
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich



Toxisches Schauspiel: Amber Heard. Seite 12



Miss Chiquita erobert die Welt: Seite 46



Europas Dilemma: Douglas Macgregor. Seite 26

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Lieber ein paar Notlügen
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Irina Beller
- 10 Tagebuch Hanspeter Born
- 11 Bern Bundeshaus
Bersets Impf-Gate
- 12 Abschied von #MeToo
Cora Stephan zum Fall Amber Heard
- 14 Erziehung der Gefühle
- 15 Personenkontrolle
- 15 News Yann Sommer, der perfekte Captain
- 16 Mörgeli
Gerhard Pfister macht den Amherd
- 16 Grüne Kernenergie
Debatte über Energietechnologien
- 17 Peter Bodenmann
Steilvorlage von der SP. Endlich!
- 18 Personenfreizügigkeit mit der Ukraine
Keller-Sutters Büchse der Pandora
- 20 Oskar Lafontaine Eine multipolare Welt
fördert den Frieden
- 21 Frauen lieben Bad boys
Finger weg, rät Vivien Wulf
- 28 China ist eine Chance für Europa
Analyse von Frank Sieren
- 23 Broder Geiz macht dumm
- 24 Bill Browder
Finanzmann gegen die Schweiz
- 25 Kurt W. Zimmermann
Geld verdirbt den Charakter
- 26 «Der Krieg gegen Russland ist schon
lange verloren» Interview mit dem
Militärstrategen Douglas Macgregor

- 28 Inside Washington
- 30 Falsche Nachbarin
Fiese Tricks beim SRF
- 31 News Hexenjagd auf Ulrike Guérot
- 32 Sprache leidet still
Tummelfeld für Wokeness-Aktivisten
- 33 Thilo Sarrazin Neutralität und Moral
- 34 Amherds Einflüsterin
Pálvi Pulli, VBS-Chefin Sicherheitspolitik
- 36 Europas grosses Spiel
Rivalität zwischen Briten und Russen
- 37 Anabel Schunke
Letzte Fetzen Identität
- 38 Schöne neue Welt
Plädoyer für eine Zerschlagung der WHO
- 39 Grossbritanniens Pudel
Schweizer Beamte knicken ein
- 40 «Gender ist die letzte ideologische
Botschaft des Westens»
Treffen mit Eric Marty in Paris
- 44 Wie bei jedem Gift entscheidet
die Dosis Putins schrille Lautsprecher
- 45 Tamara Wernli Johnny Depps Triumph
- 46 Miss Chiquitas Abenteuer
Wie die Banane in die Luxusmärkte kam
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe Valentin Oehen, Boris Pahor
- 50 Beat Gygi Inflationsgewinner

LEADER: NAVY SEALS

- 51 Führung bei den Weltbesten
Der langjährige Offizier Jocko Willink
verrät seine Führungsprinzipien

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Dreckige Wörter
Maddalena Fingerles «Muttersprache»
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Anarchist im Büro Comic-Held Gaston
- 66 TV-Kritik
- 66 Kino «Jurassic World Dominion»
- 67 Ausstellung
Carlo Borner: «Sleeping with the Gods»
- 68 Pop Rolling Stones
- 69 Klassik Carl Maria von Weber
- 69 Jazz Ikarus: «Plasma»

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? Hanspeter Latour
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Swiss Economic Forum
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Aperitif mit ... James Koch
- 80 Menschen von morgen Sandra Rey
- 82 Das indiskrete Interview
Dr Eidgenoss, Musiker

SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



Lieber ein paar Notlügen

Im Tessin sorgt Bundespräsident Cassis' geplante Ukraine-Konferenz in Lugano für Unbehagen. Doch man will keinen Streit vor den Augen der Weltöffentlichkeit aufführen.

Andrea Leoni

Lugano

Im Tessin erwartet man die Ukraine-Konferenz vom 4. und 5. Juli in Lugano mit etwa derselben Begeisterung, mit der man an einem schwülen Strandtag ein Fondue *moitié-moitié* bestellt. Anders gesagt: Sollte die Konferenz verschoben werden, würde wohl nur das Catering-Unternehmen protestieren.

Auf institutioneller Ebene hat sich zwar niemand öffentlich gegen die Veranstaltung ausgesprochen, einmal abgesehen vom Luganeser Stadt- und Nationalrat Lorenzo Quadri (Lega), der wiederholt die Absage der Konferenz gefordert hatte. Aber zuletzt reihte sich eine entlarvende Halbdistanzierung an die nächste.

Der Präsident des Tessiner Staatsrats, Claudio Zali (Lega), erklärte mit der für ihn typischen Prägnanz: «Es kann eine grosse Chance oder ein Schandfleck sein.» Der ehemalige Ständerat Filippo Lombardi (Mitte), heute Stadtrat von Lugano, gab zu bedenken: «Vielleicht ist es ein wenig verfrüht, über den Wiederaufbau vor Kriegsende zu sprechen.» Und auch Nationalrat Bruno Storni (SP) äusserte Zweifel am Zeitpunkt der Konferenz.

Provinzialismus oder Realpolitik

Zu den originelleren Wortmeldungen gehörte jene der Bewegung für den Sozialismus (MPS), einer trotzkistischen Kleinstpartei mit drei Abgeordneten im Tessiner Grossen Rat. Die MPS vertritt eine klare Linie gegen «Putins Imperialismus» und unterstützt die Sanktionen gegen Moskau und die Waffenlieferungen der Nato-Länder an Kiew. Trotzdem will sie an den Konferenztagen eine Sitzblockade in Lugano durchführen, um gegen die Veranstaltung zu protestieren. Die MPS schildert die Konferenz als eine Art Bankett der üblichen neoliberalen Organisationen, die für ihre Gefrässigkeit bekannt seien. Diese Kapitalisten würden sich mit gewetzten Messern an den Tisch setzen und die Ukraine mit Heiss hunger unter sich aufteilen.

Wenn die Mikrofone ausgeschaltet sind, äussern sich auch Vertreter etablierter Parteien kritisch über die Konferenz. Ich beobachte so etwas wie eine institutionelle Heuchelei in

dieser Angelegenheit. Man kann sogar Verständnis dafür haben, denn wären die Tessiner Politiker ehrlich, würden sie die Schweiz und den Tessiner Bundespräsidenten, Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), in arge Verlegenheit stürzen. Man will doch keinen Streit vor den Augen der Weltöffentlichkeit aufführen. Lieber ein paar Notlügen. Das ist Politik, schön.

Sprechen wir hier von Provinzialismus oder Realpolitik? Ich überlasse es jedem Einzelnen, darüber zu urteilen. Ich möchte nur betonen,

Wenn die Mikrofone ausgeschaltet sind, äussern sich Vertreter etablierter Parteien kritisch über die Konferenz.

dass die Bedenken gegen dieses Treffen nicht auf einen Mangel an Solidarität mit der Ukraine zurückzuführen sind, zumindest nicht auf politischer Ebene. Auch zögern die Kritiker nicht, den Aggressor beim Namen zu nennen: Wladimir Putin. Das Unbehagen hat andere Ursachen:

Erstens: Es ist unbestreitbar, dass der Krieg den Inhalt und die politische Bedeutung dieser seit längerem geplanten Konferenz verändert hat.

Zweitens: Einen Monat vor dem Treffen sind immer noch keine organisatorischen Details

bekannt, angefangen bei der Gästeliste. Dies führt zu Unsicherheit und Nervosität, da diese Liste das Gewicht der Sitzung erheblich verändern kann.

Drittens: Im Kontext des Krieges könnte die mögliche Parade der Staats- und Regierungschefs von Nato und EU in Lugano der Welt ein zweideutiges Gruppenfoto für das Image eines Landes liefern, das weder der Nato noch der EU angehört.

Viertens: Einige führende Politiker könnten von neutralem Schweizer Boden aus beleidigende oder kriegstreiberische Äusserungen gegenüber Russland und seinem Präsidenten abgeben.

Fünftens: Lugano ist weder Davos noch Genf, was die Eignung und Erfahrung für Sicherheitsvorkehrungen betrifft, die für diese Art von internationalem Gipfel nötig sind.

Und was denkt die Bevölkerung? Die Meinungen sind so divers wie unser Kanton. Ich glaube aber, dass es viele gibt, die es ähnlich sehen wie ich. Man unterstützt den bisherigen Kurs des Bundesrates, inklusive Sanktionen, ist sich aber bewusst, dass die Schweizer Neutralität auf dem Prüfstand steht. Deshalb wünschen wir uns von der Bundespolitik mehr Besonnenheit und Nüchternheit, wenn es um die Enteignung von Vermögenswerten sanktionierter russischer Staatsbürger geht oder um einen Schulterchluss mit der Nato oder um die Weitergabe von im Ausland stationierten Schweizer Waffen und Munition in die Ukraine.

Falsche Wahl

Wir wünschen uns den Verzicht auf abenteuerliche Aktionen wie die Ukraine-Demo auf dem Bundesplatz vor einigen Wochen, als Ignazio Cassis den ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj per Videoschaltung begrüsst, als wären sie alte Freunde.

Ein Fondue *moitié-moitié* ist in der glühenden Luganeser Julihitze die falsche Wahl.

Andrea Leoni ist Journalist im Tessin und Mitgründer des italienischsprachigen Web-Portals «liberatv.ch».



«He! Finger weg von meinen Äpfeln!»

Liebe Irina Beller

Sie sind meine Lieblingsrussin respektive -ukrainerin. Geboren in der Ukraine, aufgewachsen in Moskau, lange Jahre verheiratet mit dem gemütlichen Zürcher Millionär und «Baulöwen» (so die Boulevardpresse) Walter Beller, der vor zwei Jahren gestorben ist. Sie haben uns mit gewagten Nacktfotos und witzigen Büchern wunderbar unterhalten («Hello Mr. Rich! So heirate ich meinen Millionär», ein Ratgeber für Frauen, die lieber reich als arm heiraten).

«Wir haben etwas gemeinsam», sagten Sie von Walter, «er liebt mich, und ich liebe mich.» Zu meiner Schadenfreude waren Sie lange der Schrecken jeder Jetset-Veranstaltung in Zürich: Wo immer Sie am Arm Ihres Sugar-Daddys auftauchten, machten Sie alle anderen zu Zaungästen. Die Medien stürzten sich auf Sie, nannten Sie und Walter das «Glamourpaar von Zürich». Das muss der besseren Zürcher Gesellschaft schon etwas wehgetan haben.



Witz und Charme:
Jetset-Lady Beller.

Jetzt, nach Walters Tod, werde es ruhiger um Sie, dachte ich. Doch weit gefehlt: Sie sind wieder da, sogar mit neuem Partner, dem «Eventkönig» Thomas Dürr, 55. Offenbar weiss keine besser, wie man das Bett zum

Event macht. Der Sex mit Dürr sei jedenfalls wunderbar, schwärmen Sie sehr freimütig.

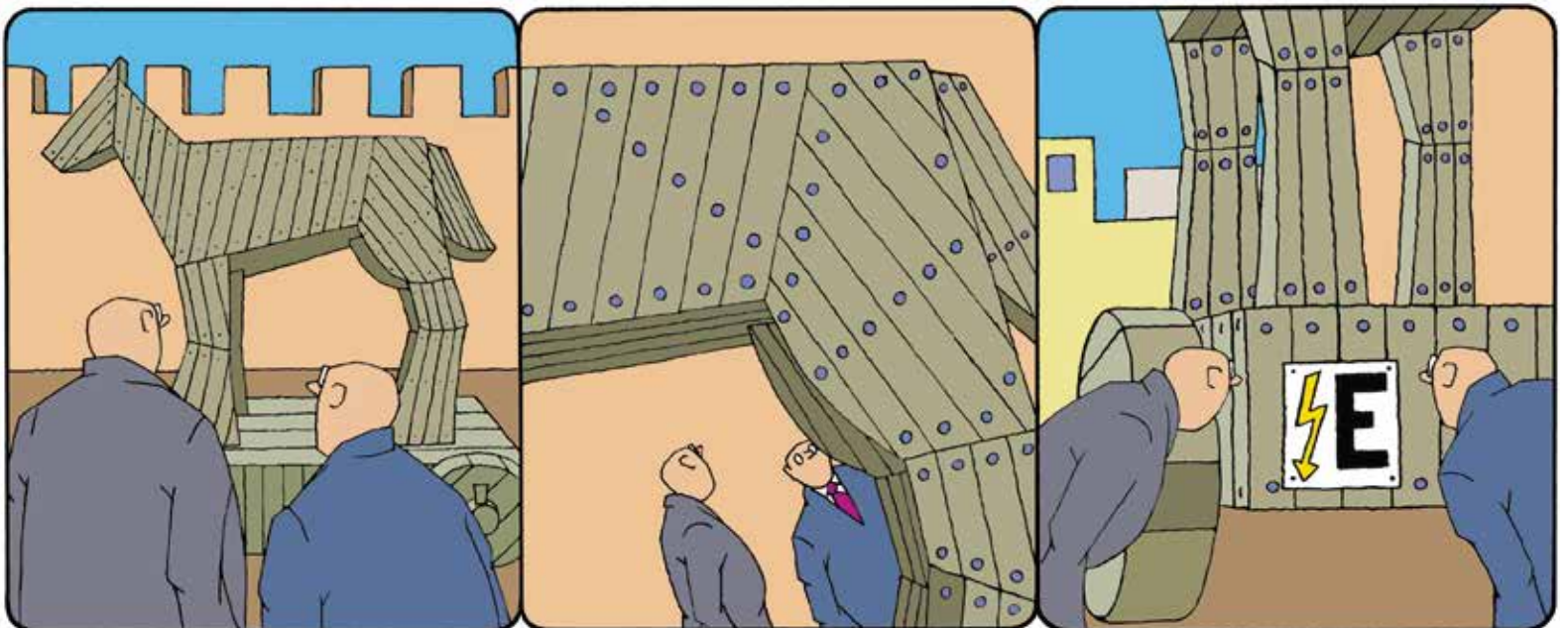
Zum fünfzigsten Geburtstag haben Sie sich auch ein neues Gesicht geschenkt. Der Schönheitschirurg hat ganze Arbeit geleistet, doch, doch. Er hat Fett vom Po in die Wangen gespritzt, die Falten sind weg, aber Sie sind jetzt eher Barbie als Irina.

Nur bei den Fotos müssen Sie aufpassen, je nach Lichteinfall sehen Sie aus wie ein Unfallopfer, leider. Aber ich bleibe ein Fan von Ihnen, Sie spielen die freche Parvenue mit Witz und Charme, und im Gegensatz zu andern chirurgisch aufgemotzten Society-Damen von Zürich stehen Sie zu allen Eingriffen, vorne, hinten, unten und oben.

Ich freue mich auf weitere prickelnde News von Ihnen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Hanspeter Born



Platin-Jubiläum. Vier Tage schön geplante Festereien. Typisch englisch. Unzeitgemäss, geschmacklos, verklemmt, gleichzeitig rührselig. Man kennt das. Bescheuert, wer sich das Zeug anschaut. Andererseits, vielleicht könnte man ja via TV wieder einmal einen Blick auf die herum-marschierenden rot uniformierten Kerle mit den Bärenfellmützen werfen.

Diese Geburtstagsparade der Königin, die nicht am 21. April, ihrem Geburtstag, stattfindet, sondern im Juni, wenn es wärmer ist, habe ich schon in natura gesehen. «Trooping the Colour» ist der Fachausdruck für die seit 1760 jährlich abgehaltene Militärparade.

Traditionsregimente, voran der Fähnrich mit der Flagge (*colour*), reiten oder marschieren am Souverän vorbei. Das ist alles sehr präzise. Stramm. Bei dieser Hitze, in dieser Kluft! Prächtig die Rosse und flott die Marschmusik.

Ich bleibe am Apparat hängen und klat-sche brav mit.

Leider verpasse ich den Gottesdienst in St Paul's. Mir gefallen die wunderbar laut herausgesungenen Hymnen. Sie versöhnen mich beinahe mit der Kirche. Das grosse Konzert vor dem Buckingham Palace müssen wir dann schauen, und sei es nur wegen Diana Ross.

Vor über dreissig Jahren telefonierte meine Frau, eine isländische Journalistin, wegen eines Interviews ins Gstaader «Palace»-Hotel. Am Ende der Leitung (keine Smartphones damals) ertönte eine leicht rauchige Stimme: «Yes. This is Diana, what is it?» Leider müsse sie gleich abreisen, aber vielleicht ein anderes Mal, «dear».

Seither ist die Leadsängerin der Supremes älter geworden wie wir alle, hat etwas zugenommen, kann es aber immer noch. Jedenfalls singen die Leute auf der Mall munter mit. Der Rest des Konzerts ist okay, auch wenn wir kaum jemanden kennen ausser dem Eurovisions-Beinahe-Sieger – wie heisst er schon wieder? – und Rod Stewart, dem Schotten mit den eingängigen Melodien und dem Nest von Haaren.

Die Queen, die ihrer Parade vom Balkon aus zugeschaut hat, ist müde und nach Windsor abgehauen. Aber sie hat es sich nicht nehmen lassen, mit einem kurzen Video-Sketch ihre *subjects* zu erfreuen. Die Briten, muss man wissen, sind Untertanen (*subjects*), nicht Bürger (*citizens*), obwohl sie mehr Demokratie und Freiheit geniessen als die Franzosen. Von den Deutschen nicht zu reden, wo Gesundheitsminister Karl Lauterbach immer noch über Impfpflicht «nachdenkt».

Auf dem Video sitzt die Königin auf einem Sessel in der guten Stube und nimmt mit einem Gast den Tee. Der Gast, *Paddington Bear*, ist eine den Briten vertraute Kinderbuchfigur von 1958, ein Stoffbär mit blauer Jacke und rotem Hut. Er verdankt seinen Namen dem Bahnhof, wo er gefunden wurde. Ein Findelbär gewissermassen. Wie Globi oder Tintin erlebt er all-erhand Abenteuer, gerät oft *in trouble*. Er ist artig, höflich und versucht, «es recht zu machen» (*tries hard to get things right*).

Die Teegesellschaft zu zweit erinnert an die Empfänge, die Königin Elizabeth II. seit siebzig Jahren fremden Würdenträgern gibt: Komplimente, *Smalltalk*. Zum Schluss zieht der Bär ein *marmalade sandwich* aus seinem Hut und offeriert es der Queen: «Ich habe immer eins für Notfälle.»

Die Queen: «Ich ebenfalls, aber ich behalte meines hier.» Sie nimmt ihr Sandwich (*marmalade*, immer mit bitteren Orangen gemacht, ist nicht Konfitüre!) aus ihrer Handtasche und fügt hinzu, «für später».

Ein Butler geht ans Fenster und sieht eine wild jubelnde Menge: «The party is about to start, Your Majesty.»

Paddington: «Happy Jubilee, Your Majesty. And thank you ... for everything.»

Queen: «That's very kind.»

Kein Auge bleibt trocken.

Nur halb kriege ich das Schlussbouquet, die Party am Sonntag, mit. Rafael Nadal am French Open hat Vorrang. Weil der Final schnell vorbei ist – wie vor 63 Jahren, als ich auf einem Stehplatz in Wimbledon den sublimen Ken Rosewall verlieren sah –, komme ich noch dazu, Teile des mit «The Time of our Lives» betitelten Nostalgie-Umzugs zu sehen. Zu Ehren des langen königlichen Regnum paradieren TV-, Sport- und andere Stars, nach Jahrzehnten geordnet, vorbei, in den absurdesten Aufmachungen und auf Fahrzeugen jeder erdenklichen Art.

Die Fifties – mein Jahrzehnt, in dem ich 1953 den abendfüllenden Film über die Krönung der Königin im Kino sehen durfte – sind Nadal zum Opfer gefallen. Damit leider auch Cliff Richard, der, in einen Union-Jack-Anzug verpackt, auf einem Doppeldecker seine Hits sang. Er hat immer noch kein graues Haar, ist ja auch fünfzehn Jahre jünger als die Dame, die ihn zum Ritter schlug.

Hanspeter Born ist promovierter Anglist und ehemaliger *Weltwoche*-Auslandchef.

Bersets Impf-Gate

Der Bund muss Corona-Impfstoffe für Hunderte von Millionen Franken entsorgen. Die Impfstoffbeschaffung wird zum Debakel für den Gesundheitsminister.

Es war kein gutes Zeugnis, das die Geschäftsprüfungskommissionen von National- und Tagern in einem Bericht ausgestellt haben. Sie warfen Alain Bersets Bundesamt für Gesundheit (BAG) und damit auch ihm vor, sich bei der Bewältigung der Pandemie zu viel Macht angeeignet zu haben. Wenn es noch eines Beweises für die Selbstherrlichkeit des BAG bedurft hätte, lieferte ihn nun die Beratung im Ständerat von vergangener Woche über einen Nachtrag zum Budget 2022. Dabei zeigte sich nämlich, dass sich die Behörde bei der Impfstoffbeschaffung fallweise über die Budgethoheit des Parlaments hinweggesetzt hat und Verpflichtungen eingegangen ist, zu denen das Parlament jetzt nur noch ja und amen sagen kann.

Überschätzte Impfwilligkeit

Es geht um den Kauf von 33 Millionen Dosen Impfstoff der Hersteller Biontech, Moderna und Novavax für 2022. Schon nur die bestellte Menge lässt einem die Haare zu Berge stehen: Damit könne man die gesamte Schweizer Bevölkerung viermal durchimpfen, gab Ständerat Peter Hegglin (Mitte) dem Parlament zu verstehen. Das gebe Anlass zu Fragen und Diskussionen. Wem will das BAG diese Vakzine verabreichen? Trotz grossem Druck liessen sich in den letzten zwei Jahren nicht einmal gegen 70 Prozent impfen. Die Situation ist zudem eine völlig andere als in den Jahren 2020/21, als man die Impfungen als Königsweg aus der Pandemie angepriesen hat. Längst hat sich gezeigt, dass die Impfung nicht vor Ansteckung und Weiterverbreitung des Virus schützt. Mittlerweile gibt es auch Medikamente gegen Corona.

Darum weiss man bereits heute nicht mehr, wohin mit den superteuren Seren. Erst vor wenigen Tagen wurde bekannt, dass 600 000 abgelaufene Impfdosen entsorgt werden müssen. Im Februar hat der Bundesrat ausserdem der sogenannten Covax-Initiative, einer von der Weltgesundheitsbehörde (WHO) gegründeten Einrichtung zur gerechten Verteilung des Covid-19-Impfstoffes, versprochen, 15 Millionen Impfdosen zur Verfügung zu stellen, die man in der Schweiz nicht injizieren konnte.



Flucht nach vorne:
SP-Bundesrat Alain Berset.

Das entspricht einem Geschenk in Höhe von 200 bis 300 Millionen Franken. Vor diesem Hintergrund fürs Jahr 2022 weitere 33 Millionen und für 2023 nochmals 14 Millionen zu bestellen, scheint grobfahrlässig. Eine Frage brennt allen

Mit der bestellten Menge könnte man die gesamte Schweizer Bevölkerung viermal durchimpfen.

unter den Nägeln: Wie konnte die Landesregierung die Impfwilligkeit der Schweizer Bevölkerung derart überschätzen?

Noch mehr zu reden gibt aber die Finanzierung dieser Vakzine. Im ersten Voranschlag waren für den Impfstoffeinkauf 2022 516 Millionen vorgesehen. Das reichte offenbar nicht aus, weshalb der Bundesrat beantragte, den Voranschlag auf 830 Millionen Franken zu erhöhen – 623 Millionen Franken allein für die Bezahlung der 33 Millionen Impfdosen von Moderna, Pfizer/Biontech und Novavax. Der beantragte Nachtragskredit betrug 314 Millionen Franken.

Zum Glück schaute der Ständerat genauer hin, als die Mehrheit im Nationalrat, mit Ausnahme von SVP und Teilen der Mitte-Partei, den Kredit absegnete. Einigen Ständeräten wie dem Oberwalliser Beat Rieder (Mitte) waren die Impfverträge schon immer suspekt. Das BAG hält die vertraglichen Details unter Verschluss. Auf Rieders Betreiben hin verlangte die Finanzkommission von der Gesundheitsbehörde zusätzliche Angaben zum Impfstoffeinkauf. Aber erst am Vorabend der Debatte im Ständerat, als sich abzeichnete, dass die kleine Kammer die Kredite massiv kürzen würde, rückte das BAG endlich mit der ganzen Wahrheit heraus.

Maurer hatte andere Zahlen

So wurde publik, dass gegen 220 Millionen der als Nachtragskredit geforderten 314 Millionen Franken den Impfstofflieferanten bereits ohne Parlamentsvorbehalt zugesichert worden sind. Damit wurde die Budgethoheit der eidgenössischen Räte verletzt. Selbst Finanzminister Ueli Maurer (SVP), der den Nachtrag zum Voranschlag im Parlament verteidigen musste, geriet aufgrund der neuen Situation aus dem Konzept: «Ich muss zugeben, dass ich auch etwas beunruhigt bin», liess er durchblicken. Maurer musste sogar noch eingestehen, dass er beim Impfstoffeinkauf nicht über die gleichen Zahlen wie die Ständeräte verfüge.

Noch ist nicht alles glasklar, aber so viel lässt sich sagen: Das Parlament diskutierte tagelang hin und her, wie viel man für Impfstoffeinkäufe im Budget veranschlagen soll; dabei war ein Grossteil des Geldes faktisch schon weg.

Das wirft erneut ein schiefes Licht auf das Corona-Krisenmanagement von Gesundheitsminister Alain Berset. Er hat die Flucht nach vorne angetreten und eine Untersuchung angeordnet. Wenn der Nationalrat sich diese Woche wieder damit befasst, sollten die Ergebnisse vorliegen. Zu klären wäre allerdings auch, ob der Bund für die bestellten Vakzine nicht zu viel bezahlt; immerhin spricht die WHO von einem Überangebot an Corona-Impfstoffen. Die ganze Vakzine-Beschaffung ist schon so ein Drama ohne Ende.

Abschied von #MeToo

Seit einigen Jahren gilt die kleinste Anzüglichkeit als Gewaltakt.
Beendet die Verurteilung von Amber Heard den feministischen Opferkult?

Cora Stephan

Man soll die Vergangenheit nicht verklären – manch Unsinn, der heute als frauenfreundlich oder «geschlechtergerecht» daherkommt, hat seine Wurzeln in den Ideen der neuen Frauenbewegung der siebziger Jahre. Doch immerhin wurde darüber damals noch debattiert – etwa über die Frage, ob eine Frau, die einen Mann der Vergewaltigung bezichtigt, im Prozess als Zeugin vernommen, also infrage gestellt werden dürfe.

Da es damals durchaus nicht so sensibel zugeing wie heutzutage, kann man den Wunsch danach verstehen, nicht öffentlich gegrillt und gar als Mitschuldige ausgedeutet zu werden, etwa, weil man durch unzüchtiges Verhalten den Mann ja geradezu eingeladen habe. Männer sind halt so – das jedenfalls war der unterliegende Tenor solcher Vorstellungen. Auch eine Form der Beleidigung, diesmal des Mannes.

Doch die Juristinnen unter den Bewegten sahen das Prinzip «Im Zweifel für den Angeklagten» damals als bedeutend genug an, um die Frage zu bejahen: Ja, die Frau muss als Zeugin gehört werden. Wer konnte schon ausschliessen, dass das Opfer keins war, sondern schlicht und ergreifend log – um dem beklagten Mann zu schaden?

Mann mit wichtigen Ringen

Damals schien die eine oder andere noch nicht so ganz davon überzeugt zu sein, dass Frauen die besseren Menschen und als solche stets Opfer, nie Täter sind und dass sie niemals lügen. Heute soll den Aussagen des (weiblichen) Opfers bedingungslos geglaubt werden – und es gilt bereits alles als Gewaltakt, was früher höchstens als Übergriffigkeit durchgegangen wäre. Auch so etwas ist unschön. Allerdings gibt es eine bewährte Methode, Übergriffigkeit zu beenden – dem Täter eins auf die Finger geben. Wer Frauen auf ihre Rolle als Opfer reduziert, schliesst diese Möglichkeit offenbar aus.

Doch seit #MeToo ist in der Welt der Schneeflocken schon die kleinste Anzüglichkeit ein Gewaltakt. Nicht nur in den USA. Der Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann etwa ist von seiner Partei, der SPD, nicht deshalb



Sie hat gelogen: Schauspielerin Heard.

fallengelassen worden, weil es ganz danach aussieht, dass er sich und anderen geldwerte Vorteile verschafft hat, sondern weil er eine als Kompliment gedachte Bemerkung über das Kabinenpersonal eines Fluges gemacht hat –

Wer rachsüchtig ist, kann mit einer falschen Beschuldigung das Leben eines Menschen, männlich, ruinieren.

die Flugbegleiterinnen hätten ihn hormonell ausser Gefecht gesetzt. Und man erinnere sich an den FDP-Politiker Rainer Brüderle, dessen politische Karriere jäh beendet war, nachdem er abends an der Bar eine ebenfalls als Kompliment gedachte Bemerkung über die Oberweite einer Journalistin gemacht hatte – sie könne durchaus ein Dirndl ausfüllen. Und solche verklemmten Scherzchen sollen skandalöser sein als ein Missbrauch des Amtes? Das will mir nicht in den Kopf.

Der neue Puritanismus ist schon irritierend genug. Doch die Ausweitung des Gewaltbegriffs und der Hang, in Frauen vor allem Opfer zu sehen, hat ihnen eine Waffe in die Hand gegeben, die die eine oder andere durchaus zu nutzen weiss. So wie die vom einst beliebten Wettermoderator Jörg Kachelmann verschmähte Geliebte, die ihn der Vergewaltigung bezichtigte, was ihn ins Gefängnis brachte. Er wurde zwar im Prozess freigesprochen, doch sein Ruf ist wohl auf Dauer ruiniert.

Ich vertrete hier keinen Generalverdacht, wahrscheinlich lügt nur eine winzige Minderheit von Frauen, die sich als Opfer von häuslicher Gewalt inszenieren und auf das Wohlwollen der Öffentlichkeit setzen. Aber wir alle wissen, Männer wie Frauen, dass eine solche Anschuldigung heutzutage enorme Auswirkungen hat. Kurz: Eine Lüge lohnt sich. Wer rachsüchtig oder bösartig genug ist, kann mit einer falschen Beschuldigung das Leben eines Menschen, männlich, ruinieren.

Frauen sind keine Unschuldslämmchen. Sie kämpfen nur anders als Männer – mitunter mit den Waffen einer Frau, die ihnen die Exzesse der #MeToo-Bewegung in die Hand gegeben hat. Ob das auf Amber Heard zutrifft, die unterlegene Seite im Prozess gegen Johnny Depp, der sie auf Schadensersatz für seine ruinierte Karriere verklagt hat? Die Jury sieht das so. Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass ich in den Gerichtsszenen, die in den USA per TV übertragen wurden, zwei extrem unangenehme Menschen wahrgenommen habe: eine unglaubliche Frau und einen versoffenen Mann, der einst ein guter Schauspieler gewesen sein soll. Eine toxische Beziehung, wie sie im Lehrbuch steht.

Den Frauen hat Amber Heard keinen Gefallen getan. Und für Männer ist Johnny Depp kein Vorbild.

Zwei Fragen wären zu beantworten: Ist Amber Heard eine «Überlebende häuslicher Gewalt», wie sie sich in einem Meinungsbeitrag für die *Washington Post* pathetisch selbst bezeichnet? Ist sie somit Repräsentantin all solcher Opfer? Und wurde sie tatsächlich von ihrem einstigen Ehemann Johnny Depp körperlich bedroht? Sein Name fiel zwar in ihrem Beitrag nicht, aber wer oder was sollte sonst gemeint sein? Nicht nur in Hollywood beendet eine solche Anschuldigung jede Karriere. Nicht das Gericht, sondern die Öffentlichkeit spricht das Urteil – und die ist oft grausamer als der sorgfältige Prozess der Wahrheitsfindung. Die Jury jedenfalls hat befunden, dass Amber Heard kein Opfer sei und Johnny Depp kein Täter.

Wenn man sich die Bilder anschaut, mit denen Heard beweisen will, dass Depp gewalttätig geworden ist – etwas, was angesichts seines Alkohol- und Drogengebrauchs naheliegt –, und sie vergleicht mit den Fotos geschlagener Frauen, hat berechtigte Zweifel an Heards Darstellung. Der Mann trägt an jedem Finger wuchtige Ringe, die er, wie sie selbst sagt, selten ablegt. Ein Schlag mit einer solcherart bewaffneten Hand würde ganz andere Spuren hinterlassen als eine geringfügige Rotfärbung im Gesicht.

Die Antwort auf beide Fragen: Sie hat gelogen. Sie repräsentiert nichts ausser jener

Minderheit von Frauen, die eine Waffe bedienen, die ihnen der frauenfreundliche Diskurs in die Hand gegeben hat. Frauen, die wirklich Opfer geworden sind, dürften sich nicht repräsentiert, sondern benutzt fühlen.

Folgt nun aus dem sechswöchigen Spektakel etwas Allgemeines, das uns Normalos auch nur irgendetwas angeht? Ganz gewiss nicht,

Das Leben von Heard dürfte ruiniert sein. Hat das Urteil der Jury also den Frauen geschadet?

was die Millionen Dollar betrifft, die hier im Spiel sind. Johnny Depp hat seine Ex-Frau auf 50 Millionen verklagt, sie ihn im Gegenzug auf 100 Millionen. Nun bekommt er, der ein ganzes Dorf in Südfrankreich und eine Insel in der Karibik sein Eigen nennt, gut 10 Millionen Dollar von Heard, der er wiederum 2 Millionen rüberschieben darf. In diese Lage käme unsereins nicht.

«Lufthoheit über den Kinderbetten»

Johnny Depps Kommentar zum Urteil lautete, die Jury habe ihm sein Leben wiedergegeben. Das Leben von Amber Heard hingegen dürfte ruiniert sein. Hat das Urteil der Jury also den Frauen und #MeToo geschadet?

Insbesondere weibliche Kommentatoren sehen das so und folgen damit Amber Heard, die anführt, sie habe ja lediglich von ihrer Meinungsfreiheit Gebrauch gemacht und dabei erlebt, wie viel Zorn eine Frau ernte, die ihre Meinung kundtut und die Wahrheit ausspreche. Als ob ein öffentlich geäussertes Verdacht folgenlos bleiben müsse, weil er ja von der Meinungsfreiheit gedeckt sei.

Nun wird von einigen Journalistinnen über den «Backlash» geklagt, den #MeToo erlitten habe, ja über die «Vernichtung» dieser Bewegung – ohne dass selbstkritisch gefragt wird, ob nicht die Ausweitung der Kampfzone durch #MeToo dazu beigetragen hat, eine Kampagne, die zum Schluss kaum noch einen Unterschied kannte zwischen dem, was ein weibliches Opfer als «Gewalt» empfunden hat, und dem, was strafrelevant ist.

Dass der Mann stets und immer der Feind ist, begleitet uns seit Alice Schwarzers Diktum aus den siebziger Jahren: «Alle Männer sind potenzielle Vergewaltiger.» «Männer sind Schweine» war ja noch ein harmloses Spottlied, «Männer sind Abfall» hingegen ist heute durchaus ernstgemeint, schliesslich sei «Männlichkeit als Konzept» bereits der Fehler (Sibel Schick). Männer sind «toxisch» und müssen weg – das ist die Botschaft lautstarker Aktivistinnen, denen man nicht unterstellen sollte, dass sie «feministisch» sind.

Man muss das alles nicht ernstnehmen, gewiss nicht, auch wenn es todernst gemeint ist.

Und doch, man kann hier durchaus einen Anschlag auf die Urzelle der Fürsorge erkennen, auf die Solidargemeinschaft zwischen Mann und Frau, auch «Ehe» genannt. Die private Autarkie, die Ehe mit oder ohne Nachkommen, soll dem Zugriff des Politischen überantwortet werden – nicht nur im Sinne der «Lufthoheit über den Kinderbetten», wie es einst der heutige Bundeskanzler Olaf Scholz formulierte. Frauen, heiratet den Staat!

Es wäre seltsam, wenn unter solch allgegenwärtigem Verdacht das Verhältnis zwischen den Geschlechtern nicht gelitten hätte. Man muss Männer geradezu mutig nennen, wenn sie sich unter diesen Umständen überhaupt noch auf eine Beziehung zu einer Frau einlassen.

Die Lösung des Problems, vielleicht: Der Mann «transioniert» zur Frau und erklärt sich zur Lesbe. Sollte das Skalpell bei diesem Prozess aus dem Spiel bleiben, wäre damit sogar das Überleben der Spezies gesichert. Und Gewalt in der Beziehung wäre nicht mehr die alleinige Prerogative des Mannes.

Wie wär's?

Cora Stephan ist Schriftstellerin. Sie lebt in Hessen und Südfrankreich. Zuletzt von ihr erschienen: Margos Töchter. Kiepenheuer & Witsch. 400 S., Fr. 33.90

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Wellen des deutschen Goldfischgesetzes

«Goldfische können sich nicht umbringen», sagte der Goldfischverkäufer.



Verloren fühlen? Einsam?

Die Sonne ging unter, und ich war froh darum, dass sie jenseits der Grenze in Frankreich unterging. Ich war grad bedient von Deutschland, ich hatte einen Tag lang vergessen, dass Deutschland, das da und dort wunderbar sein kann, an vielen Stellen immer noch ein Land ist, das mit sich selbst kämpft, alles richtig und moralisch und ethisch tipp-topp machen will und denkt, der Weg des Richtigen führe über Vorschriften und Gesetze.

Ich wollte vier kleine Goldfische kaufen, damit Eddie nicht mehr allein im Teich leben müsste, obwohl er mir in seiner Isolation keinen unglücklichen Eindruck machte. Aber der Goldfisch, so habe ich gelesen, ist wie der Mensch: Letztlich sehnt er sich nur nach Einsamkeit, ist aber nicht dafür gemacht und zerbricht irgendwann an ihr.

Ich ging hin in ein Gartencenter, fand die Goldfische, dann kam ein Verkäufer, jung, Pferdeschwanz, schuppige Haut. Vier Goldfische, sagte ich, von diesen hier bitte, ja genau, die für 1.99 Euro. Wie gross ist denn Ihr Aquarium?, fragte er. Ich habe einen Teich, da ist schon einer drin, und ich glaube, er ist reif für ein wenig Geselligkeit, ein paar Streitereien, Zärtlichkeiten, so Dinge halt, die er nicht alleine tun kann. Wie gross ist denn der Teich? So 1,20 mal einen Meter, vielleicht sechzig Zentimeter tief. Dann darf ich Ihnen keinen verkaufen. Wieso das denn? Tierschutzgesetz, Paragraph 2, das ist der über die Haltungsnorm, die Tiere müssen verhaltensgerecht untergebracht

werden, und das ist bei der Grösse Ihres Teiches nicht der Fall, weil ein Goldfisch hat ein Anrecht auf einen halben Kubikmeter Wasser, und das macht in Ihrem Fall, Moment, knapp 0,6 Kubikmeter, da ist also nur Platz für einen.

Das ist jetzt nicht Ihr Ernst, sagte ich. Doch, antwortete er, ich verkaufe Ihnen aufgrund des Tierschutzgesetzes keinen Goldfisch für Ihren Teich. Dann ist es für Sie okay, dass mein Eddie, obwohl er sich nach seinesgleichen sehnt, wegen dieses Gesetzes allein bleiben muss? Ich mache die Gesetze nicht, antwortete er. Ja, ja, sagte ich, aber wenn Eddie jetzt eingeht vor lauter Einsamkeit, wenn er depressiv wird, das Fischfutter verweigert, wenn er sich umbringt? Goldfische können sich nicht umbringen, sagte der Goldfischverkäufer. Woher, fuhr ich dazwischen, wollen Sie das wissen? Weil ich Goldfischverkäufer bin und so etwas noch nie gesehen habe. Ich habe, war meine Antwort, auch noch nie einen Menschen Selbstmord begehen sehen, trotzdem bringen Menschen sich um. Hören Sie, ich verkaufe Ihnen keinen Goldfisch, und ich habe jetzt keine Zeit mehr . . .

Die Sonne ging unter, und ich war froh. Ich stieg in meinen Wagen, fuhr los in Richtung der nächsten Zoohandlung und dachte, dass ein Land verloren ist, das für Goldfische gesetzlich einen Lebensraum verankert, während sich sechsköpfige Hartz-IV-Familien in Sechzig-Quadratmeter-Zweizimmerwohnungen ungeschützt auf die Füsse treten.

Ich bräuchte vier Goldfische für meinen Teich, sagte ich in der nächsten Zoohandlung. Wie gross ist der denn?, fragte der Verkäufer. Aus der Optik eines Goldfischs wohl so gross wie ein See, sagte ich, so zehn auf sieben Meter bei einer Wassertiefe von knapp zwei Metern. Ah, und da wollen Sie nur vier Goldfische reintun? Ja, einer ist schon drin, Eddie, wieso? Weil sich die Fische einsam fühlen könnten, verloren, verstehen Sie? Also, fuhr er fort, ich weiss nicht, ob das artgerecht und mit dem Tierschutzgesetz vereinbar ist. Der Teich böte ja bei seinen, lassen Sie mich rechnen, 140 Kubikmetern innerhalb des gesetzlichen Rahmens Platz für siebzug Goldfische.

Sie wollen mich verarschen, oder?, fragte ich. Verloren fühlen? Einsam? Dann wäre ja jeder Fisch in einem Ozean ein verlorener, ein einsamer, angesichts von so viel Wasser. Und das hiesse, dass alle Fische der Welt, ausser ausgerechnet diese Single-Goldfische im Goldfischglas bei den Omas auf der Kommode, einsam wären und verloren. Wollen Sie das ernsthaft behaupten?, fragte ich. Wollen Sie jetzt mich verarschen?, fragte der Verkäufer. Nein, ich wollte nur vier Goldfische kaufen.

Ich liess es bleiben, es war kein Tag, um in Deutschland Goldfische zu kaufen, ohne sich strafbar zu machen. Ich schaute noch ein wenig der Sonne zu und lief dann zu Eddie und sagte: «Eddie, du bist nur allein, nicht einsam, okay?»

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Gmür, Aeschi, Sollberger, Keller-Sutter, Loetscher-Haefliger, Rachmaninow, Abramowitsch, Rowling



Offene Fragen: Sollberger.



Offene Rechnungen: Abramowitsch.

Viola Amherd, Geburtstagskind, feierte am letzten Dienstag ihren 60. Geburtstag. Für den *Walliser Boten* war es Anlass genug, einen einseitigen Jubelartikel über die Mitte-Bundesrätin zu publizieren. Das Blatt stellt sie dabei als Fels in der Brandung dar, die jeglicher Kritik trotze und unbeirrt sowie mutig ihren Weg gehe. Ob die Richtung auch stimmt, ist dann eine andere Frage. Aber wie heisst es schon auf Italienisch: «Se non è vero, è ben trovato.» (hmo)

Alois Gmür, Pfadfinder, wählte eine bizarre Anrede, um SVP-Fraktionschef **Thomas Aeschi** eine Nachfrage auf dessen Votum im Nationalrat zu stellen. Der Schwyzer Politiker (Mitte-Partei) redete den Zuger mit «Herr Kamerad Aeschi» an. So pflegen eigentlich welsche Sozialisten einander anzusprechen. Es ist allerdings nicht davon auszugehen, dass Gmür Aeschi sozialistischer Umtriebe verdächtigt und ihn deshalb so auf die Schippe nehmen wollte. Gmür und Aeschi standen gemeinsam auch nie im Schützengraben, wo unter Soldaten der Ausdruck Kamerad ebenfalls geläufig ist. Die einzige Erklärung liegt darin, dass der altgediente Pfadfinder Gmür den Nationalratssaal mit dem Pfadilager verwechselte, wo jeder als guter Kamerad gilt und entsprechend angesprochen wird. (hmo)

Sandra Sollberger, Hartnäckige, wollte wissen, weshalb Fotografen aus dem Ausland den Auftrag bekommen haben, während der Session Bilder für eine Ausstellung im Rahmen der 175-Jahr-Feier des Bundesstaates zu machen. Vom Büro des Nationalrats heisst es jetzt lapidar, die renommierte Agentur Magnum Photos sei auf eigene Initiative an die Verwaltungsdelegation gelangt. Dieser habe die Idee gefallen, und sie habe zugestimmt. **Karin Keller-Sutter** hat als Vertreterin des

Bundesrats das Patronat für die Feiern zur Gründung des Bundesstaates 2023 übernommen, wie die *Weltwoche* an dieser Stelle vor Wochenfrist berichtete. Der Sprecher der FDP-Justizministerin legt indessen Wert darauf, festzuhalten, dass die Magistratin weder organisatorisch noch finanziell mit der erwähnten Ausstellung etwas zu tun hat. (odm)

Andrea Loetscher-Haefliger, Kulturexpertin, ist zur neuen Direktorin des Rachmaninow-Hauses im luzernischen Hertenstein berufen worden. Die berühmte Kulturstätte, die Villa Rachmaninow am Vierwaldstättersee, war in den Sommermonaten der Jahre 1932 bis 1939 der Wohnsitz des russischen Komponisten, Pianisten und Dirigenten **Sergei Rachmaninow**. Die Flötistin und Ehefrau von **Michael Haefliger**, Intendant des Lucerne Festival, sagt über ihren neuen Job: «Ich werde diese tolle Aufgabe mit viel Frische, Elan, aber auch mit dem nötigen Respekt gegenüber diesem einzigartig schönen Platz und dessen Geschichte angehen.» Amtsantritt ist der kommende 1. Juli. (ah)

Roman Abramowitsch, Opfer, will sein Geld zurück. Der von Sanktionen betroffene russische Oligarch und Ex-Eigentümer des Fussballklubs Chelsea hat eine Sammelklage gegen den EU-Rat eingereicht, um sein Vermögen zurückzuerhalten. Allerdings muss er sich noch einschränken: Der Prozess wird Jahre dauern. (ky)

J. K. Rowling, Zaubermutter, legt sich mit Wanderern an. Sie werfen der «Harry Potter»-Autorin vor, über eine ihrer Firmen illegal den Zugang zu einem beliebten Wanderweg an der schottischen Grenze zu erschweren. So seien sogar Bäume mitten in den Pfad gepflanzt worden. (ky)

Yann Sommer wäre der perfekte Captain

In jeder Fussballmannschaft gibt es eine Hierarchie: Zuoberst steht der Captain – als Bindeglied zwischen Spielern und Trainer, als Kommunikator gegen innen wie aussen. In der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft kommt diese Rolle Granit Xhaka zu. Der Arsenal-Mittelfeldspieler ist jener Mann, der für sich die grösste Bühnenpräsenz beansprucht – und nach den Spielen den Medien jeweils Auskunft gibt.

Nicht immer findet er dabei den richtigen Ton. «Soll ich ehrlich sein – langsam geht mir das wirklich auf die Eier», bellte er jüngst in ein Mikrofon. Hintergrund der Aufregung war ein primitiver Leserkommentar auf *Blick.ch*. Dass Xhaka öffentlich darauf reagierte, sich als Opfer einer rassistischen Attacke darstellte und auf Instagram schrieb: «Es wird sich nie ändern!», empfanden viele Nati-Fans als übertrieben.

Trotzdem fordert die *Neue Zürcher Zeitung*, der Schweizer Nationaltrainer Murat Yakin müsse nun seinen Captain Granit Xhaka stärken. Es ist ein hehrer Gedanke, aber der falsche Ansatz zur Bekämpfung der schwelenden Krise. Yakin sollte vielmehr jenen Spieler zum Captain be-



Eloquenz und Integrität: Torhüter Sommer.

fördern, der den Anforderungen an diese Position perfekt entspricht und auch dann die Ruhe bewahrt, wenn es Kritik hagelt oder um die Vermittlung unangenehmer Botschaften geht – der ausserdem konstant seine Leistungen bringt und sogar die Nationalhymne beherrscht: Torhüter Yann Sommer.

Der Zürcher mit Basler Vergangenheit ist die Eloquenz und Integrität in Person. Doch Yakin will partout keinen Wechsel auf der Position des Captains. Anders ist es nicht zu erklären, dass er an Xhaka festhält, obwohl man den ohne Begleitschutz besser nicht vor ein Mikrofon treten lässt – und der als Kommunikator ungefähr so tauglich ist, wie es Alain Berset als SVP-Präsident wäre.

Thomas Renggli

MÖRGELI

Gerhard Pfister macht den Amherd

Die Politiker reiben sich die Augen. Und die Journalisten klopfen sich begeistert auf die Schenkel. Denn das schroffe «Linksum kehrt!» des Mitte-Präsidenten Gerhard Pfister beträgt volle 180 Grad. Der neue Linkskurs überrascht nur Naivlinge. Denn Pfisters Mitte-Partei hat ein oberstes Ziel: im Bundesrat zu sitzen. Und ihr Chef hat dasselbe oberste Ziel: im Bundesrat zu sitzen.

Gerhard Pfister weiss: Bei den nächsten Bundesratswahlen ist er 61-jährig. Der 13. Dezember 2023 ist der Tag seiner letzten Chance. Die CVP hat den Verlust ihres zweiten Sitzes nie verschmerzt. Und die BDP war lediglich Kulisse für die Ein-Frau-Show Widmer-Schlumpf. Die Vereinigung von CVP und BDP zur Mitte-Partei diene einzig der Vergrößerung der Wählerbasis. Und diese wiederum einzig zur Rechtfertigung einer Doppelvertretung im Bundesrat.

Bei den eidgenössischen Wahlen will die Mitte den Freisinn überholen. Oder zumindest einer geschwächten FDP den zweiten Bundesratsstz ent-reissen. Gerhard Pfister weiss: Die SVP ist dafür nicht zu haben. Sie unterstützt den freisinnigen Doppelanspruch, weil sonst die Landesregierung ganz nach links kippt. Pfister braucht die Linke für die Zweifachvertretung seiner Mitte. Schon einmal musste er zuschauen, wie Viola Amherd vom linken Parteiflügel in den Bundesrat einzog. Und er als Rechts-aussen innerhalb der Partei tatenlos zuschauen musste.

Während der Covid-Krise erkannte Pfister: Marschiert er mit links, bekommt er seine Bundesrats-Chance. Zumal wenn er der SP verspricht, ihre Doppel-vertretung gegen die Grünen abzu-sichern. Darum nennt er seine Partei jetzt «Wertepartei» (vorher «Wirt-schaftspartei»). Darum verlangt er jetzt eine «Kriegsgewinnsteuer» (vorher «Steuersenkung»). Darum ist er jetzt für gelockerte Waffenausfuhren (vor-her strengere Waffenausfuhren). Darum will er jetzt den Rohstoffhandel stärker regulieren (vorher weniger regulieren). Die Moral ist jenes Mass an Anständig-keit, das gerade modern ist. Eine einfache Moral ist Gerhard Pfister nicht genug. Er braucht gleich eine doppelte.

Christoph Mörgeli

Grüne Kernenergie

Natur und Landschaftsbild verdienen eine offene Debatte über Energietechnologien.

Hans-Ulrich Bigler und Kurt Fluri

Dank einer Motion zur Schaffung der gesetzlichen Grundlage für grosse Solaranlagen im Berggebiet ist das Spannungsfeld zwischen Landschaftsschutz und Stromproduktion in der Sommersession Thema im Ständerat. Nötig macht diese Diskussion nicht zuletzt der beschlossene Atom-ausstieg. Ihr geringer Flächenbedarf ist ein wesentlicher Vorteil von Kernkraftwerken, der auch zum Entscheid der EU-Kommission beigetragen hat, die Kernenergie als nachhaltige Technologie zu taxieren. Eine im Auftrag der liberalen und konservativen Fraktionen des Europäischen Parlamentes verfasste Studie, die den Landschaftsschutz explizit in die Wirtschaftlichkeitsüberlegungen einbezieht, kommt zum Schluss, dass sich Investitionen in Kernkraftwerke sehr wohl lohnen würden.

Neben einer technologieoffenen Planung wird der Bau von Kernkraftwerken als boden-schonende Massnahme mit geringem Flächen-bedarf ausdrücklich empfohlen. Als Beispiel wird Tschechien aufgeführt, das – ohne Ein-satz von künftigen Kernkraftwerken – fast die Hälfte seiner gesamten Landfläche für eine de-karbonisierte Stromproduktion opfern müsste. Vom ressourcenschonenden Bau neuer Kern-anlagen würde laut den Autoren gerade die dor-tige Landwirtschaft profitieren, da diese die zur Nahrungsmittelproduktion zwingend nötige Fläche auch weiterhin zur Verfügung hätte.

Wert der Natur

Diese Diskussion hat frappante Ähnlichkeiten mit der hierzulande in den sechziger Jahren geführten Debatte zur Umwelt- und Energie-politik. Damals ging der Schweizerische Natur-schutzbund auf die Barrikaden, da man wegen Öl-, Kohle- und Gaskraftwerken eine massive Zunahme der Luft- und Umweltverschmutzung befürchtete. Auf Widerstand stiess auch der an-gedachte Zubau von Wasserkraftwerken. Der Berner Nationalrat Jakob Bächtold, auch Präsi-dent des Schweizerischen Naturschutzbundes, kämpfte deshalb erfolgreich für eine techno-logieoffene Energieplanung unter explizitem Einbezug der Kernkraft. Bereits 1962 meinte

er: «Für den Naturschutz ist es von grösster Bedeutung, feststellen zu können, dass Kern-energie konkurrenzfähig geworden ist und dass somit kein zwingender Grund mehr besteht, jedes geeignete Gewässer ohne Rücksicht auf die Landschaft der Energiegewinnung zu opfern.»

Wenn wir die Worte Bächtolds oder auch die oben erwähnte Studie mit jüngst ge-führten Diskussionen um Wirtschaftlichkeit und Energiewende vergleichen, zeigt sich: Die Betrachtung, welche Energieform wirtschaftlich ist und welche nicht, ändert sich, sobald man dem Landschaftsbild und der Schweizer Natur einen berechtigten Wert zugesteht. Beginnen wir also, technologieoffen zu planen und mit allen vorhandenen Mitteln an einer landschafts-schonenden, klimafreundlichen und wirtschaft-lichen Energiezukunft der Schweiz zu arbei-ten. Kernenergie gehört hier dazu – sowohl in Europa als auch in der Schweiz.

Hans-Ulrich Bigler ist Präsident des Nuklearforums Schweiz. Kurt Fluri ist FDP-Nationalrat (Solothurn).



Steilvorlage von der SP. Endlich!

Roger Nordmann kämpft nicht mehr gegen bifaziale Freiflächenanlagen. Wer hätte das gedacht?



Die Schweiz hat sich bisher nicht ernsthaft mit der Frage beschäftigt, wie sie sich so schnell wie möglich selbst mit Strom versorgen kann. Wirklich schnell geht das nur mit dieselbetriebenen Generatoren, die dezentral alle Quartiere und wichtigen Betriebe mit Strom versorgen. So, wie sie in unseren Spitälern längst funktionieren. Im Kampf gegen Hacker und Stromabschaltungen wäre dies vordringlich. Aber unsere Bundesrätin Viola Amherd und ihr Oberwalliser Silber-Cyber-*buddy* Roger Michlig kaufen lieber vorgezogen Tarnkappenbomber, die rein gar nichts zur Cyber- und zur Versorgungssicherheit der Schweiz beitragen.

Wer bis 2032 in Sachen Strom die Schweiz ohne unsere gefährlichen Rostlauben-Atomkraftwerke versorgen will, muss ein Winterstromloch von 25 Milliarden Kilowattstunden stopfen. Dies geht halbwegs umweltfreundlich nur mit Strom aus bifazialen Freiflächenanlagen in den Alpen. Warum ist das so? Die Herstellung von Solarzellen braucht Energie und Rohstoffe. Weil die gleiche Solarzelle in den Alpen dreibis viermal mehr Winterstrom produziert als auf den Dächern des nebelverhangenen Mittellandes, braucht es logischerweise mindestens dreimal weniger Ressourcen.

Hinzu kommt: Wir leiden in der Schweiz unter einem Arbeitskräftemangel. Michael Hermann wartet immer wieder vergeblich auf die Handwerker. Der Sotomo-Chef ist keine Ausnahme, sondern die Regel.

In der gleichen Zeit können zehn Arbeiterinnen und Arbeiter in den Alpen zweimal mehr Solarmodule aufstellen, als sie auf den Dächern des Mittellandes installieren.

Es ist ökonomisch, ökologisch und ästhetisch ein Blödsinn, Aufdachanlagen in Nebelbänken zu installieren. Es ist gar nicht so lange her, dass die Herren Raimund Rodewald und Roger Nordmann einen Pakt geschlossen haben, um genau das durchzusetzen. Raimund Rodewald arbeitet für die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz und Roger Nordmann für Swissolar. Rechtlich

Seit dem Maskendebakel wissen wir: Wenn Mangel herrscht, ist sich jeder der Nächste, jede die Nächste.

bedeutungslos, weil es sich um private Verbände handelt. Aber die beiden Schlaumeier zogen die zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die von Energie so viel versteht wie ich vom Klavierspiel, erfolgreich in ihr Boot.

Jetzt bekommen quer durch den Garten fast alle kalte Füße. Seit dem Maskendebakel wissen wir: Wenn Mangel herrscht, ist sich jeder der Nächste, jede die Nächste. Die EU-Länder werden uns – Stromabkommen hin oder her – keinen Strom liefern, wenn sie selbst zu wenig davon haben. Das Gleiche gilt für das Russengas, auf das die EU bis 2024 verzichten will.

Für Konrad Adenauer selig galt: Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern. Niemand wird mich daran hindern, klüger zu werden. Dies scheint neu erfreulicherweise auch für die SP Schweiz zu gelten. Wer hätte das gedacht? **Lichtblick 1** — Die SP will, dass in der Schweiz in den Jahren 2023 bis 2026 Freiflächenanlagen mit einer Leistung von 3000 MW gebaut werden.

Lichtblick 2 — Entsprechende Anlagen sollen innert sechs Monaten durch den Bund bewilligt werden. Dies in der Reihenfolge der eingegangenen Projekte.

Wie werden die anderen Parteien reagieren? Was macht Jürg Grossen mit seinen Grünliberalen? Steigen Beat Rieder und Philipp Matthias Bregy – neu nicht mehr CVP Oberwallis, sondern Die Mitte – auf diese Logik ein? Hinter welchen Büschen werden sich die Freisinnigen verstecken? Und unter welchem seiner Zeltmächer Christian Imark? Wie reagieren die Grünen, die absehbar im Dilemma stecken?

Spätestens wenn wir uns den Arsch abfrieren, spätestens wenn wichtige Betriebe statt Produkte Arbeitslose produzieren, wird die Jagd nach den Schuldigen beginnen. Alle werden mit ihren Fingern auf die andern zeigen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Grande-Dixence die grösste Baustelle Europas. Die Arbeitsbedingungen spotteten jeder Beschreibung. In kalten Nächten schliefen einige Arbeiter in den Särgen, die sie zuvor mit Zeitungspapier isoliert hatten. Der Verwaltungsratspräsident von Alpiq fordert eine vergleichbare Kraftanstrengung für die Solarenergie wie einst für die Wasserkraft.

Solarenergie ist heute günstiger als jede andere Energie. Die Unia wird – wenn wir uns endlich bewegen – für gute Arbeitsbedingungen in den Höhenlagen zwischen 1800 und 2500 Metern sorgen. Auch dank weitgehend automatisierten Baumaschinen und elektrischen Helikoptern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Personenfreizügigkeit mit der Ukraine

Dank Justizministerin Keller-Sutter haben alle Ukrainer automatisch Zugang zu Sozialleistungen und zum Arbeitsmarkt. Wie lange kann das gutgehen?

Hubert Mooser

Bern

Als sich die für Migration zuständige Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) vergangene Woche mit den kantonalen Sozialdirektoren traf, konnte sie diesen keine grossen Hoffnungen auf eine Entspannung der Situation machen. Man müsse im schlimmsten Falle mit 80 000 bis 120 000 Flüchtlingen aus der Ukraine bis zum kommenden Herbst rechnen, erklärte sie den Regierungsräten.

Dabei wissen viele Kantone und Gemeinden schon heute nicht mehr, wo sie die vielen Kriegsvertriebenen unterbringen sollen. «In der Anfangszeit war es einfacher, die Solidarität in der Bevölkerung war sehr gross. 80 Prozent der Unterkünfte wurden uns von Privaten zur Verfügung gestellt», sagt der Schwyzer Wirtschafts- und Sozialminister Andreas Barraud (SVP).

Aber nun sei der Kanton mit 900 zugewiesenen Flüchtlingen fast am Anschlag. «Die Reserven der zur Verfügung stehenden Unter-

Bald könnten 200 000 Menschen mehr in der Schweiz leben. Das entspricht der Einwohnerzahl von Genf.

künfte haben uns zum Handeln veranlasst.» Vor Pfingsten kündete Barraud an, man baue eine Zeltstadt. Sie soll Platz bieten für 140 Personen. Rund 35 Zelte sollen in einer dem Kanton kostenlos dafür zur Verfügung gestellten Halle in Seewen eingerichtet werden.

Büchse der Pandora

Andere Kantone wie Bern stampfen für zehn Millionen Franken eine Containersiedlung aus dem Boden, wo man bis zu tausend Flüchtlinge unterbringen kann. Immerhin, die Situation sei gerade etwas entspannter als auch schon, sagt die Stadtberner Sozialdirektorin Franziska Teuscher (Grüne). Zurzeit würden ukrainische Flüchtlinge verstärkt auf die Kantone in der Romandie verteilt, weil diese in der ersten Phase keinen grossen Zulauf hatten.

Aus gesamtschweizerischer Perspektive ist das einerlei. Justizministerin Keller-Sutter hat



Hoffen auf Entspannung: Bundesrätin Keller-Sutter besucht den «Ochsen», Münsingen BE.

die Büchse der Pandora geöffnet, als sie nach einem Treffen mit den EU-Innenministern dem Bundesrat erfolgreich vorschlug, die Schweizer Notfallregel, den Schutzstatus S, für alle Ukrainerinnen und Ukrainer einzuführen.

Die erstmalige Aktivierung dieses Schutzstatus bedeutet faktisch die Personenfreizügigkeit mit der Ukraine, einem Land mit 44 Millionen Einwohnern. Alle Kriegsflüchtlinge erhalten automatisch Schutz, müssen kein reguläres Asylverfahren durchlaufen und haben Zugang zu Sozialleistungen, Gesund-

heitsversorgung und dem Arbeitsmarkt. Das ist ein Kraftakt, auch finanziell. Allein der Bund muss für die bisher in der Schweiz registrierten Ukrainerinnen und Ukrainer Kosten von über 1,2 Milliarden Franken aufwenden. Dazu kommen die Ausgaben der Kantone und der Gemeinden für die Betreuung. Denn die Pauschale, die der Bund pro Flüchtling zahlt, reiche hinten und vorne nicht, wie die SVP-Nationalrätin und Gemeindepräsidentin der kleinen Zürcher Gemeinde Hagenbuch, Therese Schläpfer, sagt.

Wie lange wird es so weitergehen? Eine Obergrenze für Flüchtlinge aus der Ukraine gibt es laut Staatssekretariat für Migration (SEM) nicht. Mehr noch: Der Bund weiss nicht einmal, ob die Flüchtlinge aus dem kriegsversehrten Osten oder aus dem vergleichsweise ruhigen Westen der Ukraine kommen. Der Aufwand dafür sei zu gross, lautete die Antwort auf eine Anfrage von SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Folglich werden auch keine Ukrainer, die aus sicheren Landesgegenden stammen, in ihre unversehrte Heimatregion zurückgeschickt.

1000 Flüchtlinge pro Tag

Keller-Sutters oberste Beamtin für Migration, SEM-Chefin Christine Schraner Burgener, zeichnete sich bisher dadurch aus, dass sie anfänglich die Flüchtlingsströme kleinredete. So sagte sie Anfang März gegenüber den Medien, man rechne mit rund 1000 Flüchtlingen pro Woche. Tatsächlich kamen aber 500 bis 1000 Flüchtlinge pro Tag. Später erklärte sie, erste Flüchtlinge seien bereits in ihre Heimat zurückgekehrt. Tatsächlich steigen die Zahlen weiter stark an.

Dass mit diesen Flüchtlingen Tausende Fachkräfte ins Land strömen, blieb dagegen der fromme Wunsch von ein paar gutgläubigen Wirtschaftsfunktionären. Zeitweilig war gar die Rede von Tausenden bestens ausgebildeten IT-Fachleuten. Regierungsrat Barraud hat andere Erfahrungen gemacht. In seinem Kanton seien rund fünfzig Gesuche für die Beschäftigung ukrainischer Arbeitskräfte eingereicht worden, die Hälfte davon habe man bis jetzt bewilligt. Die meisten betrafen Gastgewerbe und Hotellerie und Dienstleistungsbetriebe.

Bezeichnend ist, dass Keller-Sutter einen Landgasthof in Münsingen aufsuchte, um ein Bild von der Integration der Ukrainer in den Arbeitsmarkt zu erhalten. Der dortige «Ochsen» beschäftigt eine ukrainische Köchin. Offenbar sind die meisten Erwerbstätigen mit Schutzstatus S in der Gastro-Branche tätig.

Wie viele Ukrainer eine Stelle gefunden haben, ist unklar. Keller-Sutters Departement spricht von knapp 1000 beschäftigten Flüchtlingen. Sie selber nannte in Münsingen die Zahl von «wahrscheinlich 2000» arbeitstätigen Flüchtlingen.

Doch ob es nun 1000 oder 2000 sind – es ist so oder so keine Erfolgsgeschichte. Denn von den 54 000 Ukrainern, die bislang in die Schweiz geflüchtet sind, befinden sich immerhin 30 000 im arbeitsfähigen Alter.

Ist es nicht eher so, dass die Flüchtlingswelle den Fachkräftemangel verschärft? Der Zürcher SVP-Nationalrat Thomas Matter argumentiert folgendermassen: Je mehr Zuwanderung, desto mehr Leute brauche es, um die Zugewanderten zu betreuen: in der Verwaltung, in den Schulen und in den Spitälern.

Ist es ein Zufall, dass gerade jetzt ein grosses Wehklagen über fehlende Lehrer aufkommt, wo man von einem Tag auf den anderen auch noch gegen 10 000 ukrainische Kinder unterrichten muss? In Bern musste man für zehn neue Integrationsklassen zum Teil pensionierte Lehrerinnen und Lehrer reaktivieren.

Und nicht bloss Kriegsvertriebene lassen die Bevölkerungszahl hochschnellen. Über die Schiene Personenfreizügigkeit mit den EU-/Efta-Staaten, über die Drittstaatenregelung und unter dem Titel anerkannte Flüchtlinge wächst die Schweiz weiterhin pro Jahr um 50 000 bis 60 000 Einwohner.

Dazurechnen muss man auch noch jene Personen, die im Asylprozess stecken. Gut möglich, dass Ende 2022 über 200 000 Menschen

Da die Nachfrage nach Wohnraum hoch bleibt, werden auch die Mieten weiter anziehen.

mehr in der Schweiz leben als Ende 2021. Das entspricht der Einwohnerzahl von Genf, der zweitgrössten Stadt des Landes.

Als in der ersten Phase der Personenfreizügigkeit über 100 000 EU-Bürger pro Jahr ins Land drängten, jammerten alle über den Dichtestress. Jetzt sind es bald einmal doppelt so viele. Wenn die erste Solidaritätswelle abgeklungen ist, dürfte die Schweiz heftige Debatten erleben.

Denn die Folgen des rasanten Bevölkerungswachstums sollten allen klar sein: Ständig müssen neue Infrastrukturen bereitgestellt werden, vor allem im Sozial-, Gesundheits- und Verkehrsbereich. Wegen zu vieler fremdsprachiger Kinder sinkt das Niveau in der Volksschule. Im bereits jetzt dichtbesiedelten Mittellandbogen muss noch mehr Landschaft verbaut werden, um zusätzlichen Wohnbau bereitzustellen.

Da die Nachfrage nach Wohnraum hoch bleibt, werden auch die Mieten weiter anziehen. Und wenn die Bevölkerung zunimmt, während die landwirtschaftliche Produktionsfläche abnimmt, dürfte es schwierig werden, eine Grundversorgung mit Lebensmitteln aus der Schweiz für den Notfall sicherzustellen. Zudem wird sich die sich jetzt schon abzeichnende Stromlücke verschärfen. Und die Staus auf der Autobahn und das Gedränge werden bestimmt auch nicht kleiner.

Kenianer aus der Ukraine

Für eine Gemeinde wie Hagenbuch im Kanton Zürich mit 1100 Einwohnern kann schon nur die Aufnahme von ein paar Flüchtlingen zum Problem werden, wie Gemeindepräsidentin Schläpfer erkärt. So sei der Gemeindeverwaltung empfohlen worden, die Kinder aus der Ukraine zum Deutschlernen in die Bénédict-Schule zu schicken. «Das hätten wir uns aber nicht leisten

können. Wir haben deshalb mit der Nachbargemeinde Elgg eine gemeinsame und vor allem billigere Lösung gesucht und auch gefunden», so Schläpfer.

Ein anderes Problem: Nicht immer ist dort, wo Ukraine draufsteht, auch tatsächlich Ukraine drin. Die Aargauer SVP-Nationalrätin Martina Bircher hat kürzlich in einer parteiinternen Publikation aufgezeigt, dass von zwölf Personen mit S-Status, die unlängst einer Aargauer Gemeinde zugewiesen wurden, erstens alle Männer sind (wo es doch heisst, es kämen nur Frauen und Kinder) und zweitens fünf davon aus Afrika stammen. Ein Kenianer oder ein Libanese, der vorgebe, in der Ukraine gelebt zu haben, oder der vor dem Krieg dort gelebt habe, aber keinen ukrainischen Pass besitze, könne genauso gut zurück in sein Heimatland, fand Bircher.

Bis das Land wiederaufgebaut ist

Noch sieht man überall Ukraine-Fähnchen an Hausfassaden. Doch je länger der Zustrom anhält, desto mehr wird die Solidarität schwinden. Als in der Ukraine der Krieg losging, entschlossen sich Tausende Schweizer Familien, Geflüchtete aufzunehmen. Viele dieser Hilfsangebote wurden schon in den letzten Wochen wieder zurückgezogen, weil es zwischen Gast und Gastgebern Probleme gab. Dass manche Ukrainer, die hier Obdach und Hilfe suchen, im teuren SUV aufkreuzen, trägt auch nicht gerade zur Völkerverständigung bei.

Dass die Ukrainer schnell wieder in ihr Land zurückkehren werden, wie es manche Beobachter glauben, könnte sich als Fehlannahme erweisen. Bereits ist aus der Politik zu hören, die Ukrainer sollten hierbleiben, bis ihr Land wiederaufgebaut ist. Das kann Jahre dauern.



DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
SONNTAG 12.06. | 23:25
SERVUS TV

Eine multipolare Welt fördert den Frieden

Die USA müssen wieder mit Moskau ins Gespräch kommen. Denn wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.

Oskar Lafontaine

Wenn die USA die Frage, welche Ziele sie in der Ukraine verfolgen, nicht beantworten können, dann gefährden sie den «langfristigen Frieden und die Sicherheit auf dem europäischen Kontinent», schrieben die Herausgeber der *New York Times*. Aber das Ziel der USA ist seit Jahren klar: Sie wollen die einzige Weltmacht sein und die Weltpolitik bestimmen. Doch viele Staaten, allen voran China und Russland, finden sich mit der hegemonialen Stellung der Vereinigten Staaten nicht mehr ab.

Entgegen dem Rat ihrer renommiertesten aussenpolitischen Experten, angefangen beim Vater der Containment-Politik, George Kennan, über den Geostrategen Zbigniew Brzezinski bis zum heutigen CIA-Chef William Burns, versuchten die USA, die Ukraine in die Nato aufzunehmen. Damit, so warnten die US-Aussenpolitiker, werde eine rote Linie überschritten und es könne zum Krieg kommen. Seit dem 24. Februar wissen wir, dass sie recht hatten.

Europa muss eine Antwort finden

Obwohl Washington durch den Ukraine-Krieg stark beansprucht ist, verstärkt es die Konfrontation mit China. In einer Grundsatzzrede hat Aussenminister Antony Blinken China als die «langfristig grösste Herausforderung für die internationale Ordnung» bezeichnet und die Welt aufgerufen, für den Erhalt der gegenwärtigen Ordnung zu kämpfen. Zur Begründung sagte er: «China ist das einzige Land, das beides hat: den Willen, die internationale Ordnung neu zu gestalten, und zunehmend auch die wirtschaftliche, militärische und technologische Macht, es zu tun.» Die Antwort Pekings liess nicht lange auf sich warten. Blinkens Rede zeige, dass der Westen «Chinas Entwicklung einschränken und unterdrücken sowie die Vormachtstellung der USA erhalten wolle», sagte Aussenamtssprecher Wang Wenbin.

Blinkens Rede und die Erwiderung Wangs kennzeichnen die geostrategische Lage. Die USA möchten ihre Vormachtstellung behaupten, während nicht nur China und Russ-

land, sondern auch grosse Teile der Welt sich mit diesem Anspruch nicht mehr abfinden.

Vor allem Peking will die internationale Ordnung neu gestalten und die Vormachtstellung der USA beenden. Aber auch Russland spielt, wie die Entwicklung im Vorderen Orient und in Afrika zeigt, im Konzert der Weltmächte wieder mit.

Europa muss auf die neue geopolitische Konstellation eine Antwort finden. Der alte Kontinent ist wirtschaftlich eine Weltmacht, aber politisch nicht in der Lage, mit einer Stimme zu sprechen und den USA, China und Russland durch eine an den eigenen Interessen orientierte Aussenpolitik Paroli zu bieten. Will aber Europa nicht in die Auseinandersetzung der USA mit Russland und China verwickelt und zwischen diesen Mächten zerrieben werden, dann braucht es eine eigenständige Aussen- und Verteidigungspolitik. Zudem müssen die militärischen Einrichtungen der USA in Europa, auf die die russischen und bald wohl auch die chinesischen Raketen programmiert sind, abgebaut werden. Militärisch braucht Europa die USA nicht, da es längst ein Vielfaches des russischen Etats für Rüstung ausgibt. Beim Bemühen um eine souveräne europäische Aussen- und Verteidigungspolitik sollten Deutschland und Frankreich vorangehen.

In einer den Frieden fördernden multipolaren Weltordnung kann Europa seine Interessen wahren und zwischen den miteinander rivalisierenden Mächten USA, China und Russland eine ausgleichende Rolle einnehmen.



Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte der amerikanische Präsident Roosevelt im Blick auf die Vereinbarungen von Jalta vom sichersten Europa der Geschichte gesprochen. Zwar gab es in den Nachkriegsjahrzehnten stets eine latente Kriegsgefahr. Mit der Nato und dem Warschauer Pakt standen sich jedoch zwei Blöcke gegenüber, die eine direkte Konfrontation der Grossmächte verhinderten. Diese relativ stabile bipolare Sicherheitsstruktur, die auf einem Kräftegleichgewicht beruhte, soll nach den Plänen der USA heute durch eine vergrösserte und militärisch weit überlegene Nato abgelöst werden, die einem isolierten Russland feindlich gegenübersteht. Dass das nicht funktionieren kann, ist offensichtlich.

Gorbatschows Vision wirkt weiter

Sicherheit kann nur gemeinsam gefunden werden. Der Frieden, das lehrt uns die Geschichte, ist nur dauerhaft, wenn den Interessen aller Beteiligten Rechnung getragen wird. Der Wiener Kongress und die Vereinbarungen von Jalta beispielsweise schufen eine belastbare Sicherheitsarchitektur, die auch die Interessen der ehemaligen Gegner berücksichtigte. Der Versailler Vertrag hingegen hielt nur zwei Jahrzehnte, weil er der Weimarer Republik einen demütigenden Frieden aufzwang und damit das Erstarken revanchistischer Kräfte begünstigte.

Wer nach dem Ukraine-Krieg wieder eine stabile Sicherheitsarchitektur errichten will, muss Russland einbeziehen. Die Vision Gorbatschows vom gemeinsamen europäischen Haus hat sich nicht erledigt. Einer der renommiertesten amerikanischen Historiker, John Lewis Gaddis, griff diese Vision kürzlich wieder auf: «Was mir vorschwebt, ist eine Struktur des Friedens und der Sicherheit für den gesamten eurasischen Raum, vom Atlantik bis nach Wladiwostok.»

Die USA müssen sich mit der multipolaren Welt abfinden und mit Moskau wieder ins Gespräch kommen. Denn wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.

Oskar Lafontaine war Vorsitzender der SPD und Finanzminister Deutschlands.

Lachend in die Kreissäge rennen

Seien wir ehrlich: Frauen lieben *bad boys*.

Ich kann trotzdem nur raten, die Finger von ihnen zu lassen.

Vivien Wulf

Er ist provokativ, manipulativ und selbstbewusst. Ein Alphatier auf ganzer Linie. Die Spezies *bad boy* fasziniert Frauen seit Ewigkeiten. Doch warum fallen kluge Frauen, selbst in Zeiten von Emanzipation und Gleichberechtigung, immer wieder auf die bösen Jungs rein? Was ist so verführerisch an ihnen? Sind es unsere archaischen Sehnsüchte?

Schon seit je ziehen Frauen die *bad boys* den *good boys* vor. Nicht, weil sie etwa die besseren Ehemänner wären, sondern weil Frauen Sehnsucht nach dem vermeintlich Spannenden haben.

Verführerische Attitüden

Vor allem junge Frauen stehen auf die starke, sexuelle Anziehung der *bad boys*. Man will das, was man nicht kriegen kann, und probiert sich aus. Vor allem in jungen Jahren ist das Risiko hoch, so einem Alphatier auf den Leim zu gehen. Massenhaftes Testosteron lässt die Hoffnung der Frau wachsen, dass die bösen Jungs nicht nur stark und selbstbewusst sind, sondern auch leidenschaftlich in der Liebe.

Dass ein *bad boy* dabei so schwer zu durchschauen ist, macht ihn für die Frau gerade so begehrenswert. Die eine zu sein, die es schafft, ihn zu verändern, ist und bleibt die Traumvorstellung. Letztlich wollen Frauen ihn zu einem besseren Menschen machen. Vielleicht sogar das schaffen, was seine Mutter in der Erziehung nicht schaffen konnte. Und das wird zum Angelpunkt, und die emotionale Abhängigkeit

Die eine zu sein, die es schafft, ihn zu verändern, ist und bleibt die Traumvorstellung.

beginnt. Die verführerischen Attitüden lassen die Fahrt in die Arme des *bad boy* beginnen. Oder wie man es auch betiteln könnte: «Lachend in die Kreissäge rennen».

Emotion schlägt Verstand, und schlechtes Benehmen wird mit Sex belohnt. Er ist eine Projektionsfläche für Sehnsüchte. Denn das Weibchen suchte schon immer das stärkste

Männchen aus. Ziel ist es, die eigenen Gene bestmöglich weiterzugeben. Es wird ganz plakativ nach einem starken Rollenbild gesucht. Er ist also nicht nur physisch, sondern auch psychisch extrem anziehend für die Frau.



Action auf ganzer Linie: Autorin Wulf.

Nicht ohne Grund sind Filmkassenschlager wie «Grease», «Fifty Shades of Grey» oder auch «365 Days» so populär. Die Sehnsucht nach starken Männern, die wissen, was sie wollen und sich das auch ohne Widerworte nehmen, ist grösser denn je. Die Anziehung auf körperlicher Ebene spielt hierbei eine essenzielle Rolle, dass Frau völlig den Verstand verliert. Denn die Hoffnung stirbt zuletzt, und vielleicht kann er sich doch noch für die richtige Frau verändern und zu einem besseren Menschen werden.

Aber nicht nur Filme verdeutlichen, wie stark die Lust auf das Verbotene ist. Auch der Fall von Amber Heard und Johnny Depp zeigt, wie sehr Frauen auf die *bad boys* stehen. Alkohol, Drogen und Zigaretten sind zwar schlecht für Leber und Lunge. Doch der harte Johnny Depp mit seiner

gefährlichen Schwäche für Rauschmittel hat bei Amber Heard offenbar einmal punkten können.

Dabei sind Treue und Warmherzigkeit laut Studien das, was sich Frauen am meisten von einem Mann wünschen. Der *bad boy* ist für die Frau hingegen oft schwer zu erreichen und kaum zu durchschauen. Dafür zeigt er ihr mit seiner direkten Art, wo's langgeht, und sammelt so ordentlich Pluspunkte.

Durch seine «Ich bin dir überlegen»-Einstellung schafft er es, den vermeintlichen Triggerpunkt zu drücken und Frauen nervös werden zu lassen. Und genau dieses Verhalten macht den *bad boy* so begehrenswert. Sie lechzt nach seiner Aufmerksamkeit! Die perfekte *Amour fou* beginnt.

Da Frauen evolutionsbedingt einen Versorger und Beschützer suchen und der *bad boy* für sie all das verkörpert, ist die Odyssee perfekt, und das alte Dilemma nimmt seinen Lauf. Sie kann weder mit noch ohne ihn. Diese Dynamik ist der optimale Nährboden für toxische Beziehungen. Mit ihm ist es niemals langweilig, denn die Beziehung gleicht einer Achterbahnfahrt – Action auf ganzer Linie!

Doch der *bad boy* hätte vermutlich viel lieber eine funktionierende Beziehung. Denn eines ist sicher: Mit seinem Verhalten muss er etwas kompensieren. Er ist daher kein Mann fürs Leben, sondern ein bindungsunfähiger Macho.

Lederjacke und Haargel

Die Devise lautet also: «Weg vom *bad boy* – hin zum *good boy*». Denn um bei seiner Herzensdame zu landen, muss man weder betrügen noch lügen. Was Frau sich wünscht, ist ein Mann mit Charakter, Rückgrat und Integrität.

Also, liebe Männer: Eure *bad boy*-Attitüden mögen zwar auf den ersten Blick verführerisch wirken, sind auf den zweiten Blick aber alles andere als cool. Und anstatt Geld für eine neue Lederjacke oder für Haargel auszugeben, solltet ihr es lieber in einen Psychologen investieren und anfangen, euer inneres Kind zu heilen.

Vivien Wulf ist Schauspielerin und Bestsellerautorin. Zuletzt von ihr erschienen: Pretty Happy. Lieber glücklich als perfekt. Edel Books. 240 S., Fr. 24.90

China ist eine Chance für Europa

Wir sollten uns vom Reich der Mitte entkoppeln, fordern immer mehr europäische Politiker. Das ist der falsche Weg. Fast die ganze übrige Welt hat es verstanden.

Frank Sieren

Viele Jahrzehnte haben sie gut so gelebt. Doch nun stellen die Europäer erschrocken fest, worauf ihr Wohlstand basiert: Sie kaufen preiswertes Öl und Gas im autoritären Russland oder in den autoritären Golfstaaten, stellen damit Autos und andere Hightech-Produkte für das autoritäre China her, um mit den Gewinnen Flip-Flops oder Smartphones made in China zu kaufen.

Putins Annexionskrieg machte sichtbar, dass der schöne Wohlstand einen hässlichen Preis hat. Die Europäer sollten keine Menschenrechtsverletzungen mehr tolerieren, um den eigenen Wohlstand zu mehren, versprechen Politiker nunmehr. Europa solle sich entkoppeln, vor allem vom mächtigen China.

Ideal wäre es, meinen sie, China von den Vorzügen der Globalisierung auszuschliessen, bis die Pekinger Politiker ein Einsehen haben oder von ihrer Bevölkerung zur Einsicht gezwungen werden. Manche fordern angesichts der jüngsten «Xinjiang Papers», den Dialog mit China einzustellen, bis das Land «endlich zur Vernunft» komme. Die Skizze der neuen Weltordnung: Demokratien als umweltfreundliche Selbstversorger, bis den Unartigen die Luft ausgeht.

Das klingt tatsächlich nach einer besseren Welt. Nur, das Zeitalter, in der die westliche, weisse Minderheit die Spielregeln der Mehrheit der Welt bestimmen konnte, geht zu Ende.

Dieser Trend prägte auch die Asienreise von US-Präsident Joe Biden im Mai. Sein Ziel war, eine Asien-Koalition der Demokratien gegen China und Russland zu bilden. Doch nur Japan ist wirklich dazu bereit.

Selbst Südkorea schreckt vor Kritik an China zurück. Die Südkoreaner, die 30 Prozent ihres Handels mit dem Nachbarn China abwickeln, wollen sich nicht entkoppeln. Eher noch riskieren sie, Joe Biden zu verstimmen, trotz 30 000 US-Soldaten im Land.

Ähnliches gilt für die Asean-Staaten (670 Millionen Ein-

Peking

wohner), die mit China die grösste Freihandelszone der Welt bilden. Oder Indien, die Staaten des Mittleren Ostens, Afrikas und Südamerikas. Sie wollen sich im Machtkampf der Weltmächte nicht mehr auf eine Seite ziehen lassen, sondern emanzipieren sich von den USA, möglichst ohne China in die Arme zu fallen.

Kampf mit harten Bandagen

Ganz wenige Länder ausserhalb Europas und Nordamerikas tragen die Sanktionen gegen Russland mit. «Nur die beiden Länder, die wir im Zweiten Weltkrieg besiegt haben, Deutschland und Japan, folgen uns noch uneingeschränkt», sagte ein US-Diplomat ernüchert.

Washington hat sich bereits pragmatisch auf die neuen Machtverhältnisse eingestellt. Anders als die EU halten die USA hochrangigen Kontakt zu Peking. Bidens Klimabeauftragter, der ehemalige Aussenminister John Kerry, war trotz Covid schon zwei Mal in China und hat

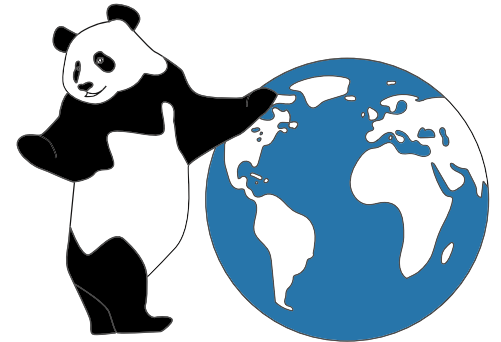
Das Zeitalter, in der die westliche, weisse Minderheit die Spielregeln bestimmen konnte, geht zu Ende.

dort nicht nur übers Klima gesprochen. Er reist bald ein drittes Mal hin. Auch die stellvertretende Aussenministerin Wendy Sherman war vor einem knappen Jahr in China.

Kein EU-Politiker ist hingegen seit Anfang 2020 in China gewesen. Die Chinesen haben dafür im November eine Delegation unter Leitung des bis heute einflussreichen ehemaligen

Technologieministers Wang Gang nach Europa geschickt. Die EU hat diesen Besuch bisher nicht erwidert. Sieschmolzt.

Während man in Deutschland über die «schmerzhafteste Abnabelung von China» (FAZ) von VW, BMW und Mercedes sinniert, dürfen die Investment-Häuser Goldman Sachs oder Blackrock neuerdings Mehrheits-Joint-Ventures in



China gründen – mit dem Segen Washingtons und Pekings. Mehr chinesische Unternehmen sollen in New York gelistet werden. Washington und Peking kämpfen mit harten Bandagen um die Vorherrschaft, arbeiten aber dennoch zusammen. Womöglich ermutigen die USA die EU zur Entkopplung von China, agieren selbst aber anders.

Die Alternative: eine Entkopplung im Alleingang. Es wäre nicht das erste Mal, dass Europa den zivilisatorischen Fortschritt für die Welt durchboxt. So ist immerhin die Demokratie entstanden.

Allerdings würden politische Nebenkosten anfallen, die sich bisher nur im Kleingedruckten der politischen Debatte finden lassen. Da Europa inzwischen fast alles aus China bezieht, Firmen wie Volkswagen rund 50 Prozent ihrer Gewinne in China einfahren und viele deutsche *hidden champions* ihre grössten Investitionen in China tätigen, wäre eine Entkopplung mit Inflationsraten über 30 Prozent und Entlassungswellen verbunden. Und manche Konsumgüter würde es in Deutschland leider nicht mehr geben. Werden Politiker, die das durchsetzen, wiedergewählt?

Zumal sich die Konsumgüterindustrie bereits in die entgegengesetzte Richtung aufgemacht hat. Die Inflationen um 8 Prozent im Westen (nur 2 Prozent in China) führen dazu, dass Walmart, Tesco oder Aldi noch billiger in China einkaufen müssen, um im Geschäft zu bleiben. In Washington wird bereits darüber diskutiert, die China-Zölle zu senken, um den innenpolitischen Druck zu senken.

Das Gegenargument, die Vollautomatisierung von Fabriken mache Europa von den tiefen



Löhnen Asiens unabhängig, ist nur die halbe Wahrheit. Auch bei automatisierter Produktion gilt: Je mehr ein Unternehmen von einem Produkt herstellt, desto billiger wird es. Umweltfreundlicher ist es allerdings. Doch, wer nur zu Hause herstellt, der setzt nichts mehr in China ab, denn die Chinesen sagen sich auch: Wer bei uns verkauft, soll bei uns herstellen. Das ist auch in China umweltfreundlich und hilft der Wirtschaft dort.

Keine Frage: EU-Unternehmen sollten mehr zu Hause für ihre lokalen Märkte produzieren und sich in Asien Alternativen zu China suchen. China zu ersetzen, wird jedoch schwierig. «Es gibt keine Alternative zum chinesischen Markt», stellt Jörg Wuttke, Präsident der EU-Handelskammer in China, nüchtern fest. Auch er hat sich mehr als einmal gewünscht, Indien wäre eine gleichwertige Alternative.

Die grösste Herausforderung für das europäische Entkopplungsprojekt liegt jedoch woanders: Die Logik «Werte oder Wirtschaft» funktioniert nicht. Denn nur wenn Europäer wirtschaftlich stark und innovativ sind, sitzen sie am Tisch, wenn die Werte der neuen Weltordnung ausgehandelt werden. Früher hatten sie einen Stamplatz. Das ist Geschichte.

Dialog statt nur kritisieren

Die Realität nun: China ist Partner und Systemwettbewerber zugleich. Mit China als Partner sind die Europäer wirtschaftlich stärker und innovativer als gegen China. In der Zusammenarbeit können sie die Kraft entwickeln, ihre Werte dann gegen den Wettbewerber China durchzusetzen.

Wem das zu umständlich ist, dem bleibt noch der Rückzug auf die eigene europäische Scholle. Doch auch das macht angesichts der globalen Herausforderungen wenig Sinn. Klimawandel, Hunger, Migration, religiöser Extremismus, aber auch der Aufbau globaler politischer Institutionen – alles zentrale Bereiche europäischer Werte – können nur noch mit und nicht gegen China umgesetzt werden.

Womöglich ist es also für Europa doch der bessere Weg, China zu integrieren, statt es aus-



zugrenzen und sich damit am Ende selbst zu isolieren. Europa sollte den Werte-Dialog mit China vertiefen. Eine Erkenntnis aus dem Konflikt zwischen Russland und den Nato-Ländern: Der Dialog ist nicht an sich gescheitert, sondern nur ein Dialog, bei dem sich beide Seiten nicht an das halten, was sie versprechen. Das rechtfertigt zwar Putins Annexions-

krieg nicht, sollte man aber im Blick behalten, wenn man Konflikte mit China lösen möchte.

Manche sprechen den verzagten Europäern inzwischen gar Mut zu. Sie mögen doch bitte die Überzeugungskraft ihrer eigenen Werte nicht unterschätzen. Auch Chinesen mögen Mitbestimmung. Nur dauerten solche Entwicklungen eben länger, als die Europäer glauben oder hoffen.

In den Augen der Europäer hingegen dominieren die verstörenden Rückschläge in Xinjiang und Hongkong. Sie verdienen uneingeschränkt offene Kritik. Genauso selbstverständlich sollten die Europäer die unglaublichen Leistungen Chinas anerkennen. Die Armutsbekämpfung, die Innovationskraft der neuen Silicon Valleys, Klimaschutz, Hochgeschwindigkeitszüge. Chinas Integration in die Weltwirtschaft von praktisch 0 Prozent 1980 auf 18 Prozent heute. All

Europas zentrale Werte können nur noch mit und nicht gegen China umgesetzt werden.

das bedeutet für die meisten Menschen in China und deren Nachbarn eine dramatische, zuvor unvorstellbare Verbesserung ihrer Lebensqualität.

Diejenigen im Westen, die behaupten, alles sei schlimm in China, an dieser Diktatur dürfe man nunmehr kein gutes Haar lassen, sind also ebenso mit Vorsicht zu geniessen wie diejenigen, die behaupten, alles sei prima in China und ein wenig mehr harte Hand könnte Europa auch nicht schaden.

Chinas Stärken zu fördern und die offensichtlichen Schwächen dieses riesigen Landes nicht nur zu kritisieren, sondern im Dialog mit China zu mindern, erscheint realistisch betrachtet der aussichtsreichste, wenn auch mühevollere Weg angesichts der Machtverhältnisse zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

So scheinen die Chancen am grössten, das zu erreichen, was Europa am wichtigsten sein sollte: die europäischen Werte möglichst umfangreich in die neue Weltordnung zu integrieren, ohne den Wohlstand Europas aufs Spiel zu setzen.

Frank Sieren lebt seit 1994 als Wirtschaftsjournalist in Peking und hat zahlreiche Bücher über China veröffentlicht. Zuletzt von ihm erschienen: Shenzhen – Zukunft made in China. Penguin. 416 S., Fr. 34.90

BRODER

Geiz macht dumm

Meine Mutter, Gott habe sie selig, war eine sparsame Frau. Erstens, weil sie so erzogen wurde, und zweitens, weil die Rente, die sie vom deutschen Staat im Rahmen der «Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts» bezog, keine grossen Sprünge zuließ.

Aber zweimal im Jahr gönnte sie sich etwas. Im Sommer- und im Winterchlussverkauf zog sie los und kaufte ein, was bei Hertie, Kaufhof, Horten und Woolworth «günstig» angeboten wurde. Nach der Shopping-Tour rechnete sie dann aus, wie viel sie «gespart» hatte – gemessen an den Preisen vor dem Schlussverkauf.

Der Haken bei der Sache war nur, dass sie die meisten Artikel nicht brauchte. Sie hatte nichts «gespart», nur Geld ausgegeben, weil sie den herabgesetzten Preisen nicht widerstehen konnte.

Billiger reisen?

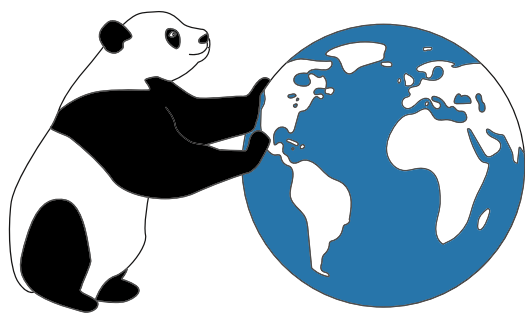
So wie meiner Mutter geht es derzeit Millionen von Deutschen, die das Neun-Euro-Ticket der Deutschen Bahn kaufen, mit dem sie «günstig» kreuz und quer durch die Republik reisen können, von den Alpen bis an die Ostsee, von der Sächsischen Schweiz im Osten bis in die Schnee-Eifel im Westen – allerdings nur mit Zügen des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV). IC- und ICE-Züge sind von dem Angebot ausgenommen.

Das Projekt, so die offizielle Begründung, sei «eine Entlastungsmassnahme angesichts der derzeit hohen Lebenshaltungskosten»; soll heissen, weil alles teurer wird, soll wenigstens das Reisen billiger werden. Ausserdem will man Autofahrer dazu animieren, das Auto stehenzulassen und mit der Bahn zu fahren.

Die auf drei Monate von Juni bis August begrenzte Aktion kostet den Bund etwa 2,5 Milliarden Euro. Die Nutzer aber glauben, sie bekommen etwas geschenkt. Sie merken nicht, dass sie es sind, die das Supersonderangebot mit ihren Steuern finanzieren.

«Geiz ist geil» war das Motto einer Werbekampagne vor zwanzig Jahren. Heute wissen wir es besser: Geiz macht dumm.

Henryk M. Broder



Als er sich mit den Mächtigen anlegte, waren die guten Zeiten vorbei

Fondsmanager Bill Browder war einmal Putin-Fan. Nun will er der Schweiz an den Kragen. Sie tue zu wenig gegen Russlands Oligarchen.

Pierre Heumann

Die Schweiz – genauer der Finanzplatz Schweiz – hat einen neuen Widersacher: Bill Browder. Weil der gebürtige Amerikaner nicht mehr sicher ist, ob er in der Schweiz bei seinem Kampf gegen Putins Korruptionstaat auf Gerechtigkeit hoffen kann, trägt er seinen Fall in die USA. «Das ist der beste Platz dafür», sagt er im Gespräch.

Man sollte den 58-Jährigen ernst nehmen: Den Kampf gegen Institutionen und Machtstrukturen hat er im Blut. Im kapitalistischen Amerika war sein Grossvater Gewerkschaftssekretär, was diesem 1927 eine Einladung an die Kommunistische Internationale in Moskau eintrug. Zurück in den USA wurde er Chef der kommunistischen Partei, an deren Spitze er während dreizehn Jahren stand. Im Rückblick war dies für Browders Werdegang entscheidend. Er rebellierte gegen die tiefrote Ideologie seiner Familie und wollte Kapitalist werden, sagt er.

Er schrieb sich an der Stanford Business School ein, einer Brutstätte des Kapitalismus. Dass er, der Enkel des Mannes, der wie kein Zweiter das Gesicht des amerikanischen Kommunismus symbolisierte, aufgenommen wurde, war wohl keine Selbstverständlichkeit. Und für ihn eine persönliche Genugtuung, weil er wusste: Nichts würde seine Familie mehr ärgern und kränken, als wenn er sich mit Anzug und Krawatte als Kapitalist outete.

Jagd auf Oligarchen

Der junge Mann blieb konsequent: Nach dem Studium verlegte Browder seinen Wohnsitz nach Moskau. «Wenn mein Grossvater Amerikas grösster Kommunist war, wollte ich Osteuropas grösster Kapitalist sein», sagt er. Was ihm gelang. Im postsowjetischen Russland gründete er einen mehrere Milliarden Dollar schweren Fonds, Hermitage, der vier Jahre nach Errichtung eine stolze Rendite von 1500 Prozent abwarf und als der profitabelste «Emerging Markets»-Fonds der Welt galt.

Doch mit den guten Zeiten war es vorbei, als sich Browder mit den Mächtigen anlegte. «Das waren damals die rund zwei Dutzend Oligarchen, die nach der Implosion der Sowjetunion

39 Prozent des Landes gestohlen hatten und quasi über Nacht zu Milliardären wurden», legt Browder dar. Weil der Raubzug auch Firmen Schaden zufügte, in die sein Hermitage-Fonds investiert hatte, hoffte der Amerikaner, dass sich Wladimir Putin, der neue starke Mann, für Reformen einsetzen und die Korruption bekämpfen würde. Deshalb hielt er anfänglich grosse Stücke auf ihn. «Wir bekämpften Oligarchen, die korrupt waren», sagt er: «Mir nahmen sie Geld ab und ihm die Macht.» Putin habe

«Wenn mein Grossvater Amerikas grösster Kommunist war, wollte ich Osteuropas grösster Kapitalist sein.»

er zwar nie getroffen, aber der Kreml-Boss «verwendete meine Exposés, um seine Jagd auf die Oligarchen zu begründen», sagt Browder.

Doch er wurde bitter enttäuscht. Denn Putin war mindestens so korrupt wie sein Vorgänger, wie er bald selber erfahren musste. Zwei russische Steuerbeamte hatten mit gefälschten Papieren dem Hermitage-Fonds 230 Millionen Dollar

gestohlen. Dabei handelte es sich um Gelder, die Browders Anlagevehikel ans Steueramt überwiesen hatte. Korrupte Top-Bürokraten lenkten das nach seinen Worten in die eigene Tasche und überwiesen die Gelder ins Ausland. Um den Fall aufzudecken, engagierte Browder einen jungen Rechtsanwalt: Sergej Magnitski. Er belieferte die Behörden mit allen relevanten Dokumenten, die den Diebstahl beweisen sollten.

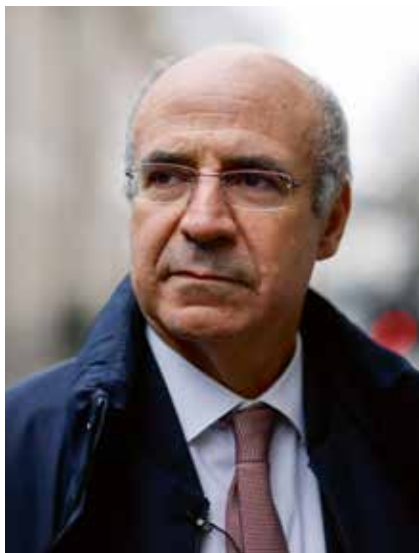
Geld in der Schweiz

Die russischen Beamten reagierten prompt – aber nicht so, wie sich Browder das vorgestellt hatte. Statt nach dem Verbleib der Gelder zu fahnden, durchsuchten sie die Büros des Fonds. Dann nahmen sie Magnitski fest, folterten ihn, und am Ende wurde er tot in seiner Gefängniszelle aufgefunden. Browder: «Er wurde ermordet.»

Seither sucht Browder nach den Mördern, aber auch nach dem Geld, das sie dem Staat gestohlen hätten. Und hier kommt die Schweiz ins Spiel, wo ein Teil der Summe gelandet ist. Browder reichte bei der Bundesstaatsanwaltschaft Klage wegen Geldwäscherei ein. Doch das Strafverfahren wurde eingestellt und ein grosser Teil der Gelder freigegeben.

In der Schweiz beisse er auf Granit, sagt Browder. In der Tat: Das Strafverfahren wurde so liederlich und unprofessionell geführt, dass SVP-Nationalrat Alfred Heer Ende 2020 in einer Fragestunde des Parlaments von einem «Reputationsschaden im Falle Magnitski» sprach.

Auch unter dem neuen Bundesanwalt Stefan Blättler habe sich das nicht verbessert, sagt Browder. Aber er lässt nicht locker. Er könnte, sagt er, in den USA etwa dafür sorgen, dass der Status der Schweiz gegenüber internationalen Strafverfolgungsbehörden herabgestuft werde. Der amerikanische Kongress, droht Browder, würde dann das Rechtshilfeabkommen mit der Schweiz überprüfen und allenfalls revidieren. Davon wäre nicht nur der Kampf gegen die Geldwäsche betroffen, sondern auch die Kooperation im zunehmend kritischen Bereich der Cyberkriminalität.



Beisst auf Granit:
Financier Browder.

Geld verdirbt den Charakter

Wäre das Schweizer Radio und Fernsehen weniger links, wenn es weniger Geld hätte? Gute Frage.



Eines zumindest muss man der neusten Volksinitiative im Lande lassen. Sie sagt schon im Titel klar genug, was sie will. Der Titel: «SRG: 200 Franken sind genug!»

Die Initiative, lanciert letzte Woche, versucht einen Paso doble. Die SRG bekommt künftig weniger Geld. Als Folge soll sie künftig weniger Linksdrall haben. Geht diese Strategie auf?

Zuerst zum Zahlengerüst. 3,65 Millionen Haushalte bezahlen heute die jährliche SRG-Zwangsabgabe von 335 Franken. Wenn diese Gebühr auf 200 Franken sinkt, wie die Initiative es will, bleiben nach den üblichen Zahlungsausfällen noch 670 Millionen für die SRG. Dazu kommen gut 300 Millionen an Erträgen aus Werbung und Programm.

Bei einem Ja zur 200-Franken-Initiative liegt das künftige Budget der SRG damit bei rund einer Milliarde Franken. Das ist eine halbe Milliarde weniger als im Schnitt der letzten Jahre.

Die Frage ist also, ob eine Milliarde Franken für einen soliden öffentlichen Rundfunk genügt. Ja, das müsste reichen.

Zur Klärung helfen internationale Benchmarks. Am besten mit der Schweiz vergleichbar ist Belgien. Auch hier sendet der Staatsfunk ein Vollprogramm in den drei Landessprachen, in Flämisch, Französisch und Deutsch. Das Budget liegt bei 850 Millionen.

Vergleichbar ist auch Österreich. Sein ORF ist zwar einsprachig, aber deutlich stärker regionalisiert als die SRG. Die zehn Landesstudios liefern ein eigenständiges Radio- und TV-Angebot. Das ORF-Budget liegt bei einer Milliarde.

Auch der interne Vergleich macht die 200-Franken-Idee zu einer moderaten Vorlage. Denn

das Problem der SRG ist ausschliesslich der über- teuerte Deutschschweizer Kanal. Er verschlingt gleich viel Geld wie die Sender in der Westschweiz und im Tessin zusammen. Wenn sie in Zürich im Schnitt mit den gleichen Programm- kosten wie in Genf und Lugano auskommen, dann reicht eine Milliarde für die SRG allemal.

Die entscheidende Frage aber ist, ob ein Ja zur 200-Franken-Vorlage politische Folgen hätte, wie die bürgerlichen Initianten hoffen. Wenn

Eine Regel: Wer materiell viel hat, nimmt sich auch immateriell viel heraus.

das Schweizer Radio und Fernsehen weniger Geld hat, wird es dann weniger links?

Die Möglichkeit besteht. Denn nun geht es um Unternehmenskultur. Unternehmenskulturen sind stets finanziell unterfüttert. Eine Regel: Wer materiell viel hat, nimmt sich auch immateriell viel heraus.

In den Sendern von Westschweiz und Tessin, wo sie viel weniger Mittel haben, ist darum die politische Aggressivität deutlich geringer als in der Deutschschweiz. Man sieht das etwa an den Beschwerden gegen redaktionelle Beiträge. Seit Anfang 2020 behandelte die SRG-Beschwerdeinstanz 71 Beanstandungen. 52 davon, also drei Viertel, betrafen die Deutschschweizer Journalisten, die stärker auf links-grünem Kurs sind.

In diesem Gefälle zeigt sich die Selbstwahrnehmung. In den Studios in Zürich schwimmen sie noch im Geld, ähnlich wie vor dreissig Jah-

ren die Zeitungsverlage. Die Löhne sind höher als bei privaten Medienhäusern. Für Reportagen kann man sich wochenlang Zeit nehmen, ein Luxus, der für Zeitungsjournalisten undenkbar ist. Diese Privilegien erzeugen eine Art Selbstüberschätzung. Man hält sich für überlegen und unangreifbar, auch politisch für unangreifbar. Siebzig Prozent der SRG-Journalisten sind laut Eigendeklaration links oder links-grün. Das können sie in ihrer sicheren Werkstatt oft frohgemut ausleben.

Ideologisch getriebene TV-Flops wie etwa die Skandalisierungen der Zuger Firma Crypto und des Kampffjets F-35 waren sichtbare Resultate solch linken Lebens im Überfluss. Dieselbe Geisteshaltung steht dahinter, wenn sich ein «Arena»-Moderator mit Schaum vor dem Mund als Ajatollah der richtigen Gesinnung präsentiert.

Bei einem Ja zur 200-Franken-Initiative müsste das Deutschschweizer Radio und Fernsehen, inklusive Backoffice, künftig mit rund 500 Millionen im Jahr auskommen statt wie bisher mit 750 Millionen. Das könnte zu einer neuen Bescheidenheit führen.

Ich vermute, die monetäre Bescheidenheit würde auch in eine ideologische Bescheidenheit münden, so wie wir das heute schon aus der Westschweiz und dem Tessin kennen. Auch in Zürich müsste man lernen, dass das Publikum keine engagierte Kampftruppe, sondern ein nüchternes Journalistenteam finanzieren will.

Geld verdirbt den Charakter, sagt man. Mitunter verdirbt es auch den journalistischen Charakter.

«Der Krieg gegen Russland ist schon lange verloren»

Douglas Macgregor gilt in den USA als «Stimme Putins».

Der ehemalige Oberst erklärt, warum die westliche Strategie gescheitert ist und die Vereinigten Staaten ihre Streitkräfte aus allen Teilen der Welt zurückziehen werden.

Urs Gehriger

Douglas Macgregor gilt als einer der wenigen in den USA, die die westliche Politik gegenüber Russland vollumfänglich verurteilen und Verständnis für das Vorgehen Putins artikulieren. Seit seinen Auftritten bei Tucker Carlson, der Talkshow auf Fox News mit den höchsten Einschaltquoten in den USA, wird der Militärstrategie von Kritikern als «Putins Apologet» und «Sprachrohr» Russlands bezeichnet.

Macgregor, 69, ist Absolvent der Militärakademie Westpoint und diente 28 Jahre in der US-Armee. Er nahm in kommandierender Funktion am Irakkrieg 1991 teil. Während des Balkankriegs war Macgregor der oberste Planer von General Wesley Clark, dem militärischen Befehlshaber der Nato, für den Angriff auf Jugoslawien. Innerhalb des Militärs galt er als führender, innovativer Stratege. Gemäss Einschätzung von Kollegen behinderte Macgregors unkonventionelles Denken seine Chancen einer Beförderung zum General.

Bereits nach der Annexion der Krim durch Russland 2014 ergriff Macgregor Partei für Russland. Im russischen Staatssender RT forderte er eine Volksabstimmung, damit die Russen in der Ostukraine entscheiden können, ob ihre Zukunft in der Ukraine oder in Russland liegt.

Die *Weltwoche* wollte aus erster Hand erfahren, wo Macgregor die Fehler und Schwächen der westlichen Politik gegenüber Russland ortet. Kurz vor unserem Gespräch hatte US-Präsident Joe Biden in einem Gastbeitrag in der *New York Times* angekündigt, dass die USA «die Ukrainer mit modernen Raketensystemen und Munition ausstatten werden». Gemeint ist das sogenannte Himars (High Mobility Artillery Rocket System), das es den ukrainischen Streitkräften ermöglichen soll, Ziele in einer Entfernung von fast achtzig Kilometern mit hoher Genauigkeit zu treffen. US-Beamte erklärten, Himars würde dazu beitragen, das erbitterte Artillerieduell im Donbass in einen faireren Kampf zu verwandeln.

Weltwoche: Colonel Macgregor, könnten die amerikanischen Raketensysteme, die Präsident

Biden liefern will, den Krieg entscheidend beeinflussen?

Douglas Macgregor: Nein. Diese Waffen werden keinen nennenswerten Einfluss haben. Zunächst einmal ist das Himars ein gutes System, aber wir schicken – so der aktuelle Stand – nur vier Raketenwerfer. Mit dieser geringen Zahl erzielt man keine grosse Wirkung. Es gilt zu bedenken, dass die Ausbildung zur Bedienung des Himars im



«Der aktuelle Schein der Einheit ist bestenfalls eine Fassade»: Mcgregor.

Durchschnitt mindestens fünf Wochen dauert. Ausserdem sind die Raketensysteme von niedrig kreisenden Satelliten aus lokalisierbar. Das heisst, sobald man eine Salve dieser Raketen abfeuert, muss man unbedingt schnell die Position wechseln, sonst wird man von Gegenfeuer entdeckt und zerstört. Wenn wir eines aus diesem Krieg gelernt haben, dann dass die Russen über ausgezeichnete Fähigkeiten zur Abwehr von Raketenbeschuss verfügen. Kurzum, diese vier Raketensysteme werden auf dem Schlachtfeld keinen Unterschied machen. Das Ganze sieht nach einem Versuch der US-Regierung aus, das Gesicht zu wahren und die Illusion zu erwecken, dass wir etwas Wich-

tiges für die Ukrainer getan haben – was in Wirklichkeit nicht der Fall ist.

Weltwoche: In einem Interview mit Talkmaster Tucker Carlson gingen Sie neulich noch einen Schritt weiter. Sie sagten, die US-Regierung wolle nicht wahrhaben, «dass dieser Krieg schon lange verloren ist». Wann ging der Krieg für die Ukraine und den Westen verloren?

Macgregor: Ich denke, er war Mitte bis Ende März verloren. Der Grund dafür ist einfach: Die Russen hatten sehr begrenzte Ziele, als sie diese Operation begannen. Zunächst einmal sagten sie, sie wollten die Ukraine als neutralen Staat etablieren. Sie wollten Autonomie für die sogenannten Donbass-Republiken, die alle russischsprachig sind. Und schliesslich verlangten sie die Anerkennung der Krim als

«Die Russen haben sehr deutlich gemacht, dass sie eine Verhandlungslösung wollten.»

rechtmässiger Teil Russlands. Das waren die drei grundlegenden Ziele, die sie verfolgten. Die Russen haben von dem Moment an, als sie in die Ukraine einmarschierten, sehr deutlich gemacht, dass sie eine Verhandlungslösung wollten. Als sie schliesslich in die Ukraine einmarschierten, haben sie sich nicht entlang von drei oder vier Achsen bewegt, auf denen sie die Schlagkraft ihrer Streitkräfte hätten konzentrieren können. Vielmehr haben sie ihre Kampfkraft zerstreut. Mit anderen Worten: Entlang einer 500-Meilen-Front rückten sie an verschiedenen Stellen voran, um Schäden an der Infrastruktur und Kollateralschäden an Menschen zu vermeiden. Sie wollten einfach nicht sehr viele Menschen töten, als sie einmarschierten, und sie wollten den Menschen die Möglichkeit geben, sich ihnen anzuschliessen. Dazu gehörten auch ukrainische Streitkräfte, die nicht kämpfen wollten. Das hat nicht sehr gut funktioniert.

Weltwoche: Warum nicht?

Macgregor: Sobald die Russen bekundet hatten, dass sie nur in die Ukraine ein-



«Alle möglichen Angriffe auf der ganzen Welt gegen jeden»: US-Artilleriegeschütz in der Ukraine.

marschierten, um die ukrainische Bedrohung für Russland zu neutralisieren oder zu zerstören, und dass sie sich wieder zurückziehen würden, sobald sie zu einer Art Verhandlungslösung kämen, sagte die Mehrheit der russischsprachigen Bevölkerung, Millionen von ihnen in der Ostukraine, dass es für sie unrealistisch sei, sich den Russen anzuschliessen. Sie fürchteten, dass, sobald die Russen wieder abgezogen wären, die ukrainische Geheimpolizei auftauchen und sie und ihre Familien ermorden würde. All das wurde zwischen dem 16. und 23. März offensichtlich. Es wurde deutlich, dass die Ukrainer nicht in guter Absicht verhandelten. Das russische Geheimdienstnetz entdeckte, dass wir [Amerikaner, Anm. d. Red.] und unsere Freunde in London die Ukrainer zum Weiterkämpfen aufforderten und Präsident Selenskyj versprochen, dass wir ihm alles geben würden, was er zum Sieg benötigte. Gleichzeitig haben wir die Fiktion geschaffen, dass die ukrainischen Streitkräfte grosse Erfolge gegen die Russen erzielten. Tatsächlich aber wurden sie von den Russen vernichtend geschlagen. Es gab nur sehr wenige Beispiele für sogenannte taktische Erfolge der Ukrainer. Ich denke, dass die Russen an diesem Punkt sagten: «Nun, das Spiel ist aus. Auf den Westen ist nicht zu zählen. Die Vereinigten Staaten haben praktisch gesagt, dass sie uns in den Staub zermahlen wollen.» Die Russen änderten ihren Kurs. Sie haben aufgehört, um bestimmte Städte zu kämpfen. Sie sagten sich, «wir werden diese Orte einfach einkreisen, soweit es uns möglich ist. Während wir diese Orte abschneiden oder isolieren, konzentrieren wir

uns auf grosse Ansammlungen ukrainischer Streitkräfte.» Diese grossen Konzentrationen befanden sich immer im Donbass. Es hat weitere drei oder vier Wochen gedauert, um die russischen Truppen neu auszurichten, damit sie dieses Ziel erreichen können. Wir müssen verstehen, dass die Vorstellung, die Russen würden mit irgendjemandem über die Ereignisse in der Ukraine verhandeln, zum jetzigen Zeitpunkt einfach unrealistisch ist.

Weltwoche: Es gibt mehrere Punkte, die ich nicht unwidersprochen stehen lassen möchte. Sie sagten, die Russen wollten «einfach nicht sehr viele Menschen töten, als sie einmarschierten». Die zahllosen Angriffe auf zivile Ziele und der Beschuss von Städten wie Mariupol zeigen, dass die Russen nicht davor

«Ich denke, dass die Russen sagten: «Nun, das Spiel ist aus. Auf den Westen ist nicht zu zählen.»»

zurückschrecken, wahllos Kinder, Frauen und alte Menschen zu töten. Bei Ihrer Aufzählung von Putins Kriegszielen haben Sie ausserdem vergessen zu erwähnen, dass es Putins offen deklarierte Absicht war, die Regierung in der Ukraine zu entmachten, von der er fälschlicherweise behauptet, sie werde von Faschisten geführt. Dieses Ziel hat er offensichtlich nicht erreicht. Weiter sagten Sie, die Ukrainer seien «von den Russen vernichtend geschlagen» worden. In Wahrheit haben die Ukrainer sich vom ersten Tag an mit Entschlossenheit verteidigt. Die russi-

schen Truppen sahen sich zum Rückzug gezwungen und ordneten ihre Kräfte im Osten der Ukraine neu. Und schliesslich gilt es eine Tatsache klar im Auge zu behalten: Putin hat einen souveränen Staat unter Androhung des Einsatzes von Atomwaffen angegriffen. Einen ähnlich eklatanten Verstoss gegen das Völkerrecht hat es in der modernen Geschichte Europas nie gegeben.

Macgregor: Zunächst einmal denke ich, dass wir die Sache mit dem Völkerrecht genauer betrachten sollten. Die Franzosen, die Briten und die Amerikaner haben in Libyen interveniert und im Wesentlichen die dortige Regierung zerstört, die Gesellschaft dezimiert und ein Chaos geschaffen, das bis heute anhält. Es gibt keine Stabilität in Libyen, und niemand scheint Probleme mit dem Völkerrecht zu haben. Wir Amerikaner haben in Syrien interveniert, nachdem wir im Irak interveniert hatten, wo wir ein strukturelles Chaos in einem Ausmass verursacht haben, das sicherlich gross, wenn nicht sogar viel grösser ist als in der Ukraine. Niemand scheint Fragen zum Völkerrecht aufgeworfen zu haben. Wir Amerikaner haben alle möglichen Angriffe auf der ganzen Welt gegen jeden lanciert, den wir für den Feind hielten, und haben jeden in Afrika, im Nahen Osten oder sogar in Südasien, den wir für eine Bedrohung hielten, mit Flugzeugen, Drohnen oder Raketen effektiv ermordet, und niemand scheint irgendwelche Fragen zum Völkerrecht aufgeworfen zu haben.

Weltwoche: So ist der Angriff Russlands auf die Ukraine in Ihren Augen also nichts Besonderes – obwohl die Ukraine keinen einzigen



INSIDE WASHINGTON

Sturm nach dem Sturm aufs Capitol

Das Kongresskomitee, das den Angriff auf das Capitol vom 6. Januar 2021 untersucht, verspricht der amerikanischen Öffentlichkeit für den Abend des 9. Juni eine aufrüttelnde Präsentation zur besten Sendezeit. Die News-Website *Axios* berichtet, das Komitee aus sieben Demokraten und zwei Republikanern (von denen einer zurücktritt) habe den früheren Präsidenten von ABC News, James Goldston, angestellt, um «einen Berg explosiven Materials in eine packende Multimediapräsentation zu verwandeln». Die Demokratische Partei hofft, ein aufwendig produziertes Fernsehspektakel werde einen Feuersturm der Berichterstattung in den Kabelfernsehsendern auslösen und eine solche Empörung gegen den ehemaligen Präsidenten Donald Trump entfachen, dass eine Flut von Spenden für die Wahlkampagne in die Kassen der Demokraten strömen werde.

Millionen sollen sich die Sendung anschauen. Wenn aber die Einschaltquote zu Trumps zweitem Impeachment letztes Jahr auf irgendetwas hindeutet, dann darauf, dass das Interesse an der Sendung vom 9. Juni eher klein sein dürfte. Laut den Umfrage-Gurus von *Five Thirty Eight* «wollen viele Amerikanerinnen und Amerikaner nichts mehr wissen von der Untersuchung der Ereignisse vom 6. Januar». Sosehr die Demokraten fixiert sind auf das, was sie «den Aufstand» nennen, ergab die Januar-Umfrage des Pew-Instituts, «dass der Anteil Befragter, die fanden, Trump trage keinerlei Verantwortung für den Angriff, von 2021 bis 2022 um 8 Prozent gewachsen war. Bemerkenswerterweise nahm der Anteil von Demokraten, die fanden, Trump sei in hohem Mass verantwortlich für die Vorgänge vom 6. Januar, um 11 Prozent ab.» Wenn die Demokraten die Stimmung wieder anheizen wollen, müssen sie sich anstrengen. Denn zurzeit ist sie eher lauwarm.

Amy Holmes

Schritt der Aggression gegen Russland unternehmen hatte?

Macgregor: Was die Ukraine betrifft, so hatten die Ukrainer ihre Entschlossenheit, den Donbass zurückzuerobern und anschliessend auch die Kontrolle über die Krim wiederzuerlangen, sehr deutlich zum Ausdruck gebracht. Wenn man als Russe die enormen Waffen- und Ausrüstungsbestände in der Ukraine, insbesondere in der Ostukraine, sieht und damit rechnet, dass die Vereinigten Staaten irgendwann Mittelstreckenraketen in die Ostukraine verlegen werden, die in kürzester Zeit sehr wichtige Ziele in Russland erreichen könnten, muss man sich entscheiden, ob man eingreift oder nichts tut. Das Kalkül der Russen war sehr einfach: «Wenn wir nichts tun, was passiert dann? Nun, die Situation in der Ukraine wird mit jedem Monat und jedem Jahr, das verstreicht, für Russland immer ge-

«Es gibt nur ein Land in Europa, das in der Lage ist, eine militärische Macht aufzustellen: Deutschland.»

fährlicher. Wenn wir etwas tun, werden wir von allen verurteilt, aber wir können zumindest die Bedrohung zerstören.» Letztlich haben sich die Russen für die zweite Option entschieden. Es ist nicht die beste, aber es war die einzige Möglichkeit, die sie sahen, weil sie keine Anzeichen dafür erkannten, dass wir Amerikaner oder irgendjemand anders auf sie hören würden.

Weltwoche: Vor nicht allzu langer Zeit hatte der französische Präsident Emmanuel Macron die Nato als «hirntot» bezeichnet. Nun wurde das Bündnis im Zuge des Ukraine-Kriegs zu neuem Leben erweckt. Sogar die neutralen Staaten Schweden und Finnland wollen dem Bündnis beitreten. Das kann nicht die Absicht Putins gewesen sein, oder?

Macgregor: Ich denke, die Nato ist schwächer denn je. Der aktuelle Schein der Einheit ist bestenfalls eine Fassade. Macron hatte absolut recht, und er war nicht der Erste, der diese Aussage machte. Die Vereinigten Staaten haben

keine Verbündeten in Europa. Sie haben militärische Abhängigkeiten. Es gibt nur ein Land in Europa, das in der Lage ist, eine bedeutende militärische Macht aufzustellen und die Szene zu dominieren, wenn es nötig ist, und das ist Deutschland. Deutschland ist heute das, was es vor dem Zweiten und dem Ersten Weltkrieg war, es ist die dominierende Macht.

Weltwoche: Wirtschaftlich gesehen.

Macgregor: Ja, aber es könnte über Nacht alles andere werden, wenn es das wollte. Daran hat sich nichts Grundlegendes geändert. Zu Schweden und Finnland: Ich denke nicht, dass sie der Nato beitreten werden, weil ich keine Anzeichen dafür sehe, dass die Türkei [die sich gegen deren Mitgliedschaft ausgesprochen hat, Anm. d. Red.] ihre Position ändern wird. Ich habe die Nato von innen beobachtet und gesehen, dass sie extrem dysfunktional ist. Immer wieder waren die Europäer nicht in der Lage, sich darauf zu einigen, dass ein einzelner europäischer Staat in irgendeiner Sache die Führung übernehmen sollte. Sie haben nie die Fähigkeiten aufgebaut, die zur Verteidigung der europäischen Interessen notwendig waren, und so haben sie sich auf die enormen Investitionen der USA in die Bereiche Führung, Kontrolle, Kommunikation, Computer, Nachrichtendienst, Überwachung und Aufklärung verlassen. Ohne die USA sind die Europäer praktisch wehrlos. In den Vereinigten Staaten hat eine Reihe von Präsidenten diesen Zustand genossen, weil wir an etwas leiden, das ich, offen gesagt, als nationalen Narzissmus bezeichnen würde. Es ist schmeichelhaft für uns, wenn man uns als diese grosse imperiale Macht betrachtet, die alle beschützt und dominiert. Ich denke, das wird sich bald ändern, denn, offen gesagt, haben wir Amerikaner weder die Mittel noch die Ressourcen, um dieses Niveau der militärischen Investitionen auf Dauer aufrechtzuerhalten. Wenn das Ende der Fahnenstange erreicht ist, werden wir einen massiven Abzug der US-Streitkräfte aus allen Teilen der Welt erleben.

Weltwoche: Russland erklärt seit Jahren, dass es die Nato als existenzielle Bedrohung ansieht. Wenn das Bündnis so schwach ist, wie Sie sagen, braucht sich Russland eigentlich nicht zu fürchten.

Macgregor: Russland hat keine Angst vor den Europäern und hat dies auch nie gehabt. Russland hat alle europäischen Staaten immer als völlig unterwürfig und abhängig von Washington betrachtet. Die Nato ist das von den Vereinigten Staaten geführte Bündnis. Solange wir als die dominierende Macht in Europa angesehen werden und Russland eindeutig feindlich gesinnt sind, wird Russland alles, was unter dem weitgefassten Titel der Nato geschieht, als eine existenzielle Bedrohung betrachten.



«Schade, dass es nur eine Karikatur ist...»



VIP-Spezialreise «Vielseitige Azoren» Portugiesische Inselträume

Grüne Täler, einsame Strände, heisse Quellen und malerische Küstendörfer: Fernab vom Massentourismus bieten die Azoren ein unvergessliches Ferienerlebnis. Auf unserer 8-tägigen Exkursion erleben Sie den Zauber der neun Inseln mitten im Atlantik!

Nach der Ankunft in Ponta Delgada auf der Insel São Miguel lassen wir beim Abendessen im Fünfsternehotel «Grand Hotel Açores Atlântico» den Tag ausklingen. Am nächsten Morgen besuchen wir das vulkanische Furnas-Tal mit seiner unberührten Bilderbuch-Vegetation und Aussicht auf den Furnas-See. Mineralquellen, der botanische Garten und eine Tee-Plantage sind die Höhepunkte am Nachmittag.

Am dritten Tag stechen wir in See. Gut möglich, dass uns auf der Schifffahrt Walfische und Delfine ihre Reverenz erweisen. Der fakultative Ausflug am vierten Tag führt uns zum Vulkankomplex Sete Cidades. Auf dem Weg geniessen wir das spektakuläre Panorama auf die Caldera. Traditionelle Architektur bewundern wir in Ribeira Grande.

Einem Stadtrundgang durch Ponta Delgada folgt am fünften Tag ein Inlandflug zur Insel Terceira. In Angra do Heroísmo checken wir ins Viersternehotel «Terceira Mar» ein. Der zum Unesco-Weltkulturerbe zählende Stadtkern, den wir tags darauf besichtigen, gilt als kulturelles Juwel der Azoren.

Entlang der Südküste führt unsere Reise am siebten Tag über traumhafte Bergstrassen nach São Sebastião. Über Porto Martins fahren wir weiter nach Serra do Cume, wo wir eine Höhle, das Weinmuseum sowie ein Naturschwimmbaden aus Lavagestein besichtigen. Am achten Tag heisst es dann auch schon Abschied nehmen.

Immer wieder erleben wir den einfachen Lebensstil und die unkomplizierte Freundlichkeit der Inselbewohner, die den Aufenthalt zum unvergesslichen Erlebnis machen.



DIE WELTWOCH



REISEGARANTIE

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Vielseitige Azoren»

Reisetermin:

18. bis 25. September 2022

Leistungen:

- Flüge Zürich–Ponta Delgada und Terceira–Zürich
- Inlandsflug Ponta Delgada–Terceira
- Flughafen- und Hoteltransfers
- 4 Übernachtungen mit Halbpension auf São Miguel
- 3 Übernachtungen mit Halbpension auf Terceira
- 2 Mittagessen
- Transfer, Eintritte und Ausflüge gemäss Programm
- Deutsch sprechende Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Sete Cidades und Lagoa do Fogo». Fr. 95.–

Preis (pro Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 2800.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 3100.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 580.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Falsche Nachbarin

Das Schweizer Radio und Fernsehen SRF wirft dem Krypto-Investor Dadvan Yousuf Betrug und Terrorfinanzierung vor. Die Quellen sind fragwürdig, die Recherche-Methoden bedenklich.

Christoph Mörgeli

Seit Frühling 2021 galt Dadvan Yousuf als Wunderkind, das als Dreijähriger mit seiner Familie aus dem Nordirak in die Schweiz geflüchtet war. Im Alter von elf sei er in den Krypto-Handel eingestiegen, habe Millionen verdient und residiere heute statt in der elterlichen Sozialwohnung im Zürcher Fünfsternehotel «Dolder Grand». Doch ab Februar berichteten die Medien zunehmend Negatives. Yousuf sei keineswegs Milliardär, seine Stiftung werfe Fragen auf, und die Finanzmarktaufsicht (Finma) sei ihm auf den Fersen.

«Schwarze Listen»

In ihrem Drang, einen jungen Krypto-Millionär zu entzaubern, griff Stefanie Pauli von «SRF Investigativ» möglicherweise zu unzulässigen Mitteln. Dadvan Yousufs Eltern sowie seine Schwester bestätigen, dass sich Pauli als «neue Nachbarin» ausgegeben habe, um bei einem gemütlichen Tee im bernischen Ipsach mehr über den berühmten Sohn zu er-

fahren. Zweifellos wäre eine solche «verdeckte Ermittlung» gemäss SRF-Leitlinien nicht erlaubt. Jedenfalls hätte Stefanie Pauli für einen solchen «Undercover»-Einsatz eine Bewilligung ihrer Vorgesetzten – SRF-Chefredaktor Tristan Brenn und Ursula Gabathuler

Bei einem gemütlichen Tee habe sie mehr über den Krypto-Millionär erfahren wollen.

von News Digital – einholen müssen. SRF hält dagegen: Stefanie Pauli habe «weder Dadvan Yousufs Eltern besucht, noch sich als Nachbarin ausgegeben».

Doch es ist nicht nur die Art der Recherche, die SRF in Schwierigkeiten bringen könnte. Am 17. Februar veröffentlichten Wirtschaftsredaktorin Charlotte Jacquemart und Stefanie Pauli einen Beitrag mit dem Titel: «Der Krypto-Milliardär und seine fragwürdigen Transaktionen». Darin fuhren

sie schweres Geschütz gegen den Zweiundzwanzigjährigen auf. Unter Beizug einer einzigen «zuverlässigen Quelle» warfen Pauli und Jacquemart dem jungen Financier mehrere ein- und ausgehende Transaktionen an Krypto-Adressen vor, die auf «schwarzen Listen» stünden und vor denen auf Krypto-Plattformen gewarnt werde: «In Warnungen, die «SRF Investigativ» vorliegen, wird von Betrügern, Terrorfinanzierung und Verbindungen etwa nach Russland und zur Ukraine gesprochen.»

Nun wäre der Vorwurf von betrügerischem, unrechtmässigem oder anrüchigem Verhalten schon für einen bestanden Schweizer Geschäftsmann katastrophal. Die behauptete «Terrorfinanzierung» aber bedeutet für die Reputation eines jungen kurdischen Irakers mit sunnitisch-muslimischem Migrationshintergrund den Todesstoss. Wirtschaftliche Beziehungen brechen weg, Kunden ziehen sich zurück, und keine Bank eröffnet einem derart Verdächtigten noch ein Konto. Wer wie Dadvan Yousuf mit Terrorfinanzierung in Verbindung gebracht wird, hat unter Umständen selbst als nachweislich Unschuldiger kaum mehr eine Chance, von entsprechenden amerikanischen Listen wieder gestrichen zu werden.

Sohn arbeitet bei Finma

Yousufs Anwalt reichte darum eine Strafanzeige gegen Charlotte Jacquemart und Stefanie Pauli wegen Verdachts auf Ehrverletzung ein. Ihre Behauptungen entsprächen schlichtweg nicht der Wahrheit. Obwohl die seinem Mandanten unterstellten Verfehlungen «schwerwiegender Natur» seien, habe man Yousuf keine Belege oder Nachweise vorgelegt, zu welchen er hätte Stellung nehmen können. Das Vorgehen der SRF-Journalistinnen sei nicht nur in medienethischer Hinsicht überaus fragwürdig, «die vermittelte Unwahrheit und der hierbei suggerierte Vorwurf sind persönlichkeits- wie ehrver-



Verdeckte Ermittlung gegen Krypto-Millionär:

Wunderkind Yousuf (l.), Journalistinnen Jacquemart (o. r.), Pauli.

letzender Natur». Yousuf, so sein Anwalt, habe nichts mit illegalen Transaktionen an Krypto-Adressen auf schwarzen Listen, mit Terrorfinanzierung oder Betrügereien zu tun und werde «in schwerwiegender Weise» in seiner Ehre verletzt, was sich auch «schwerwiegend nachteilig» auf seine Geschäftstätigkeit auswirke.

Trotz massivster Vorwürfe verweigert SRF unter Berufung auf den Quellenschutz jede Herausgabe von Belegen. Die beiden Journalistinnen behaupten, sie könnten die entsprechenden Transaktionen belegen und würden sie «gegenüber dem Gericht selbstverständlich offenlegen». Davan Yousuf wiederum ist überzeugt, dass er bei seinem elektronischen Portemonnaie Anonymisierungstechniken benütze, weshalb SRF gar keine Adressen von ihm kennen könne. Die Strafuntersuchungen und eine allfällige Gerichtsverhandlung versprechen grösste Spannung, denn es wird sich zeigen, ob bei SRF tatsächlich «Hausbesuche» unter womöglich falschem Vorwand üblich sind. Auch die Herkunft der Transaktions-Quelle ist von höchster Brisanz. Dies umso mehr, als Charlotte Jacquemart in Mails gegenüber Yousuf mit erstaunlichen Kenntnissen über Kryptowährungen auftrumpfte, die einem Wirtschaftsjournalisten ansonsten schwerlich zur Verfügung stehen.

Brisant: Ihr Sohn Nicolas Jacquemart arbeitet bei der Finma, und dort nicht irgendwo, sondern als Bitcoin-Spezialist am Fintech-Desk. Nicolas Jacquemart hat 2020 eine juristische Doktorarbeit zum Thema «Offene Blockchainsysteme und die Schutzziele des schweizerischen Finanzmarktrechts» verfasst. Dazu lässt SRF ausrichten: «Spekulationen zu allfälligen familiären Verbindungen im Zusammenhang mit der oben genannten Quelle weisen wir zurück.»

Am 20. Mai berichtete Stefanie Pauli (diesmal interessanterweise ohne Charlotte Jacquemart) bei SRF online, Yousufs Stiftung werde von einer Untersuchungsbeauftragten

Trotz massivster Vorwürfe verweigert SRF jede Herausgabe von Belegen.

der Finma durchleuchtet; man untersuche, ob der «Krypto-King» oder seine Stiftung gegen das Finanzmarktgesetz verstossen habe. Die Finma habe ihm alle Rechtshandlungen mit der Stiftung verboten: «Damit ist der 22-jährige Iraker mit seiner Stiftung zurzeit nicht handlungsfähig.» Und weiter: «Die Staatsanwaltschaft des Kantons Bern hat wegen Verdachts auf Betrug und Geldwäscherei ein Verfahren gegen Davan Yousuf eröffnet, wie die Behörden gegenüber

«SRF Investigativ» bestätigen.» Und Stefanie Pauli war sich nicht zu schade, Yousuf anzufragen: «Wurden Sie in Untersuchungshaft genommen?»

«Du kleine Moslemratte»

Auch diese Behauptungen von SRF sind falsch. Yousuf und seine Stiftung sind nicht handlungsunfähig, sie müssen für ihre Rechtshandlungen lediglich die Zustimmung der Untersuchungsbeauftragten einholen. Die laufenden Strafuntersuchungen beziehen sich zudem nicht auf aktuelle Gegebenheiten, wie SRF insinuierte, sondern gehen zurück auf eine



schon zwei Jahre zurückliegende Information der Meldestelle für Geldwäscherei (MROS), wie sie keineswegs unüblich ist. Stefanie Pauli wusste auch schon vor ihrer Publikation, dass es sich weder um eine ordentliche Strafuntersuchung der Berner Staatsanwaltschaft noch um die Eröffnung eines staatsanwaltschaftlichen Untersuchungsverfahrens handelte, sondern ausschliesslich um eine polizeiliche (Vor-)Untersuchung, also um eine polizeiliche Ermittlung. Die zahlreichen Medien, die jeweils die Online-Artikel von SRF unbesehen übernehmen, mussten diese mittlerweile richtigstellen.

Europa werde sich demnächst auf ein «Gesetz gegen Hass und Hetze» einigen, jubelt dieser Tage das Schweizer Radio und Fernsehen SRF. Mit ihren Beiträgen haben zwei SRF-Journalistinnen dafür gesorgt, dass Davan Yousuf mittlerweile solche Botschaften von Zeitgenossen erhält: «Ich weiss, dass du Terroristen unterstützt. Verlasse die Schweiz. Ist besser für dich, du kleine Moslemratte.»

Hexenjagd auf Ulrike Guérot

Manche können es niemandem recht machen. Ulrike Guérot etwa.

Es begann mit ihrem jüngsten Auftritt in der ZDF-Talkshow von Markus Lanz. Die Zuschauer wurden Zeugen eines Gemetzels.

Man kennt das System von allen Talkshows: Ein Gast hat eine abweichende Meinung. Die anderen fallen lustvoll über ihn her.

Doch «Markus Lanz» ist steigerungsfähig: Was sich entfaltete, war eine Orgie von Gewalt und Hass. Bei einem Film hätten viele angewidert abgeschaltet.

Die Opferrolle hatte die Politologin Guérot inne. Ihre Forderung: das Blutbad in der Ukraine mit Waffenstillstand und Verhandlungen beenden.

Die Meute bestand aus der FDP-Frau Marie-Agnes Strack-Zimmermann und dem CNN-Journalisten Frederik Pleitgen. Ihre Forderung: kämpfen bis zum bitteren Ende.

Angeführt wurde das Rudel vom Moderator selbst. Er gab das Startsignal: «Wer fängt an», fragte er lüstern in die Runde, als Guérot gesprochen hatte.

Das war das letzte Mal, dass sie einen Satz zu Ende sprechen durfte. Dann wurde sie zurechtgewiesen, gedemütigt und niedergeschrien – wie in einem Schauprozess.

Auch nach ihrer Demütigung bei «Lanz» hielten die Attacken an. Nun hat sogar die noble FAZ nachgetreten.

Erhellend ist, dass sich auch ihr Artikel nicht inhaltlich mit der Politologin auseinandersetzt, sondern nur Plagiatsvorwürfe aus ihrem Wikipedia-Eintrag zitiert.

Doch selbst wenn Guérot abgeschrieben hätte, schmälert das nicht ihre Argumente in der Kriegsdebatte. Ebenso wenig wie ihre Zweifel an Corona-Massnahmen. Hier wurde ihr Beifall von der falschen Seite zum Verhängnis. Björn Höcke, AfD-Teufel, pflichtete bei – was Guérot selbst in Schwefeldämpfen tauchte.

Wie ihr geht es immer mehr Menschen in Deutschland: Debatten werden durch Glaubenssätze ersetzt, Charaktermord wird zum Bagatelldelikt und Orwells Neusprech fürchterliche Realität: Wer Frieden fordert, fördert Krieg.

Noch gibt es mutige Kämpfer wie Guérot, doch sie werden immer rarer.

Denn der Preis für diesen Mut wird immer höher.

Wolfgang Koydl

Sprache leidet still

Heute sind es die «Velofahrenden», morgen die «Brieftragenden». Stoppt den Wahnsinn, und stoppt ihn sofort!

Werner Bangerter

Um es vorwegzunehmen: Ich bin weder Germanist noch Philologe. Als Lehrer habe ich während vierzig Jahren Deutsch unterrichtet. Bildet Hauptsätze! Sucht starke Verben! Keine Angst vor dem Genitiv! Für Diskurs- und interaktionale Linguistik reichte weder die Zeit noch das Interesse der Schülerinnen und Schüler, denn viele von ihnen ringen um verständliche Sätze.

«Velofahrende missachten Helmpflicht», so lautete jüngst ein Titel in der Presse. Bis dahin dachte ich, Fahrende seien als autochthone ethnische Gruppe mit zugkräftigen Motorfahrzeugen unterwegs, hinter Knautschzonen und in schocksicheren Kabinen – und nicht mit dem Velo. Der Titel sollte aber auf Velofahrerinnen und -fahrer zielen! Also Zweiradfahrer. Oder Radler.

Schreckenswort in Schulbüchern

Dass anstelle von Velofahrerinnen und Velofahrern nun VelofahrerInnen, Velofahrer*innen, Velofahrer/-innen und Velofahrer:innen durch die Gazetten preschen, ist verstörend genug. Als Konstrukt verbissener Inklusion im Zeichen von nichtsexistischer Schreibweise und angeblich sprachlicher Gerechtigkeit treten neuerdings «die Velofahrenden» in die Pedale. Sie sind nicht nur im redaktionellen Teil und in Leserbriefen von Zeitungen unterwegs,

Verhilft solch orwellischer Neusprech den Frauen zu mehr Gerechtigkeit, Selbstwertgefühl und Achtung?

sondern erzwingen politisch korrekt den Vortritt auf den Websites bei der Beratungsstelle für Unfallverhütung (BfU), bei der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt (Suva) und bei Pro Velo Schweiz. Es würde mich nicht wundern, wenn das Schreckenswort dem-

nächst in Schulbüchern Einzug hielte. Oder gar im heiligsprechenden Duden.

Sprache leidet still, auf Papier und auf Bildschirmen – vor unseren Augen. Ich fürchte, wenn wir den Missionaren der sogenannt gen-



«Zu Fuss Gehende.»

dergerechten Sprache nicht den Riegel schieben, werden wir es bald mit «Jagenden», «Geigenden» und «Pizzabackenden» zu tun haben. «Schiedsrichtende» und «Brieftragende» werden uns heimsuchen, die «Fliegenfischende» ihre Beute vorzeigen, «Bananenpflückende» über tiefe Löhne klagen und – wenn es brennt – die «Feuerwehrenden» Wasserschläuche ausrollen. Dann wird es nicht mehr weit sein bis zu Abstrusitäten im Stil von «Die Schwimmlehrende hatte nachgezählt: In ihrer Gruppe fanden sich acht Schwimmende, drei Nichtschwimmende und zwei Paddelnde.»

Wahnsinn überall: Der Verkehrs-Club der Schweiz (VCS) verbiegt Fussgänger bereits zu «zu Fuss Gehende»! Verhilft solch orwell-

scher Neusprech den Frauen im gesellschaftlichen Diskurs wirklich zu mehr Gerechtigkeit, Selbstwertgefühl und Achtung?

«Sprache kann nicht Gerechtigkeit schaffen», stellte Katrin Burkhalter, Vorstandsmitglied im Schweizerischen Verein für die deutsche Sprache (SVDS), als Gast im Radiointerview bei SRF fest. Sie hat recht. Mit Hilfe der Sprache können wir uns mitteilen. Mit Sprache lassen sich Gedanken ausbreiten und natürlich auch Ungerechtigkeiten benennen. Aber Sprache ist nicht dazu geeignet, ein tatsächliches oder vermeintliches Ungleichgewicht in der Gesellschaft zu korrigieren. Sprache gehört zum kulturellen Kapital. Die Geschichte lehrt uns: Wer eine Kultur demolieren will, kontrolliert und manipuliert zuerst deren Sprache.

Nur Verlierer

Sicher, das Deutsche hat sich über Jahrhunderte hinweg immer gewandelt. Begriffe geraten in Vergessenheit, andere tauchen auf oder verschwinden wieder, nach und nach, organisch. Das ist richtig, und das ist gut. Aber Sprache

darf nicht Gegenstand ideologisch getriebener Experimente werden. Sie sollte kein Tummelfeld für fiebrige Wokeness-Aktivist*innen sein.

Deshalb, und zu schlechter Letzt, ein dringender Appell an Politiker, Beamte, Redaktoren, Schriftsteller, Lektoren, Lehrerinnen und Lehrer und an alle, die Verantwortung übernehmen wollen: Stoppt den Wahnsinn, und stoppt ihn sofort! Auf dem Schlachtfeld sprachideologischer Deutungshoheit gibt es nur Verlierer. Und erst recht Verliererinnen.

Werner Bangerter ist Berufsschullehrer, Lehrmittelautor und freier Journalist.

Neutralität und Moral

Jeder aufrechte Demokrat sollte keine Sekunde daran zweifeln lassen, auf welcher Seite er steht.



Wenn sich der Angeklagte einer zweifelsfrei nachgewiesenen Vergewaltigung vor Gericht mit der Behauptung verteidigt, auch das Opfer habe in seiner Vergangenheit dunkle moralische Flecken oder es habe ihn gar durch aufreizendes Betragen zu der Vergewaltigung verführt, so empfinden wir das als schäbig, denn die behaupteten Mängel und angeblichen Verfehlungen des Opfers haben ja mit der Untat des Verbrechens gar nichts zu tun.

Doppelt empört sind wir, wenn ein Presseorgan bei der Berichterstattung über das Verbrechen Verständnis für den Vergewaltiger äussert und durchblicken lässt, die Untat sei zumindest teilweise verständlich, weil das Opfer moralische Mängel habe, die dann zur Entlastung des Verbrechens in dem Presseorgan breit ausgemalt werden. Als zynisch empfinden wir es, wenn diese den Vergewaltiger entschuldigende und das Opfer verhöhnende Art der Berichterstattung mit dem Gebot der «Neutralität» gerechtfertigt wird.

Exakt so habe ich in den letzten drei Monaten weite Teile der Berichterstattung der *Weltwoche* empfunden: Der Vergewaltiger Putin mit seiner zügellosen Soldateska stösst bei aller formalen Distanzierung von dem Überfall auf vielfältiges Verständnis. Das um seine Existenz kämpfende Opfer des Überfalls, die Ukraine, wird dagegen vielfältig bekrittelt. Dabei ist der Sachverhalt doch ganz klar: Am 1. Dezember 1991 beteiligten sich 84 Prozent der ukrainischen Bürger an der Volksabstimmung zur Unabhängigkeit der Ukraine, mehr als 90 Prozent stimmten dafür. Auf der Krim stimmten 54 Prozent für die Unabhängigkeit, und im Donbass waren es

83 Prozent. Drei Wochen später, am 21. Dezember 1991, wurde der Vertrag zur Auflösung der Sowjetunion von den Führern der ehemaligen Sowjetrepubliken unterzeichnet, und am 24. Dezember erklärte Gorbatschow in einer Fernsehansprache seinen Rücktritt als Präsident der Sowjetunion. Seitdem besteht die Ukraine als vollständig souveränes völkerrechtliches Subjekt innerhalb von Grenzen, die von Russland mit dem Unionsvertrag vom 19. Dezember 1991 ausdrücklich anerkannt worden waren.

In den Folgejahren gab es in allen Nachfolgestaaten der Sowjetunion grosse Wirren, und ihre Entwicklung ging auseinander. In der Ukraine entstand im Lauf der Jahre eine leben-

Russland wurde seit 2000 unter Putins Herrschaft immer undemokratischer.

dige Demokratie, bei der die Maidan-Proteste 2004 und 2014 eine grosse Rolle spielten. Das Land wandte sich mehr und mehr dem Westen zu und ist dabei, den inneren Reformstau zu überwinden und offenbar auch die Korruption einzudämmen.

Russland wurde seit 2000 unter Putins Herrschaft immer undemokratischer. Heute ist es eine Ein-Mann-Diktatur und eine staatlich organisierte Kleptokratie, die einem faschistischen Staat immer ähnlicher wird und offenbar das Ziel verfolgt, das russische Imperium wiederherzustellen. Dissidenten werden umstandslos ins Straflager geschickt, soweit sie nicht bei Giftanschlägen und Ähnlichem sterben.

In den dreissig Jahren ihrer staatlichen Existenz hat die Ukraine nie auch nur einen Krümel russischen Bodens beansprucht oder gar gewalttätig besetzt. Russland dagegen besetzte 2014 handstreichartig die Krim und versuchte sich gewaltsam den Donbass einzuverleiben, wo bis zum Überfall vom 24. Februar ein eingefrorener Kriegszustand herrschte.

Wer hier nicht eindeutig Partei ergreift, ist nicht «neutral», sondern unterstützt implizit den verbrecherischen Akt der Aggression.

Die von Russland geäusserten und teilweise aus dem Westen – zum Beispiel in der *Weltwoche* – unterstützten Sicherheitsbedenken sind vorgeschoben: Russland wurde nur zweimal in der europäischen Geschichte aus dem Westen angegriffen: 1811 von Napoleon und 1941 von Hitler-Deutschland. Solche Sorgen sind zudem keine Rechtfertigung für eine Grossmacht, militärisch unterlegene Nachbarstaaten anzugreifen oder sie in ein halbsouveränes Abhängigkeitsverhältnis zu zwingen.

Russland selber ist dagegen traditionell eine äusserst aggressive Macht. In zahlreichen Feldzügen hat Russland seit Iwan dem Schrecklichen über 500 Jahre hinweg bis zum Ribbentrop-Molotow-Pakt von 1939 sein Imperium immer weiter ausgedehnt. Putin hat es offenbar aufgegeben, das rohstoffreiche, aber ansonsten sehr unterentwickelte Russland innerlich zu modernisieren. Als Kompensation möchte er in die imperiale Vergangenheit zurück, und der Überfall auf die Ukraine ist dabei die Ouvertüre.

Jeder aufrechte Demokrat und Europäer sollte keine Sekunde daran zweifeln lassen, auf welcher Seite er dabei steht.

Amherds Einflüsterin

Pälvi Pulli spielt eine Schlüsselrolle im Verteidigungsdepartement.
Wie sieht die oberste Schweizer Sicherheitsberaterin die Ukraine-Krise?

Marcel Odermatt



Widersprüche, wohin man schaut: Beamtin Pulli (l.), Bundesrätin Amherd.

Der Bundesrat hielt dem Druck aus dem In- und Ausland noch einmal stand. An seiner jüngsten Sitzung weigerte sich eine Mehrheit der Magistraten, Schweizer Kriegsgerät über Drittländer in die Ukraine liefern zu lassen. Die Rede ist von sogenannten Ringgeschäften.

Die Landesregierung, so hiess es in einer Mitteilung nach der Sitzung, könne aufgrund der Ausfuhrkriterien des Kriegsmaterialgesetzes und des Neutralitätsrechtlichen Gleichbehandlungsgebots Anfragen um Weitergabe von Kriegsmaterial mit Schweizer Ursprung an die Ukraine nicht zustimmen.

Hoffen auf ein Entgegenkommen

Zu den treibenden Kräften, die solche Ringgeschäfte zulassen möchten, gehört Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte), wie bundesratsnahe Kreise berichten. Zu Amherds engstem Beraterkreis gehört Pälvi Pulli, Chefin Sicherheitspolitik im Verteidigungsdepartement (VBS). Sie spielt in der Debatte um die Ringgeschäfte eine Schlüsselrolle. Wir treffen Pulli in ihrem Büro im Bundeshaus Ost.

Bern

Was ist der Grund, warum immer mehr Leute in der Bundesverwaltung Verständnis dafür aufbringen, dass Waffen aus hiesiger Produktion im Konflikt in Osteuropa zum Einsatz kommen sollten?

«Die Schweizer Position betreffend Waffenlieferungen wird immer wieder bei meinen Ge-

Es war eine Stabübergabe unter alten Bekannten: Pulli und ihr Vorgänger waren viele Jahre liiert.

sprächen durch unsere Partner angesprochen», sagt Pulli. Es sei allgemein akzeptiert, dass die Schweiz aus Gründen ihrer Neutralität keine direkten Waffenlieferungen an die Kriegsparteien mache. «Hier besteht keine Erwartung. Was dagegen vielerorts auf Unverständnis stösst, ist die Haltung, dass auch die spätere Wiederausfuhr nicht erlaubt ist.» Mit diesem Verbot hätten europäische Staaten Mühe. «Bei meinen internationalen Kontakten werde ich immer wieder darauf angesprochen: <Ist das wirklich nicht möglich?>» Hier hoffe man auf ein Entgegenkommen.

Dass bei der Chefbeamtin diese Wünsche auf fruchtbaren Boden zu fallen scheinen, hat einen einfachen Grund: ihre Definition der Schweizer Neutralität. Die Historikerin, die aus Finnland stammt und für ihr Studium nach Neuenburg kam, sieht nur zwei Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit sich die Schweiz dieses Etikett anhängen darf.

Sie dürfe sich einerseits nicht verpflichten, einem anderen Staat im Kriegsfall Beistand zu leisten. «Deshalb schlagen wir auch keinen Nato-Beitritt vor, zumal auch die Sicherheitslage das nicht nahelegt», so Pulli.

Andererseits dürfe die Schweiz militärisch nicht in De-facto-Abhängigkeit eines anderen Landes gelangen, die eine selbständige Verteidigung ausschliessen würde. «Abgesehen von diesen beiden Voraussetzungen, hat die Schweiz einen Spielraum, den sie ausfüllen kann», sagt Pulli.

Signal für potenzielle Angreifer

Die Stimme der 51-Jährigen hat Gewicht. Von 1999 bis 2006 arbeitete Pulli in verschiedenen sicherheitspolitischen Funktionen für das Generalsekretariat im VBS. 2017 wechselte sie zum Bundesamt für Polizei. Wenig später wurde sie zur Nachfolgerin von Christian Catrina gekürt, der sich nach 32 Jahren im VBS vor zwei Jahren pensionieren liess.

Es war eine Stabübergabe unter alten Bekannten: Pulli und Catrina waren viele Jahre liiert, bevor sie Peter Soller im VBS kennenlernte. Mit dem Brigadier und Kommandanten des Lehrverbandes Fliegerabwehr 33 ist Pulli bis heute zusammen.

Nun rückt der Kauf des Kampffjets F-35 näher. Obwohl zurzeit Unterschriften für eine Volksinitiative gegen den F-35 gesammelt werden, ist Pulli für eine baldige Unterzeichnung des Kaufvertrags. «Nach Ablauf der Offerte bestünde ein Risiko, dass wir wegen der Verzögerung das Flugzeug nicht zu den vereinbarten Konditionen bekommen würden.» Zudem könnte sonst eine zeitliche Lücke zwischen der Stilllegung der F/A-18-Flotte und der Inbetriebnahme des neuen Fliegers entstehen.

Aber wären die 36 Maschinen überhaupt ausreichend, um in einer Bedrohungslage die Bevölkerung zu schützen? Die Experten im VBS haben dazu folgende Berechnung angestellt: Die drei Dutzend Flugzeuge würden genügen, um in einer Krisensituation mindestens vier Wochen lang eine Doppelpatrouille am Schweizer Himmel zu gewährleisten. «Diese Zeit», so Pulli, «könnte genutzt werden, um eine diplomatische Lösung voranzutreiben. Diese Fähigkeit signalisiert auch potenziellen Angreifern, dass man bereit ist, sich zu verteidigen.»

Abwarten bei der Nato-Kooperation

Was für das VBS ebenfalls vermehrt in den Fokus rückt, ist eine verstärkte Zusammenarbeit mit der Nato. Seit 1996 beteiligt sich die Schweiz am Nato-Programm Partnership for Peace. Die Institution wurde ins Leben gerufen, um die sicherheitspolitische und militärische Zusammenarbeit zwischen der Nato und Ländern wie der Schweiz zu intensivieren. So führt heute die Luftwaffe mit Nato-Staaten gemeinsame Übungen durch.

Interessant ist, dass es in den Kreisen des Freisinns und der Mitte inzwischen zum guten Ton gehört, ein verstärktes Zusammengehen mit der Nato als alternativlosen Akt der Vernunft zu verkaufen. Dass ausgerechnet die Nato vor

wenigen Monaten in Afghanistan eine katastrophale Niederlage erlitt, wird auf wunderbare Art ausgeblendet.

Einfach wird es für die Nato-Fans so oder so nicht. Das VBS hat gegenwärtig wenig Ahnung, wie ein solches Andocken überhaupt aussehen

«Das Risiko, dass die Schweiz in einen Konflikt hineingezogen wird, ist heute grösser.»

könnte. Pulli: «Wir machen im Augenblick unsere Hausaufgaben. Uns interessiert unter anderem, was die Schweden und Finnen gemacht haben, bevor sie ihre Beitrittsgesuche stellten.» Es lägen aber keine spruchreifen Ideen auf dem Tisch zur Frage, wie die Schweiz die Kooperation mit der Nato ausbauen könnte. «Eine intensivere Zusammenarbeit ist aber auf jeden Fall im Interesse der Sicherheit der Schweiz und auch ein Ziel im Sicherheitspolitischen Bericht des Bundesrates.»

Gefährlicher als im Kalten Krieg

Stimmt das wirklich? Ist eine solche Annäherung im Interesse der Schweiz? Im Kalten Krieg stand die Welt mehrmals am Rand einer Katastrophe, etwa während der Kuba-

krise. Regelmässig zettelten die Grossmächte USA und Sowjetunion Stellvertreterkriege an. Trotzdem waren weder die Abschaffung der Neutralität noch eine Annäherung an die Nato in der Schweiz ein Thema.

Und heute? Russland hat sich weit hinter die Gebietsgrenzen des früheren Warschauer Pakts zurückgezogen. Trotzdem sieht Pulli für die Schweiz eine grössere Bedrohungslage als noch im Kalten Krieg – selbst wenn die Ukrainer tapfer Widerstand leisten und sich der Konflikt auf den Osten des Landes konzentriert. «Das Risiko, dass die Schweiz in einen Konflikt hineingezogen wird, ist heute grösser.»

Instabiler, unübersichtlicher

Wie das? Die Instabilität habe zugenommen, so Pulli. Die Lage sei unübersichtlicher als damals. Zudem seien die gegenseitigen Abhängigkeiten etwa von kritischen Infrastrukturen grösser geworden. Allerdings hält Pulli Russland für geschwächt, wie sie einräumt. Das Land werde wohl kaum eine zweite Front eröffnen können.

Die Aussage passt perfekt in die gegenwärtige Diskussion im Bundeshaus. Sicherheitspolitische Widersprüche, wohin man auch schaut. Amherds Einflüsterin macht da leider keine Ausnahme.



Bindella
la vita è bella

Sangiovese, Cabernet Sauvignon und Syrah.
Vereinen auf höchster Oktave.
Heim- und Fernweh.
Vorzüglich.
Zu saftigem rotem Fleisch.



Jetzt bestellen: bindella.ch

for a better wine world

CAMPAIN FINANCED ACCORDING TO EU REGULATION NO. 1306/2013



Europas grosses Spiel

Niemand schießt propagandistisch schärfer gegen Russland als die Briten. Die Russen antworten wenig zimperlich. Die Rivalität der beiden Nationen ist legendär.

Wolfgang Koydl

Der berühmteste Geheimagent der Welt ist kein Amerikaner, kein Franzose und auch kein Israeli: James Bond arbeitet im Dienste Ihrer britischen Majestät. Nur einer kann es an Popularität mit ihm aufnehmen, allerdings nur in seiner Heimat: Max Otto von Stierlitz. Das ist sein deutscher Deckname, denn tatsächlich arbeitet der Cognac-Trinker und Mercedes-Fahrer für den KGB.

Dass ausgerechnet Briten und Russen Spione zu filmischen Superhelden stilisieren, ist kein Zufall. Denn auch in der Realität sehen sich die Dienste beider Länder in einem ewigen Wettstreit. Nicht immer fair, nicht immer sportlich, aber von gegenseitigem Respekt geprägt.

Real sind auch die Animositäten von Briten und Russen, die sich durch die Geschichte ziehen. Auch heute wieder beim Krieg in der Ukraine ziehen Briten-Premier Boris Johnson und die Fleet-Street-Presse am schärfsten gegen das «Ungeheuer» Wladimir Putin vom Leder. Russlands Aussenminister Sergei Lawrow wiederum bereitete es besondere Freude, seine unbedarfte britische Amtskollegin Liz Truss bei deren Moskau-Besuch vorzuführen.

Kräfte messen um Indien

Zwei Themen waren es, die historisch den Gegensatz von London und Moskau begründeten: die imperiale Rivalität um den Besitz von Indien und die ideologische Kluft zwischen Sowjet-Kommunismus und britischer Demokratie.

Für das koloniale Kräfte messen um Indien popularisierte Rudyard Kipling in seinem Roman «Kim» den sportlichen Ausdruck «The Great Game». Ausgetragen wurde es auf einem riesigen Territorium zwischen Kaukasus und Afghanistan, doch spielerisch war an diesem blutigen Spiel nichts. Rund hundert Jahre standen sich beide Mächte hier gegenüber – häufig mit Agenten vom Schlage eines Stierlitz oder 007.

Es begann 1807 beim Treffen Napoleons mit Zar Alexander I. auf einem Floss auf der Memel

bei Tilsit. Dabei schlug der Franzose dem Russen vor, gemeinsam Indien zu erobern und den Briten zu entreissen. Die freilich bekamen Wind von den Plänen, weil – so eine Legende des britischen MI6 – ein früherer Ahn von James Bond im Gebälk unter den Füßen der beiden Kaiser hockte und sie belauschte.



Das alte Misstrauen.

Napoleons Überfall auf Russland beendete diese Pläne, doch in den folgenden Jahrzehnten rückten die Truppen des Zaren alleine in den Kaukasus und nach Zentralasien vor. Eins nach dem anderen fielen die Khanate Chiwa, Buchara und Chokant an Russland. Zankapfel und blutiges Schlachtfeld war Afghanistan. Lagen zu Beginn dieses Ost-West-Konflikts noch 2000 Meilen zwischen beiden imperialen Grossmächten, waren am Ende vorgeschobene russische Posten nur 20 Meilen von der Grenze Britisch-Indiens entfernt.

Im viktorianischen Britannien und darüber hinaus entstand eine Faszination für das «Great Game» und seine Akteure. Dabei verfestigte sich das Klischee vom weltmännischen, witzigen und eleganten Gentleman-Agenten, dem ein grausamer, beschränkter Hinterwäldler aus der russischen Steppe gegenüberstand. Bis heute hat sich an

diesem Russland-Bild in Britannien nicht viel geändert.

Nach der Machtergreifung durch die Bolschewiken 1917 war es Russland, das London als Bedrohung seiner revolutionären Errungenschaften ansah. Zehntausende britischer Truppen intervenierten im russischen Bürgerkrieg auf Seiten der «Weissen» gegen die «Roten». Der damalige Kriegsminister Winston Churchill wollte «den Bolschewismus in der Wiege erwürgen». Aber auch die Anhänger des alten Systems bäugten ihre britischen Verbündeten skeptisch. Sie verziehen nicht, dass Zar Nikolai II. ermordet wurde, weil sein Cousin König George V. ihn und seine Familie nicht nach Grossbritannien flüchten liess.

Misstrauen an der Geheimdienstfront

Obwohl beide Länder Verbündete gegen Nazi-Deutschland waren, erwachte das alte Misstrauen wieder unmittelbar nach dem Krieg. Vor allem an der Geheimdienstfront tobten stille Kämpfe. Der Doppelagent Kim Philby und seine Mitverschwörer der «Cambridge Five» bereiteten dem Secret Intelligence Service eine seiner schmachlichsten Blamagen. Die Briten revanchierten sich, als sie mit Oleg Gordijewski den KGB-Residenten in London abwarben und umdrehten. Zwei andere russische Ex-Agenten, Alexander Litwinenko und Sergei Skripal, wurden Opfer von Anschlägen auf britischem Territorium.

In den letzten Jahren war das britische Russland-Bild geprägt von hyperreichen Oligarchen, die sich ganze Häuserzeilen, Firmen und Fussballklubs kauften. Und die Konservative Partei. Sie erhielt grosszügig Zuwendungen aus russischen Quellen – und zeigte sich erkenntlich: Mit Lord Lebedev of Siberia sitzt nun der Sohn eines ehemaligen KGB-Agenten im Oberhaus.

Weltwoche-Autor Wolfgang Koydl war Korrespondent für die Deutsche Presse-Agentur (DPA) in Moskau und für die Süddeutsche Zeitung in London.

Letzte Fetzen Identität

Über das aberkannte Recht, stolz auf Deutschland zu sein.



Weltbekannte Rockstars, emotionale Redner und sogar ein Bär aus einem Kinderbuch feierten zusammen mit der britischen Bevölkerung das 70-Jahr-Thronjubiläum von Queen Elizabeth II.

Als Deutscher, aus Sicht der politischen Linken und anderer Miesepeter, blickt man stets mit einem gewissen Argwohn auf derlei identitätsstiftende Veranstaltungen. Andere, wie ich, sind neidisch auf jedes Land, das seine Traditionen und seinen Patriotismus pflegen darf, ohne dafür gleich mit einem Vortrag über Nationalismus und Rassismus von irgendeiner «Person of Colour» abgestraft zu werden.

Wenn es ums Stolzsein auf die eigene Kultur und Identität geht, sind Deutsche längst zu Zaungästen der Feierlichkeiten anderer Nationen degradiert. Militärparaden wie in Spanien? Ein Nationalfeiertag wie in den USA? Undenkbar. Wir leben in einem Land, in dem bei jeder Fussball-EM oder -WM direkt ein Grüner aus seinem Loch gekrochen kommt, der darüber reden will, ob das Schwenken von Fahnen Nationalismus befördere.

Was wir anderswo bewundern, ist das, wozu wir nicht in der Lage sind: Selbstliebe. Stattdessen biedern wir uns an, werfen unsere Werte und Kultur anderen zum Frass vor, indem wir keinerlei Anpassung von ihnen fordern, während wir uns einer ständigen pathologisch anmutenden Selbstzerfleischung unterziehen. Lieber streiten wir uns jeden Tag darüber, was und wer gerade der grösste Rassist ist.

Das Ergebnis ist bekannt: Wer so krampfhaft von jedem gemocht werden will, dass er sich vor allen in den Staub wirft, wird am Ende von

niemandem gemocht und schon gar nicht ernst genommen. Da hilft auch alles Geld der Welt nicht, das unsere Politiker immer noch fleissig in der EU verteilen, damit die Italiener und die Griechen vor uns in Rente gehen können.

Absiebt der linken Bubble, die am grotesken Aberglauben festhält, Zuwanderer würden nicht wegen der üppigen Sozialleistungen, sondern wegen der affenstarken deutschen Werte zu uns kommen, ist Deutschsein mittlerweile so etwas wie ein ewiger Eurovision Song Contest: Man zahlt haufenweise Geld, um dabei zu sein, gibt sich Mühe, wird aber trotzdem im Beliebtheitsranking jedes Jahr mit dem letzten Platz abgestraft. Getoppt wird die Schmach

Was wir anderswo bewundern, ist das, wozu wir nicht in der Lage sind: Selbstliebe.

durch die anderen nur durch jene, die man sich selbst auferlegt, indem man im Anschluss wieder dieselben unverbesserlichen Idioten damit beauftragt, es nächstes Mal besser zu machen.

Bleibt der kleine Rest von uns, der weder den Norddeutschen Rundfunk ein weiteres Mal beauftragen würde, den Act für den Eurovision Song Contest auszuwählen, noch die jetzige und vorherige Bundesregierung gewählt hat. Also diejenigen, die vom Rest dazu gezwungen werden, diese permanente Selbsterniedrigung mit ihren Steuergeldern mitzutragen.

Diese Minderheit, von der nicht wenige zu jener Gesellschaftsschicht gehören, die den

Laden Deutschland (noch) am Laufen halten, hat diesem Land zu einem grossen Teil mental gekündigt. Nicht wenige planen ihre Auswanderung oder haben sie bereits vollzogen. Leistungsträger gehen, Leistungsempfänger kommen. Wie lange das gutgeht, kann sich jeder selbst überlegen.

Ich glaube, dass der Deutsche viel verzeihen kann und dass er oft mehr verzeiht als andere Nationen. Politische Fehlentscheidungen, Annalena Baerbocks Kauderwelsch, hohe Steuern, Kevin Kühnert – wenn jemand gnädig ist, dann der Deutsche.

Wo der Franzose schon zehnmals auf die Strasse gegangen wäre, ist der Bundesbürger noch dankbar, wenn er durch einen sogenannten Tankrabatt am Ende so viel für den Sprit zur Arbeit zahlt, wie er bereits vor zwei, drei Wochen gezahlt hat. Weil er die Bemühung der Regierenden dahinter sieht. Weil es doch immerhin gutgemeint war. Mit Zuwanderern verhält es sich ähnlich. Da ist man schon dankbar, wenn nicht angegriffen wird.

Was einige jedoch nicht ertragen, ist die Aberkennung der letzten Fetzen Identität. Das Recht, stolz zu sein. Auf seine Werte und seine Leistung. Auch der genügsamste Esel will getätschelt werden und eine Karotte bekommen.

Auch Deutsche haben ein Recht auf eigene Identität, die sich eben nicht an Allgemeinplätzen wie Toleranz und Antirassismus bemisst. Nicht an Regenbogenflaggen und Multikulti, sondern an spezifisch deutschen Eigenheiten. Letztlich ist es genau das, was eine Gesellschaft zusammenhält.

Eine Zerschlagung der WHO wäre das Beste

Die aufkeimende Gesundheitstechnokratie ist eine Gefahr für die Freiheit der Völker.

Milosz Matuschek

Der französische Essayist Philippe Muray stellte sich in den neunziger Jahren in seinem Buch «L'Empire du Bien» ganz verärgert ein paar Fragen: «Wer steckt eigentlich hinter der WHO? Hat mich die WHO mal gefragt, bevor sie über die Farbe meiner Tage entscheidet? Haben wir einen Vertrag unterschrieben? Was ist das? Eine Sekte? Ein Konsortium? Ein allmächtiges Verbrechersyndikat? Eine anonyme weltweite Gruppierung? Der wirkliche Name von Big Brother?» Was Muray so auf die Palme brachte: der Welt-Nichtrauchertag.

Spätestens seit Corona hat die Weltgesundheitsorganisation ihre Unschuld verloren. Zu offensichtlich ist das Thema Weltgesundheit, so das erklärte Ziel der WHO seit 1945, ein Verschiebebahnhof für Einzelinteressen geworden, ein Jahrmarkt philanthropischer Eitelkeiten und machtpolitischer Einflussnahme. Die WHO ist zu einer Scharnierstelle geworden, die jeder, der will, für die Umsetzung diverser Ziele unter dem Mantel der Verbesserung der Weltgesundheit nutzen kann. Auch Private können mittels Spenden für einen Politiksektor ebendiesen mitsteuern. Bill Gates hat über seine Stiftung in den letzten Jahren Milliarden in die WHO gesteckt, ist zweitgrösster Nettozahler nach den USA.

Bill Gates und seine Stiftung

2010 rief Gates die «Dekade der Impfung» aus. Sein Ziel unter anderem: die Ausrottung von Malaria. Das klingt erst mal honorig, doch die Abgründe sind nicht weit. Bill Gates und seine Stiftung sind massiv in die Entwicklung und Verteilung von Impfstoffen auf allen Ebenen involviert und haben in zahlreiche Pharmafirmen investiert. Legendär passgenau war sein Einstieg bei Biontech im August 2019, kurz vor dem Börsengang im September. Einen Monat

später folgte das Planspiel «Event 201» zu einem Coronavirus-Ausbruch, an dem seine Stiftung massgeblich beteiligt war. Zwei Monate später wurden in Wuhan die ersten Corona-Fälle bekannt. Im Januar 2020 entwickelte der Biontech-CEO an einem Tag den Impfstoff. Volltreffer!



Geschlossenes Krankenhaus:
WHO-Chef Tedros Adhanom Ghebreyesus.

Im Fall Gates ist der Interessenkonflikt überdeutlich: Hier beeinflusst jemand angeblich rein gönnerhaft einen Politikbereich, an welchem er zugleich ein Gewinninteresse hat. Pandemie-Panik lässt die Kasse klingeln. Als Mitte Mai 2022 die ersten Fälle der Affenpocken bekannt wurden, war es wieder Gates, der Monate zuvor vor einem Biowaffenangriff mittels Pocken gewarnt hatte; seine Stiftung war im März 2021 erneut an einem Planspiel beteiligt gewesen, das einen Affenpockenausbruch just für Mai 2022 simuliert hatte. Schon wieder Volltreffer!

Gates betreibt eine globale Pandemie-Feuerwehr, die Löschwasser verkauft. Die WHO ist für ihn eine Art NGO *to hire*, eine «Uno-Agentur *as a Service*». Manche kaufen sich Jachten, andere kaufen sich Uno-Organisationen. Die

Reaktion der Weltöffentlichkeit auf diese Umstände gleicht einem Achselzucken.

Das Grundproblem ist nicht nur die Struktur der WHO. Klar: Man kann eine Gemeinde nicht so leicht schmieren, wie man sich derzeit legal bei höchsten Uno-Organisationen einkaufen

kann. Doch es geht noch über die Privatisierung weltweiter öffentlicher Gesundheitspolitik hinaus. Faktisch kauft man sich über die WHO auch einen direkten Durchgriff auf die Regierungen unter Aushebelung der Parlamente, sobald die WHO eine globale Pandemie ausruft. Kaum ein Land hat sich in den letzten zwei Jahren der Befehlskette von oben verweigert und auf nationale Souveränität gepocht. Mit dem Pandemieknopf kann man nun weltweit die Demokratie auf Stand-by schalten. So schliesst sich ein Kreis der Öffentlichkeitskontrolle, den keine andere Institution auf Nationalstaatsebene, wie Presse, Wissenschaft, Rechtsprechung, bisher aufgebrochen hätte.

Cui bono? Diese Frage stellt sich ernsthaft gar nicht mehr wirklich.

Vor allem China und Bill Gates profitierten enorm von Corona. Die WHO war ihr Steigbügelhalter. Gates verkündete, sieben Milliarden Menschen durchimpfen zu wollen. Darunter macht man es nicht. Chinas Agenda ist einfacher und im Grunde ebenso bekannt: globale Supermacht bis 2049, quasi «Weltherrschaft». Darunter macht man es nicht. Mehr Einfluss auf Uno-Organisationen kommt da nicht ungelegen. In dem Buch «Unrestricted Warfare» aus dem Jahr 1999, geschrieben von zwei Offizieren der Kommunistischen Partei, Qiao Liang und Wang Xiangsui, wird die Einbeziehung supranationaler Akteure in das militärische Vorgehen unverhohlen zur Sprache gebracht. Seit kurzem ist China im Exekutivrat der WHO und spricht in den nächsten drei Jahren ein gewichtiges Wort mit bei der Um-

setzung konkreter Massnahmen. Wird am sino-marxistischen Wesen künftig die Welt genesen? Schon in den vergangenen zwei Jahren ist klar geworden: Der Griff zum Hörer, um Peking anzurufen, liegt vielen westlichen Politikern näher als der Blick in den Verfassungstext.

Wo sich Philanthrokapitalismus und kommunistische Machtergreifung vermählen, fehlt nur noch der richtige Kuppler. Diese Rolle erfüllt keiner besser als WHO-Chef Tedros Adhanom Ghebreyesus, der soeben für weitere fünf Jahre im Amt bestätigt worden ist. Seine «Referenzen» lesen sich so: Mitgründer der Kommunistischen Partei Äthiopiens, deren Vorgängerorganisation auf der Terrorliste der USA steht; anhängige Klage wegen Beihilfe zum Genozid in Den Haag; ehemaliger Kooperationspartner der Bill-&Melinda-Gates-Stiftung (The Global Fund); treuer Lobredner für Chinas Lock-down-Politik und für Bill Gates' neueste Pandemiebekämpfungsfantasien. Wenn der kürzlich angedachte weltweite Pandemiepakt

Ein äthiopischer Marxist bekäme die Macht, den Notstandsknopf für die Welt zu drücken.

irgendwann Wirklichkeit werden sollte, bekäme ein äthiopischer Marxist die Macht, den Notstandsknopf für die Welt zu drücken. War es je leichter, auf globaler Ebene ungeahnte Macht in die Hände höchst zweifelhafter Akteure zu legen? Die Weltöffentlichkeit schläft und träumt vom nächsten Booster.

Weltreich der Moral

So sieht sie wohl aus, die Vollendung des «Reichs des Guten». Für Philippe Muray, der auch Michel Houellebecq beeinflusste, ist es das Weltreich der Moral, in dem man mit der Idee des «Besten für alle» governantisch in höchst individuelle Lebensbereiche hineinregieren kann. Die aufkeimende Gesundheits-technokratie kann schon heute die Welt im Nu in ein geschlossenes Krankenhaus verwandeln. Was soll man da noch sagen: Schön war die Zeit, als sich die WHO mit Welt-Nicht-rauchertagen beschäftigte.

Das Beste für die Welt wäre die Zerschlagung der WHO in ihrer jetzigen Form. Wie wäre es stattdessen mit der Errichtung einer «Erinnerungsstätte für planerische Hybris, korporatistische Verirrung und systemische Korruption im besten Westen aller Zeiten» an ihrem jetzigen Sitz in Genf?

Milosz Matuschek ist Jurist und Publizist. Er betreibt den Blog «Freischwebende Intelligenz» und ist Co-Produzent des Dokumentarfilms «Pandamned».

Weltwoche Nr. 23.22

Grossbritanniens Pudel

Damit sich das Königreich aufmunitionieren kann, vertagen Schweizer Beamte die Inbetriebnahme bestellter Waffen.

Marcel Odermatt

Das Verteidigungsdepartement (VBS) lasse Grossbritannien den Vortritt. So lapidar kommunizierten Bundesrätin Viola Amherds Mitarbeiter einen Entscheid, der Fragen aufwirft.

2016 bewilligte das Parlament die Beschaffung der «Next Generation Light Anti-Tank Weapon» (NLAW) der schwedischen Rüstungsfirma Saab Dynamics. Die schultergestützte Mehrzweckwaffe dient laut VBS dazu, «gegnerische Panzer, Schützenpanzer und weitere Fahrzeuge auf mittlere und grössere Distanzen zu bekämpfen sowie Breschen in befestigte gegnerische Stellungen oder in Häuser zu schießen, um das Eindringen der eigenen Truppen zu ermöglichen».

Nach Qualitätsproblemen bei Saab kam es zu Verzögerungen. Jetzt kann das bestellte Kriegsgeschäft geliefert werden. Bis 2023 sollte das Geschäft abgeschlossen sein. Doch daraus wird nun nichts. Die Sendung verzögert sich bis zum 4. Quartal 2024, weil das VBS entschieden hat, sein Material an die Briten abzutreten. Das Vereinigte Königreich hatte darum gebeten, weil das Land diese Systeme zur Aufstockung seiner eigenen Bestände benötigt.

Solche Freunde sollte man haben

Der Engpass erstaunt nicht. Grossbritannien gehört zu den grössten Exporteuren von Waffen in die Ukraine. Allerdings stellt sich die Frage, weshalb die Schweiz diesen Schritt tut. Sie unterstützt damit einseitig den Abwehrkampf der Ukraine und von deren Verbündeten.

Zuständig beim VBS ist das Bundesamt für Rüstung (Armasuisse). Dessen Kommunikationschef Kaj-Gunnar Sievert macht keinen Hehl daraus, dass die Verantwortlichen wissen, was die Auswirkungen dieses Geschäftes sind: «Das VBS hält dies aus sicherheitspolitischer Sicht für angezeigt, zumal es für die Schweiz und ihre Armee kaum Auswirkungen hat.» Grossbritannien könne so seine Bestände an NLAW wieder auffüllen, damit es in der Lage sei, «als wichtiges Nato-Mitglied seine eigenen Aufgaben wahrzunehmen und eine allfällige Ausweitung des Konflikts abzuwehren».

Damit hat die Schweiz einen weiteren Schritt unternommen, ihre Neutralität preiszugeben. Auch ist die Problematik auf dem Tisch, warum teure Ausrüstung gekauft wird, wenn sie von der Armee offenbar gar nicht dringend benötigt wird. Sievert sagt: «Die Auswirkungen auf Ausbildung und Einsatzbereitschaft sind aus militärischer Sicht beschränkt, weil die spätere Lieferung nur einen kleinen Teil der Bestellung betrifft – 70 Prozent werden wie geplant bis Anfang 2023 an die Schweiz geliefert –, weil die Ausbildung der Truppe an den NLAW mit Simulatoren bereits beginnen kann und weil die Armee für die Panzerabwehr noch über andere Systeme verfügt.»

Interessant ist zudem, dass die VBS-Führung, die diesen Entscheid in Eigenregie fällte, kein Entgegenkommen der Briten in einem anderen Bereich erwartet. «Es ging beim Abtritt eines Teils der Bestellung an Grossbritannien nicht um ein konkretes Gegengeschäft.» Solche Freunde sollte man haben. Die Schweiz als Grossbritanniens Pudel.

Landjäger.ch

Buisness Hemden,
veredelt mit Edelweiss



Tel: 041 925 60 80
6212 St. Erhard



«Gender ist die letzte ideologische Botschaft des Westens»

Radikale Studenten verhinderten an der Universität Genf eine Gastvorlesung von Eric Marty. Wir haben den französischen Intellektuellen der Stunde in Paris zum Gespräch getroffen.

Jürg Altwegg

Gender, Wokeness und «Black Lives Matter»: Der französische Schriftsteller und Literaturprofessor Eric Marty beschreibt die Entstehung der politischen Korrektheit aus dem Geist der postmodernen Philosophie. Mitte Mai sollte er an der Universität Genf eine Gastvorlesung halten. Demonstranten verhinderten den Auftritt. Sie bespuckten den Gast aus Paris, zerrissen dessen Manuskript und bezichtigten ihn der «Transphobie».

Der Vorwurf ist falsch. In seinem Roman «La fille» huldigt Marty seiner Faszination für die geschlechterübergreifenden Spielarten der Liebe. Und er analysiert diese gekonnt in seinem Essay «Le sexe des modernes», einer Darstellung der französischen Postmoderne, auch bekannt als «French Theory». «Grosse Essays», befand *Le Monde*, «erkennt man daran, dass sie die stärksten Gewissheiten erschüttern.» Dem Autor sei mit «Le sexe des modernes» ein echter Wurf gelungen.

Tatsächlich ist das Buch hochinteressant. Marty zeigt, wie in Amerika die French Theory zur Ideologie wurde und aus dem Antirassismus ein antisemitischer Rassismus mit Israel als Sündenbock. Das Prinzip der Dekonstruktion, eingeführt vom Star-Philosophen Jacques Derrida, habe in den intellektuellen Terror der Minderheiten geführt, so Marty. Mit ihrer Unfähigkeit, die zeitgenössischen Klassiker zu lesen, erklärt er den «Niedergang der moralischen Linken».

Wir treffen den französischen Intellektuellen der Stunde in Paris zum Gespräch.

Weltwoche: Monsieur Marty, Ihre Gastvorlesung an der Universität Genf wurde von Gender-Extremisten gestürmt. Das ist erstaunlich, denn Sie beschäftigen sich in Ihren Büchern sehr differenziert mit der Sexualität. Beginnen wir mit Ihrem Essay «Le sexe des modernes». Es geht darin um die Rolle der Sexualität in der Literatur. Wie kamen Sie zu dem Thema?

Eric Marty: Wer sich für Literatur interessiert, kommt an der Sexualität nicht vorbei. Sie

Paris

war immer wichtig, im 18. Jahrhundert sogar omnipräsent. Es gab einen positiven, ja euphorischen Bezug um Körper. Im 19. Jahrhundert kam es zu einer seltsamen Depression. Die Lust verschwand, die Frau wurde frigid. Der Mann war hin- und hergerissen zwischen einer Idealisierung der Frau und einer Pervertierung.

«Die Männer erweisen sich als schwach. Ein Nasenstüber reicht, um ihre Existenz zu vernichten.»

Hinter dem Puritanismus dieser Epoche stellt man aber fest, dass sich die sexuellen Praktiken der Menschen kaum änderten. Auch wenn man den Eindruck hat, dass überall die Zensur herrschte, gab es immer Menschen, die sich die Freiheit der Freizügigkeit herausnahmen.

Weltwoche: Wie stand es im 20. Jahrhundert?

Marty: Wir erlebten eine Mischung aus Freizügigkeit und Puritanismus. Die Surrealisten entwickelten eine sehr starke Sexualität. Sie waren aber auch verklemmt, hatten Vorurteile, zum Beispiel bezüglich der Homosexualität. Gleichzeitig begeisterten sie sich – wie Hans Bellmer – für kleine Mädchen.

Weltwoche: Und heute? Sind wir wieder puritanisch geworden?

Marty: Absolut. Aber es ist schwierig, die Gründe dafür zu erfassen. In den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren herrschten Diskurse der Lust. Allerdings ist der neue Puritanismus schon lange präsent. Nur manifestiert er sich jetzt erst so richtig. Die grosse Jagd auf Männer hat vor gut fünf Jahren begonnen, mit #MeToo.

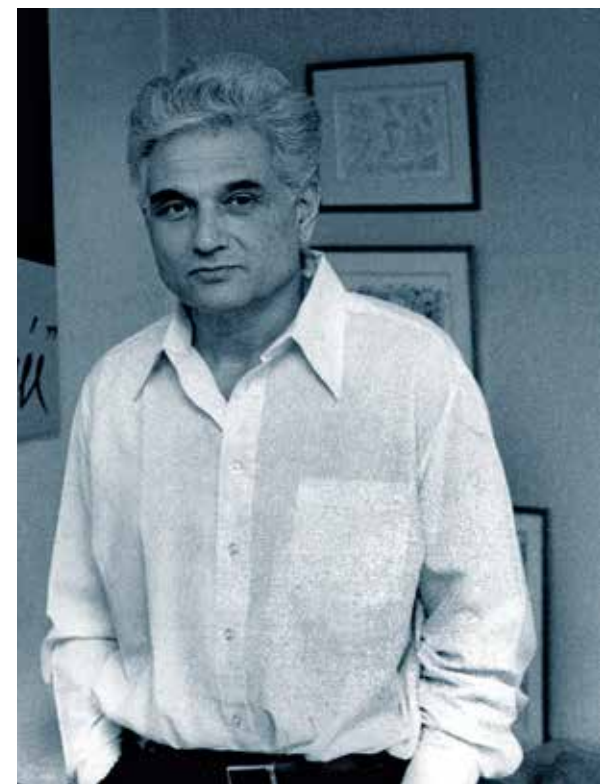
Weltwoche: Wie beurteilen Sie diese Bewegung?

Marty: Sie ist auf ein kleines Milieu beschränkt und äusserst konfus. Diese Leute interessieren sich gar nicht für Länder, wo die sexuelle Ausbeutung zum Alltag der Frauen gehört, zum Beispiel Afghanistan. Ausserdem missverstehen sie die Kultur

des Patriarchats, gegen die sie angeblich kämpfen. Sie setzen diese Kultur mit sexueller Ausbeutung gleich. Das ist falsch. Das Patriarchat ist keine Kultur der Vergewaltigung. Es ist die Herrschaft der Väter. Ihre ersten Opfer sind junge Männer.

Weltwoche: Wie das?

Marty: Man kann es mit Don Juan erklären, dem literarischen Archetyp des triebgesteuerten Mannes. Der Kommandant, der seine Tochter von Don Juans Avancen schützt, steht für das Patriarchat, das die Lust des Mannes bremst, die Vergewaltigung verhindert und die Ehe ermöglicht. Das Patriarchat organisiert die Beziehung der Geschlechter. Das geschieht nicht nach den Gesetzen der Gleichheit, sondern basiert auf dem Prinzip des Tauschs – Ehe gegen Sexualität. Dieser Tausch sorgt für gesellschaftliche Stabilität.



Diskurse der Lust: Philosoph Jacques Derrida,

Weltwoche: Sie halten #MeToo für eine kleine Minderheit. Doch die Strategie der Bewegung ist wirkungsvoll.

Marty: Das stimmt. Die angeblich starken Männer erweisen sich als äusserst schwach. Ein Nasenstüber reicht, um ihre Existenz zu vernichten. Sie schweigen nur noch. Für diese Situation habe ich keine Erklärung.

Weltwoche: Es muss mit dem intellektuellen Klima zu tun haben. Was hat sich seit den sechziger Jahren verändert?

Marty: Damals wurden alle Dogmen und Systeme hinterfragt und entziffert. Es war die Zeit der «Dekonstruktion», man suchte den tieferen, kaschierten Sinn hinter den Dingen. Diese Epoche der Überinterpretation hat Delirien hervorgebracht, aber man wollte den Dingen auf den Grund gehen. Das ist vorbei. Heute muss jede Aussage tel quel akzeptiert werden. Alles wird wortwörtlich genommen. Wenn man Fragen stellt, gilt das als Respektlosigkeit.

Weltwoche: Haben sich die Literatur und die Kunst verändert? Oder nur der Anspruch an sie?

Marty: Zunächst der Anspruch. #MeToo, Neofeminismus, LGBT sind populistische Bewegungen. Sie fordern eine Kunst, die jegliches «l'art pour l'art» ablehnt. Sie wollen zum Wort-sinn, zum «premier degré» zurück. Als ob die Interpretation etwa Gefährliches sei.

Weltwoche: Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

Marty: Ich habe kürzlich den Film «Petite fille» von Sébastien Lifshitz gesehen. Es geht darin um einen Knaben, der sich als Mädchen fühlt. Die Aussagen der Mutter und des Kindes

werden nie analysiert und interpretiert. Man nimmt alles wörtlich und hält es für wahr. In den siebziger Jahren hätte man diese Geschichte als Wunsch – als inzestuösen Wunsch – der Mutter gedeutet, die ihrem Jungen die Identität eines Mädchens aufdrängt. So beginnt der Film: Die Mutter sagt, dass sie davon träumte, ein Mädchen zu haben. Ihre Blicke, ihre zärtlichen Gesten, ihre Art, mit ihm zu reden – ich empfinde das als ziemlich eklig. Kein Kritiker

«Derrida fand in Amerika grosses Echo. Er wurde zum Vordenker der politischen Korrektheit.»

hat den Inzestwunsch der Mutter, die ihren Sohn in ein Mädchen verwandelt, thematisiert. Sie wurde für ihren Mut gelobt und zur Heldin verklärt, das Kind genauso.

Weltwoche: «Gender ist die letzte ideologische Botschaft des Westens an den Rest der Welt», schreiben Sie und schildern, wie die französische Philosophie der Postmoderne – Jacques Derrida, Roland Barthes, Michel Foucault und andere – in Amerika als French Theory zu dieser «ideologischen Botschaft» verarbeitet wurde. Französische Rezensenten lobten Ihre Darstellung als Buch, auf das man seit dreissig Jahren gewartet habe. Es sei die Antwort auf Judith Butlers «Unbehagen der Geschlechter» von 1990, das man als Gründungsdokument der LGBT-Bewegung bezeichnen kann. Sie beginnen Ihren Essay mit der «Dekonstruktion», einem Be-

griff, den Jacques Derrida erstmals 1967 verwendete. Warum gerade Derrida?

Marty: Er betrieb die Dekonstruktion am radikalsten. Es ging ihm nicht nur um die Dekonstruktion der Meinungen, des kollektiven Bewusstseins, sondern der Metaphysik. Er begann mit den abstrakten Texten der Philosophie. Dann übertrug er die Dekonstruktion auf die Politik und die Macht. Schliesslich weitete er sie nochmals aus. Er kritisierte den «Phallogozentrismus», die Machtausübung durch den Phallus.

Weltwoche: Was meinte er damit genau?

Marty: Die männliche, patriarchale Sicht der Welt, und zwar im Bereich der Politik, Literatur, Ideologie. Seine Arbeiten fanden in Amerika grosses Echo. Derrida wurde zum Vordenker der politischen Korrektheit. Seine Kritik des Phallogozentrismus wurde zur Kritik jeglicher Mehrheit – von allem, was sich im Zentrum befindet und «dominant» ist. Jede Mehrheit sei schlecht. Ihre Dekonstruktion erfolgt zugunsten jeder Minderheit. Alles, was minoritär und marginal ist, sich an den Rändern befindet, wird positiv gewertet. Vereinfachend gesagt, geht es bei der politischen Korrektheit darum, einen Behinderten nicht mehr einen Behinderten zu nennen.

Weltwoche: Wie reagierte Derrida darauf?

Marty: Der Erfolg in Amerika schmeichelte ihm, er genoss ihn. Derrida war narzisstisch veranlagt, er war schön und intelligent und wusste es auch. Er hat sich die Instrumentalisierung gefallen lassen, sich den linken und nebulösen Jargon aber nie zu eigen ge-



Gender-Theoretikerin Judith Butler, Schriftsteller Jean Genet, Intellektueller Jean-Paul Sartre (v. l. n. r.).

macht. Er war kein Ideologe, sondern ein reiner Intellektueller.

Weltwoche: Wie wurde er dann in Amerika zum Stammvater der French Theory?

Marty: Judith Butler hat aus seinem vielschichtigen Denken das LGBT-Dogma hergeleitet. Mit Derridas Denken hat es nur wenig zu tun. Sie vereinfacht seine komplexen Konzepte zu simplen. In Amerika hatte sich die Dekonstruktion verselbständigt – und Derrida konnte sie nicht mehr bändigen. Aber er blieb ein Komplize der LGBT-Bewegung. Als ihn die Psychoanalytikerin Elisabeth Roudinesco darauf hinwies, was in Amerika in seinem Namen alles gesagt und gemacht würde, hat er sich gewunden und sich nicht wirklich davon distanziert.

Weltwoche: Kann man das mit Marx und dem Marxismus vergleichen?

Marty: Sehr wohl. Wenn man die Texte von Marx über die sozialen Bewegungen von 1830 und 1848 oder die Kommune in Frankreich liest, stellt man fest: Er ist sehr kritisch mit den Revolutionären. Ich bin überzeugt, dass sich Marx sehr kritisch über die Gelbwesten geäußert hätte. Ihm wären die faschistischen Elemente in der Bewegung sehr wohl aufgefallen. Das kommunistische Ideal hatte sich von Marx losgelöst wie die Dekonstruktion von Derrida. Wie das geschieht, hat Adorno nach seiner Rückkehr aus dem Exil am Beispiel der Psychoanalyse in Amerika beschrieben.

Weltwoche: Wie genau geschieht so etwas?

Marty: Nun, die Vereinigten Staaten sind eine Maschine der Ideologisierung. Sie verfügen nicht über die intellektuelle Tradition Europas. Alles muss sehr schnell eine pragmatische Umsetzung finden. Freuds Psychoanalyse hat mit Mythen zu tun, Ödipus, Kastration, Moses. Die Ideologisierung in den USA hatte daraus



Als ob Interpretation etwas Gefährliches sei:
Literat Marty.

eine Gebrauchsanweisung zur Seelenmassage gemacht, um bestens angepasste Menschen zu produzieren. Adorno beschreibt die Kraft und die Mechanismen dieser Maschine, die alles verschluckt und in Häppchen ausspuckt. Derridas Dekonstruktion hat das gleiche Schicksal erlitten. Sie wurde zum Werkzeug des politischen Aktivismus, wie man ihn sich primitiver nicht vorstellen kann.

Weltwoche: Bei Derrida und Butler spielt die Literatur von Jean Genet, der 1986 starb, eine zentrale Rolle. Es geht dabei um seine Sexualität – und die Faszination für die Palästinenser.

Marty: Ich hatte Genet früh gelesen. Später, während der zweiten Intifada, die für Israel eine existenzielle Bedrohung darstellte, verbrachte ich einige Zeit in Jerusalem. In Europa und in den Vereinigten Staaten fand damals in der öffentlichen Meinung eine Umkehr statt. Es kam zur Gleichsetzung des jüdischen Staats mit den Nazis, zur Verklärung der Palästinenser als neue Juden.

Weltwoche: Warum diese Umkehr?

Marty: Das fragte ich mich auch. Aus dieser Perspektive las ich Jean Genet wieder. Dabei wurde mir bewusst: Der propalästinensische Genet, den die moralische Linke verherrlicht, ist ein schlechter Verbündeter bei der Verteidigung Palästinas und der Kritik an Israel. Genet war kein linker Humanist, sondern ein Perverser. Er fand im Palästinenser eine Figur,

die ihn ein halbes Jahrhundert zuvor schon fasziniert hatte: den SS-Soldaten.

Weltwoche: Wo zeigt sich das?

Marty: Wenn man Genets «Ein verliebter Gefangener. Palästinensische Erinnerungen» liest, merkt man schlagartig: Seine erotische Faszination ist ständig von Reminiszenzen seiner sexuellen Verherrlichung der SS begleitet. So wie er es in «Das Totenfest» beschreibt: als masturbatorische Anziehung durch die SS. Es handelt sich um die gleiche Faszination. Der Palästinenser gilt als Prototyp des unterdrückten Menschen. Bei Genet ist er ein Dominanter, und Genet sieht das ganz richtig: Der palästinensische Terrorist hat eine grosse erotische Ausstrahlung.

Weltwoche: Der berühmteste französische Denker seiner Zeit, Jean-Paul Sartre, schrieb ein fast tausendseitiges Werk über Genet mit dem Titel: «Saint Genet. Komödiant und Märtyrer». Was faszinierte den ausgesprochen heterosexuellen Sartre an dem ausgesprochen homosexuellen Genet so sehr?

Marty: Sartre entdeckte mit Genet eine andere Sexualität. Er hielt sich für frei. Genet, musste er einsehen, ist sehr viel freier. Bei Genet entdeckte er eine neue Freiheit – die Freiheit des Homo-

sexuellen, des Diebs, der die Gesetze bricht. Genet verkörpert eine Freiheit, die ihm, dem heterosexuellen Kleinbürger, verwehrt blieb. Ich gehe darauf am Beispiel des Transvestiten Divine aus Genets «Notre-Dame-des-Fleurs» ein. Ich deute ihn als eine Art Beichte, eine Kon-

*«Genet sieht das ganz richtig:
Der palästinensische Terrorist hat
eine grosse erotische Ausstrahlung.»*

fession Sartres. Er entledigt sich seiner heterosexuellen Identität und fantasiert, einem weder männlichen noch weiblichen Körper ausgeliefert zu sein. Ich glaube nicht, dass Sartre so etwas praktizierte, aber er schreibt es. Das Szenario eröffnete ihm eine Welt von Begierden, die er nicht kannte.

Weltwoche: Was ihn mit Genet politisch verband, war die Begeisterung für die Palästinenser. Sartre rechtfertigte sogar das Attentat auf die israelische Mannschaft bei den Olympischen Spielen in München 1972. Wie beurteilen Sie das rückblickend?

Marty: Mich erstaunt immer wieder, wie man es Sartre durchgehen liess, der ganzen Welt moralische Lektionen zu erteilen, während er selber unglaubliche Gewalt propagierte. Manchmal waren es Appelle zum Töten des Feindes. Darin traf er sich mit Genet. Im «Verliebten Gefangenen» stimmte Genet ein Hohe-

lied auf den Kamikaze an, den Selbstmord-attentäter, vierzig Jahre vor dem IS. Lange vor dem Aufkommen des Islamismus war der Kampf der Palästinenser bereits sehr stark vom Islam durchdrungen. Und erneut sah es Genet richtig: Es geht bei den Terroristen nicht um die Verzweiflung der Entrechteten, die sich umbringen, weil es keinen Ausweg gibt.

Weltwoche: Um was sonst? Erotik?

Marty: Ja, genau. Genet beschreibt den militanten Suizid tiefenpsychologisch als Lustgewinn. Die Mordinszenierungen des IS sind ein erotisiertes Ritual: Demütigung, Machtdemonstration, Triumph des Todestriebs – nichts, was von einer Verzweiflung zeugen würde. Was uns die linke moralische Mythologie über die Palästinenser und Israel weismachen will, ist falsch. Der Palästinenser strahlt Macht und Herrschaft aus. Es geht um Gewalt, Aggressivität – um eine Virilität der Eroberung.

Weltwoche: Kommen wir auf Derrida zurück. Er war selber jüdisch. Wie verhielt er sich zu Genet, Sartre und Konsorten?

Marty: Es gibt bei Derrida eine zweite Schwäche, und sie ist schwerwiegender als seine fahrlässige Eitelkeit. Er war, wie so viele Intellektuelle, von der Gewalt fasziniert – und bei Genet faszinierte ihn auch dessen Antisemitismus. Derrida erweckte manchmal den Eindruck, dass er Israel nicht verstand, obwohl er das jüdische Denken kannte. Es war, als hätte er das Bedürfnis, sich dem Protokoll der politischen Korrektheit zu unterwerfen. Er wollte sich im Lager des Guten befinden, fast um jeden Preis. Für jemanden, der die Dekonstruktion praktiziert, ist das erstaunlich: Derrida war unfähig, das Gute zu dekonstruieren. Seine Dekonstruktion stiess an eine politische Grenze. Er scheiterte an der Politik – wie so viele Philosophen, auch Sartre. Er gehorchte dem Imperativ, die Palästinenser zu verteidigen.

Weltwoche: Das gilt noch sehr viel stärker für Judith Butler, die ebenfalls Jüdin ist.

Marty: Richtig. Sie hat Derridas Denken dazu instrumentalisiert, alle Minderheiten gegen Israel zu verteidigen. Das ist grotesk, wenn man zum Beispiel daran denkt, wie die Palästinenser und die Muslime im Allgemeinen mit der Homosexualität umgehen, und das mit dem Respekt vergleicht, den man ihnen und allen sexuellen Minderheiten in Israel entgegenbringt. Aber es geht noch grotesker: Die von Israel besetzten Gebiete werden von ihr als «heterosexuelle Eroberung» bezeichnet, «hetero conquest».

Weltwoche: Inzwischen wurde die LGBT-Bewegung unter dem Stichwort «Intersektionalität» mit dem «Antikolonialismus» und dem «Antirassismus» verbunden. Was halten Sie von dieser Koalition?

Marty: Der Kampf gegen den Kolonialismus musste geführt werden. Aber wie kann

man den Antikolonialismus noch immer rechtfertigen, wenn man bedenkt, zu welchen Regimes er geführt hat? Für Algerien ist der Befund ganz besonders schlimm – es ist das Land, für das sich die französischen Intellektuellen am stärksten engagiert haben, Sartre als erster. Ein Onkel von mir kämpfte auf der Seite der algerischen Befreiungsfront FLN. Er

«Die Dritte-Welt-Ideologie war das grösste Reservoir von linken Irrtümern.»

hatte es mit Menschen zu tun, mit denen sie jede Nacht Whisky tranken, Poker spielten, über Politik und die Liebe sprachen. Über Nacht wurden sie zu strenggläubigen Muslimen, die alles, was sie erlebt und geteilt hatten, verleugneten: die Freiheit und die Ideale, für die sie gekämpft hatten.

Weltwoche: Welche Lehren zog man daraus?

Marty: Aus dem Scheitern des Antikolonialismus wurden keine Lehren gezogen. Der Tiersmondismus, die Dritte-Welt-Ideologie, war das grösste Reservoir von linken Irrtümern. Diese Irrtümer sind im Laufe der Zeit immer giftiger geworden. Der geistige und politische Zerfall der Linken zeigt sich an ihrer Unfähigkeit, die Texte ihres verehrten Dichters Jean Genet genau zu lesen. Sie wurde Opfer ihres eigenen Engagements und will das immer noch nicht wahrhaben. Man überlässt es der extremen Rechten, diesen Befund zu formulieren.

Weltwoche: Derweil unterstellen viele Linke Israel eine Politik der Apartheid.

Marty: Apartheid gibt es im Nahen Osten nur im Libanon. Dort dürfen die palästinensischen

Flüchtlinge sich nicht frei bewegen und auch ihren Beruf nicht frei wählen.

Weltwoche: Blicken wir zum Abschluss nochmals nach Amerika. Lange kämpften dort die Juden und die Schwarzen zusammen. Das hat sich geändert. These: Der «Dekolonialismus» als Teil der Woke-Ideologie ist antisemitisch, auch wenn er das nicht wahrhaben will und es Antizionismus nennt.

Marty: Da ist was dran. Aber man darf nicht verschweigen, dass die Geschichte der Schwarzen in Amerika ein einziges Trauma ist. Es ist eine Tatsache, dass praktisch alle Schwarzen von Sklaven abstammen. Die Rasse spielt für Israel keine Rolle.

Weltwoche: Und für die Schwarzen?

Marty: Sie halten sie für einen grundsätzlichen Unterschied, der ihren politischen Kampf motiviert. Sie wollen nicht nur ihre Diskriminierung bekämpfen. Sie streben die Herrschaft ihrer Minderheit an. «Black is beautiful»: Die Black Panthers vertraten die Idee einer Herrschaft ihrer Rasse, einer rassischen Reinheit und Überlegenheit. Das kann so weit gehen, dass Mischlinge als Verräter bezeichnet werden. Das ist monströs.

Weltwoche: Wie reagieren die tonangebenden Intellektuellen darauf?

Marty: Judith Butler und ihre Mitstreiter verschleiern den Inhalt, den Bewegungen wie «Black Lives Matter» dem Begriff der Rasse beimessen. Er geht in Richtung einer rassistischen Gewalt und des Rassismus. Das ist die traurige Wahrheit.

Eric Marty: Le sexe des modernes. Seuil, 502 S., Fr. 42,50



«Ich weiss, wie sich Selbstbestimmung anfühlt. Ich lebe sie.»

Marion Koch
Head Business Development
Private Clients Switzerland

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



Wie bei jedem Gift entscheidet die Dosis

Die Russen misstrauen zunehmend der staatlichen Propaganda.

Zu schrill treten Putins Lautsprecher derzeit auf. Mit der Politik ist man trotzdem zufrieden.

Thomas Fasbender

Das russische Staats-TV, Bastion der Kriegspropaganda, erlebt einen krassen Vertrauensverlust. Mitte März glaubten noch 33 Prozent der russischen Bevölkerung, was die Mattscheibe ihnen erzählt; Ende April waren es nur noch 23 Prozent. Das ergab eine repräsentative Umfrage in Städten mit über 100 000 Einwohnern; auf dem Land dürfte der Einbruch geringer ausfallen. Auch die namhaften Internetportale verlieren an Glaubwürdigkeit. Lediglich die sozialen Netzwerke legen zu, vor allem Telegram mit seinen Infokanälen jedweder Couleur.

Der Grenznutzen der überhitzten Propagandamaschine, der nicht enden wollenden Talkshows, in denen die Patrioten sich an Patriotismus überbieten, ist inzwischen negativ. Aber bedeutet das auch, dass Putins Politik an Zustimmung einbüsst? Seit 1996 stellt das renommierte Lewada-Institut einmal im Monat die Frage: «Sind wir auf dem richtigen oder dem falschen Weg?» In diesen über 25 Jahren gab es niemals (!) eine derart hohe Zustimmung zum generellen Kurs des Landes wie seit März 2022. Im Mai waren 68 Prozent der Russinnen und Russen der Überzeugung: So wie die Dinge laufen, laufen sie richtig. Im November 2021 waren es noch 46 Prozent gewesen.

Ängste, Ressentiments, Vorurteile

Wachsendes Misstrauen gegenüber der Propaganda, wachsende Zustimmung zum politischen Kurs, den diese Propaganda verbreitet – ein Dichterwort aus dem 19. Jahrhundert sagt: Mit dem Verstand ist Russland nicht zu fassen. Doch das trifft nur zum Teil zu. Die Abwendung von der TV-Propaganda hat primär mit deren Stil zu tun. Die Propagandisten treiben es zu wild. Dabei sind es altbekannte Gesichter, Profis wie Dmitri Kiseljow, Wladimir Solowjow und die RT-Chefin Margarita Simonjan. Es sind seit Jahren dieselben Meister und Meisterinnen im Bedienen von Ängsten, Ressentiments und Vorurteilen. Echo-kammern populistischer Erregung; lediglich die Formate ändern sich. Fake News, sofern sie der Sache dienen, dürfen sein.

Doch wie bei jedem Gift entscheidet die Dosis. Propaganda gehört subkutan injiziert; in den Muskel gespritzt, provoziert sie Abwehrreaktionen. In den Wochen nach dem 24. Februar wurde die Maschine in den Overdrive geschickt. Selbst die Zieroppositionellen und die paar Ausländer, die als Talkshow-Stammgäste aus anderer Perspektive kommentieren dürfen, waren nicht mehr zugelassen. Die russischen Talkmaster, etwa das Ehepaar Olga Skabjewaja und Jewgeni Popow mit ihrer



Fake News dürfen sein:
RT-Chefin Margarita Simonjan.

Sendung «60 Minuten», wurden zu anti-ukrainischen Einpeitschern.

Inzwischen hat sich das geändert – etwas. Ein pensionierter General durfte im Mai sogar lobend den Kampfgeist der ukrainischen Gegner erwähnen. Doch der eigentliche Skandal (aus westlicher Sicht) liegt darin, dass die Abwendung von der Propaganda mit breiter Zustimmung zur Politik einhergeht. Der scheinbare Widerspruch bestätigt die

Erkenntnis, dass Propaganda nichts schaffen kann, was nicht schon vorhanden ist: im konkreten Fall das Ressentiment gegen den westlichen Liberalismus, der von einer Mehrheit der russischen Bevölkerung nicht als Weltanschauung freiheitlicher Existenz, sondern als Instrument fremder Interessen und fremder Macht gesehen wird. Darin verschmelzen die illiberale Tradition, die Erfahrungen des Kalten Kriegs und die Enttäuschungen nach 1990.

Während die TV-Propagandisten solche Gefühle mit dem Vorschlaghammer bedienen, kleidet der patriotische Filmregisseur Nikita Michalkow sie in ein historisch-intellektuelles Gewand. Sein Youtube-Kanal Bessogon (1,3 Mio. Abonnenten) gibt einen Einblick in die dem Westeuropäer fremde, nicht einmal im Ansatz nachvollziehbare Ablehnung seiner Überzeugungen durch gebildete, weitgereiste und offensichtlich europäische Kulturmenschen.

Im Kern geht es um Russland selbst

Natürlich steht auch bei Michalkow das schwierige russisch-ukrainische Verhältnis im Vordergrund, die historische Erfahrung mit dem antirussischen ukrainischen Nationalismus. Das ist aber nicht sein eigentliches Motiv. Wer Michalkow (und mit ihm Russland im 21. Jahrhundert) verstehen will, muss die Liberalismuskritik des Illiberalismus zulassen. Wer daran verzweifelt, wird auch an Russland verzweifeln.

Im Übrigen beweist die innerrussische Debatte, dass der Westen nur ein Platzhalter ist. Im Kern geht es um Russland selbst. Der Angriffskrieg ist eine Abrechnung mit der eigenen Verführbarkeit, eine autoaggressive Reaktion auf dreissig Jahre Hingabe. Die hohe Zustimmung zum eingeschlagenen Kurs kommt nicht von ungefähr. Russland und Europa befreien sich aus gegenseitiger, selbstverschuldeter Abhängigkeit – der Westen ökonomisch, Russland weltanschaulich. Das europäische Haus wird zurückgebaut. Die Konsequenzen sind noch gar nicht absehbar.

Johnny Depps Triumph

Die Sympathien im Netz flogen grösstenteils dem 58-Jährigen zu. Ein Erklärungsversuch.



Der Prozess war eine Misogynie-Orgie» (*The Guardian*), «Sie glaubten dem Mann» (*Spiegel*): Zum grossen Bedauern vieler Journalisten hat Johnny Depp den Verleumdungsprozess gegen seine Ex-Frau Amber Heard gewonnen. Glaubt man den Schlagzeilen, hat die Jury in dem rechtsstaatlichen Prozess nicht aufgrund der Beweise geurteilt, sondern anhand des Geschlechts der beiden Kläger. «Gerechtigkeit obsiegt» hätte die Überschrift gewiss geheissen, hätte die 36-Jährige den Prozess gewonnen. Wetten, dass?

In den sozialen Medien bildeten sich während des Prozesses «Team Johnny» und «Team Amber»; die einen feierten ihn für seine «witzigen Antworten» im Zeugenstand, sie glaubten ihr die Missbrauchsvorwürfe nicht. Die anderen hielten ihn für alkohol- und drogensüchtig, für einen, der im Rausch Frauen schlägt, und verstanden es nicht, dass Erstere ihn als das wahre Opfer sehen. Die grosse Mehrheit der Netz-Kommentierer hatte sich auf die Seite des 58-Jährigen geschlagen. Da der Prozess auf verschiedenen Kanälen wie Youtube übertragen wurde, konnte man sich als Zuschauer ein eigenes Bild von den Stärken und Schwächen der angeführten Beweise machen und war nicht von der Interpretation der Journalisten abhängig.

Ein Grund für die ungleiche Sympathienvergabe dürfte ebendiese mediale Berichterstattung rund um den Prozess sein. Eine Autorin schrieb von der «überwältigenden Unterstützung für Depp», die für die «Misogynen in der Gesellschaft» eine Chance sei, «Frauen im grossen Stil und vor grossem Publikum als Lügnerinnen» zu brandmarken. Ihr Fazit: Künftige Debatten um Gewalt gegen Frauen sollen so verhindert werden. Nicht wenige Journalisten haben Heard ganz offenkundig als das Opfer und Depp als

den Täter im besagten Prozess «geframet» – und gleichzeitig jene, die ihn unterstützten, als gefährlich und misogyn bezeichnet. Der Gesellschaft wird ein misogyner Stempel aufgedrückt, der nicht der Realität entspricht. Ja, es gibt Frauenhasser, auch hasserfüllte User-Kommentare gegen Heard. Die grosse Mehrheit äusserte bei dem Rechtsstreit aber einfach Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit, kritisierte ihr Verhalten, einige spotteten über sie. Unterstützung für Depp bedeutet nicht Frauenfeindlichkeit und auch nicht, dass man Debatten über Gewalt gegen Frauen nicht für wichtig hält oder Frauen als Lügnerinnen abstempeln will.

Die allermeisten der kommentierenden Männer haben wohl überhaupt nichts gegen Frauen – einige pflegen einfach eine Abneigung gegen diese eine, gegen Heard, wobei Abneigung sogar ein zu starkes Wort ist. Kritik an Frauen leichtfertig als «misogyn» zu brandmarken, kommt vielleicht in der eigenen Gleichgesinnten-Bubble gut an. Aber die Leserschaft ist divers, und Menschen haben feine Antennen für Übertreibungen. Ich kann mir gut vorstellen, dass solcherlei Darstellungen viele genervt und sich ihre Emotionen in einer Art Trotzreaktion zugunsten Depps manifestiert haben. Was in Zeiten von Mikroaggressionen auch gerne untergeht: Leute nicht zu mögen, ist nicht gesetzeswidrig. Vielleicht sollten wir als Gesellschaft wieder von dem Stuhlkreis-Gedanken loskommen, alle müssten sich stets liebhaben, Kritik und Konflikt seien ganz schlimme Dinge, und Frauen müssten sanfter besprochen und beurteilt werden als Männer. Eine positive Einstellung gegenüber Mitmenschen ist gewiss förderlich für die soziale Harmonie, aber es gibt kein Recht darauf, von jedem gemocht zu werden.

Frauen können heute aufgrund einer unbewiesenen Anschuldigung die Karriere eines Mannes ruinieren, zumindest beeinträchtigen. Dass sich nun ein Hollywoodstar so prominent gegen Verleumdung wehrt, ist wohl ein weiterer Grund, warum ihm das Mitempfinden vieler Männer zuteilwurde. Es muss sich für manche angefühlt haben, als vertrete er «ihre» Sache, indem er sich gegen ein gesellschaftliches Klima stellt, bei dem stets der Frau geglaubt werden muss.

Und letztlich spielt gewiss Depps Status als Everybody's Darling bei der Sympathienvergabe eine Rolle. Er hat in so vielen grossartigen Filmen mitgewirkt, die von massenhaft Menschen verehrt werden: Das beeinflusst eine Anteilnahme, es verbindet. Privat war er stets der schräg-kaputte, leicht verlorene Anti-Held, der sich nie ins Rampenlicht drängte und die ganze Hollywoodsausage mied. Alle – also ausser die Journalisten – mögen Johnny Depp, alle wollen ihn retten, ein wenig. Womöglich flogen ihm auch darum von Anfang an viele Sympathien zu. Und vielleicht hat man Heard, die weniger charismatisch auftritt und keine Sympathieträgerin der Massen scheint, damit Unrecht getan.

Aufgrund einer früheren Verbindung bin ich möglicherweise selbst zu Johnnys Gunsten voreingenommen; als 14-Jährige habe ich ihm einen Liebesbrief geschrieben (und abgeschickt). Keiner war so schön und so cool wie dieser Johnny in «21 Jump Street». Es ist wirklich nur ein einziges Mal vorgekommen, schuld waren die unberechenbaren Hormonschübe, mit denen man sich als Teenager so herumplagt. Aber eben, mit seiner Ex verbindet mich überhaupt keine Beziehung.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter: @TamaraWernli

Miss Chiquitas Abenteuer

Wie verwegene Geschäftsleute die Banane aus dem Malaria- und Korruptions-Dschungel Zentralamerikas in die Luxusmärkte der Ersten Welt brachten.

Claude Cueni

Kaum zu glauben, dass Minor Cooper Keith (1848–1929) am Ende des 19. Jahrhunderts die Weichen für einen der ersten Weltkonzerne legte. Denn zuerst hatte er kein Glück, und dann kam noch Pech dazu. Sein Onkel Henry Meiggs hatte ihn 1871 nach Costa Rica gerufen, nachdem er mit dem costa-ricanischen Präsidenten Tomás Guardia Gutiérrez einen Vertrag über den Bau einer Eisenbahnstrecke unterzeichnet hatte. Sie sollte die Hauptstadt San José mit dem karibischen Hafen von Limón verbinden. Minor Cooper Keith war 23 und abenteuerlustig. Er lernte schnell.

Plantagen, so weit das Auge reichte

Das war auch nötig, denn bereits sechs Jahre später starb sein Onkel Henry, und er wurde sein Nachfolger. Keithy erbte einen Haufen ungelöster Probleme, denn sein Onkel war offenbar ein betrügerischer Finanzjongleur, der noch hundert Jahre nach seinem Tod die Gerichte beschäftigte. Keith erbte aber auch grosse Bananenplantagen, die Onkel Henry entlang der Eisenbahn angelegt hatte, um die Lebensmittelversorgung der Arbeiter zu sichern und Lieferkosten zu sparen. Doch es folgte eine Pechsträhne. Die Regierung hielt ihre Zahlungsverprechen nicht ein, Regenfälle, dichter Dschungel und Malaria bedrohten das Projekt. Über 4000 Menschen erlagen dem Sumpffieber, darunter drei von Keiths Brüdern.

Trotz aller Widrigkeiten erreichte Keith schliesslich den Hafen von Limón. Die Freude währte nur kurz. Die Passagiere blieben aus, und Keith blieb auf einem enormen Schuldenberg sitzen. Er hatte nichts mehr. Ausser Bananen. Die Regierung von Präsident Próspero Fernández Oreamuno konnte die vereinbarten Ratenzahlungen nicht zahlen und beglich ihre Schulden mit der Überschreibung von 324 000 Hektaren Land, was fast der doppelten Fläche des Kantons Zürich entspricht.

Jetzt hatte Keith noch mehr Anbauflächen, aber kaum noch Arbeiter, denn die Costaricaner verweigerten den gefährlichen Job im Malariagebiet. Er fand neue Arbeitskräfte in Jamaika. Einer der Schiffskapitäne, die zwischen

den Kaimaninseln Passagiere und Waren beförderten, war der Abenteurer Lorenzo Dow Baker, der bereits 1870 160 Bananenbündel aus Mittelamerika nach Hause gebracht hatte. Baker und Keith verstanden sich sogleich, hatten viele Ideen, Bananenplantagen, so weit das Auge reichte, aber sie brauchten Geld – Geld, das sie nicht hatten. Das änderte sich 1885, als sie den

Von nun an beförderte Keith auf seinem Schienennetz keine Passagiere, sondern Bananen.

berühmten amerikanischen Geschäftsmann Andrew W. Preston als Investor gewannen. Zu dritt gründeten sie vierzehn Jahre später, mit acht Partnerunternehmen, die United Fruit Company (UFC), die sie 1903 an die Börse brachten.

Von nun an beförderte Keith auf seinem Schienennetz keine Passagiere, sondern Bananen. Die Gesellschaft errichtete in Costa Rica rasch die Infrastruktur, die sie für die Expansion ihres Geschäftes brauchten, und bald gehörten ihnen Bahnstrecken, ein Schiffshafen, Telefon- und Radiostationen und eine riesige Flotte von Frachtschiffen mit eingebauten Kühlkammern. Doch Costa Rica war der UFC noch lange nicht genug. Sie breitete sich in ganz Mittelamerika aus und erhielt bald einmal den Namen «el pulpo», die Krake.

Als am 12. November 1928 die Arbeiter auf den kolumbianischen Plantagen wegen mieser Arbeitsbedingungen streikten, verweigerte die UFC Verhandlungen mit den Anführern. Nach erfolglosen Verhandlungen mit der Regierung meldeten die UFC und amerikanische Beamte vor Ort dem US-Aussenminister Frank B. Kellogg «einen kommunistischen Aufstand» und drängten die Regierung, amerikanische Interessen zu schützen. Darauf drohten die USA mit einer Invasion des United States Marine Corps.

Die konservative Regierung von Miguel Abadía Méndez beauftragte General Cortés Vargas, Oberbefehlshaber der Bananenregion, die Situation mit einem auswärtigen Armeeregiment zu klären. An einem Sonntag warteten die gläubigen Bauern nach der Sonntagsmesse dichtgedrängt vor der Kirche auf eine klärende Ansprache des Gouverneurs. Auf den umliegenden Dächern waren 300 Soldaten mit Maschinengewehren in Stellung, sie schossen in die Menge und töteten (je nach Quelle) tausend bis dreitausend Menschen, darunter viele Frauen und Kinder. Das Massaker (Masacre de las bananeras) prägte den Begriff «Bananenrepublik».

Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg in den USA die Nachfrage nach Bananen, die als gesund galten, und die UFC bewarb mit einem Millionenbudget eine fröhliche Südamerikanerin mit einem Körper in Bananenform. Kein Geringerer als Dik Browne, der Vater von «Hägar



Erschaffen vom Vater des «Rosaroten Panthers»: Miss Chiquita (r.).

dem Schrecklichen», hatte diese «Miss Chiquita» erschaffen, eine singende Markenbotschafterin mit Sex-Appeal und einem Früchtekorb auf dem Kopf. Für die UFC schien alles bestens zu laufen, bis 1951 Jacobo Árbenz Guzmán, Sohn eines Schweizer Immigranten aus Andelfingen und einer Mestizin, mit einem Stimmenanteil von 65 Prozent zum neuen Präsidenten von Guatemala gewählt wurde. Mit einer Landreform wollte Guzmán ungenutztes Land zum Steuerwert erwerben und umverteilen. Darunter auch die brachliegenden Ländereien der United Fruit Company.

Jagd auf Kommunisten

Diese bat die amerikanische Anwaltskanzlei der Gebrüder Dulles, bei Präsident Eisenhower vorstellig zu werden. John Foster Dulles war damals Aussenminister, der Bruder Allen Welsh Dulles Chef der CIA. Das Klima war nicht ungünstig, denn in den USA hatte der Senator Joseph McCarthy mit seinen Tribunalen die Jagd auf echte oder vermeintliche Kommunisten eröffnet. Die UFC erkannte, dass sie ihre verlorenen Ländereien nur zurückerhalten konnte, wenn sie Regierung und Öffentlichkeit davon überzeugen konnte, dass die Sowjetunion im Begriff war, in Guatemala einen Brückenkopf einzurichten.

Die UFC brauchte einen Profi, um Präsident Guzmán und seine Regierung in Verruf zu bringen. Der Job war wie gemacht für Edward Louis Bernays (1891–1995), Neffe von Sigmund Freud, dem Begründer der Psychoanalyse. Bernays galt als Meister der Propaganda und Vordenker der Public Relation. Gemeinsam mit den Dulles-Brüdern entwarf er die Operation PBSuccess, die von Präsident Eisenhower ausdrücklich begrüsst wurde. Auf Kosten der UFC lud man amerikanische Journalisten nach Guatemala ein. Dort präsentierte man ihnen gesciptete Interviewpartner und verstümmelte Leichen (von Unfallopfern), die angeblich vom Regime zu Tode gefoltert worden waren.

Da Bernays mit Arthur Hays Sulzberger (1891–1968), dem Herausgeber der *New York Times*, befreundet war, wurde die Öffentlichkeit täglich informiert beziehungsweise desinformiert und mit Fake News verängstigt. Angeblich würde sich der Kommunismus von Guatemala aus wie ein Krebsgeschwür über ganz Mittelamerika verbreiten, Amerika war in Gefahr, die Banane war es auch. Plötzlich hörten alle Medien das sowjetische Bellen vor der Haustür. Zahlreiche Radiostationen, die Bernays kurzfristig im



Markenbotschafterin mit Sex-Appeal.

Guatemala eingerichtet hatte, berichteten ununterbrochen von einer fiktiven Rebellenarmee, die unaufhaltsam vorrückte. Im Hintergrund hörte man eingespielte Raketeneinschläge und Maschinengewehre. Vor der Küste tauchten US-Kriegsschiffe auf. Irritiert distanzierte sich das guatemaltekeische Militär von der Regierung,

Die grösste Gefahr ist heute ein Tropical Race 4 genanntes Virus, das ganze Plantagen vernichtet.

Guzmán wurde gestürzt. Er floh mit seiner Familie vorübergehend in die Schweiz und ertrank später in Mexico City in seiner Badewanne. Sein Nachfolger war Diktator Carlos Enrique Díaz de León. Er gab dem Bananenkonzern seine Ländereien zurück.

In den folgenden Jahrzehnten geriet die gesamte Branche immer wieder in Verruf wegen Preisabsprachen, Bestechungen, Kinderarbeit, Raubbau an der Natur und Pestizideinsatz.

In den 1990er Jahren waren in Kolumbien Entführungen und Morde an der Tagesordnung. Um die Sicherheit der Angestellten zu gewährleisten, bezahlten die Konzerne Schutzgelder an paramilitärische Tereereinheiten, zuerst an

die linke Farc, später an die rechten AUC. Die USA, die selber jahrelang in Waffenlieferungen (Contra-Krieg) involviert waren, erliessen 2001 ein Anti-Terror-Gesetz, das Zahlungen von US-Unternehmen an ausländische Terrororganisationen unter Strafe stellte. Die UFC stellte sich den US-Untersuchungsbehörden. Mit einer Strafzahlung von 25 Millionen Dollar war die Sache vom Tisch.

Seitdem segelt der Weltkonzern unter einer neuen Generation von CEOs und wechselnden Besitzern in ruhigeren Gewässern. Oscar Grillo, der Schöpfer des «rosa-roten Panthers», machte aus der Bananenfrau eine menschliche Miss Chiquita. Sie verkauft heute Kochbücher, Merchandising-Artikel, sponsert Sportanlässe und tritt in Filmen und TV-Shows auf. Trotz gelegentlicher Vorwürfe wegen «Rassierung und Sexualisierung» wurde Miss Chiquita grösser als die Firma, und so war es nur folgerichtig, dass sich die United Fruit Company in Chiquita Brands International umbenannte und schliesslich die Voraussetzungen erfüllte, um von der Umweltschutzorganisation Rainforest Alliance zertifiziert zu werden.

Lukrativste Exportgüter

Heute gehört der weltgrösste Bananenproduzent mit seinen 20 000 Angestellten zum internationalen Netzwerk der brasilianischen Investmentfirma J. Safra Sarasin Group (die auch die damalige Schweizer Bank Sarasin übernahm) und des brasilianischen Saffherstellers Cutrale. Sie nahmen nach dem Kauf Chiquita von der Börse, Plantagen betreiben sie vorwiegend in Costa Rica, Guatemala, Honduras, Panama und Kolumbien. Da in diesen Ländern Bananen zu den lukrativsten Exportgütern gehören, ist das Wohlwollen der Regierungen garantiert.

Die grösste Gefahr für Miss Chiquita ist heute ein Tropical Race 4 (TR4) genanntes Virus, das die Gefässe der Pflanzen verstopft und ganze Plantagen vernichtet. Gegen TR4 gibt es bisher kein Mittel. Inzwischen lässt sich aber mit Genom-Editierung das Erbgut gezielt verändern. An der Queensland University of Technology tüfteln Forscher an einer Miss Chiquita aus dem Reagenzglas. So, wie wir heute Retortenbabys akzeptieren, werden wir uns eines Tages auch an die Babys von Miss Chiquita gewöhnen.

Claude Cueni (66) ist Schriftsteller, Drehbuchautor und Kolumnist. Er lebt in Basel. Im August erscheint sein Thriller «Dirty Talking».

Neutrale Lebensretter

Nr. 21 – «Ohne Neutralität keine Freiheit»
 Essay von Robert Nef

Viele Politiker verurteilen die Neutralität unseres Staates als unethisch. Sie scheinen vergessen zu haben, dass Hunderttausende von Menschen im Zweiten Weltkrieg durch die Neutralität der Schweiz gerettet worden sind. Nachstehend drei Beispiele:

1 — Kriegsgefangenenlager in Deutschland: Dank der Neutralität der Schweiz konnten Schweizer Diplomaten während des ganzen Krieges die Lager für die alliierten Kriegsgefangenen regelmässig besuchen. So konnten sie die Einhaltung der internationalen Regeln für Kriegsgefangene sicherstellen. Ohne diese Inspektionen hätten wohl die wenigsten der weit über 10 000 Kriegsgefangenen den Krieg überlebt.

2 — Schweizer Konsul in Budapest: Dieser stellte für Tausende von Juden Schutzbriefe aus. Da diese den Stempel der neutralen Schweiz trugen, wurden die Schutzbriefe von den deutschen Besatzern Ungarns anerkannt. Auch hier überlebten Tausende von Menschen den schrecklichen Krieg dank der Neutralität der Schweiz.

3 — Waffenstillstand in Italien: Einem Offizier der neutralen Armee der Schweiz war es gelungen, die Oberbefehlshaber der Alliierten und der Wehrmacht in Italien an den Verhandlungstisch zu bringen. Das Resultat war ein Waffenstillstand für Italien, lange vor Kriegsende. Hier wurden dank Neutralität der Schweiz die totale Zerstörung Oberitaliens und wiederum Tausende von Toten auf beiden Seiten verhindert.

Die Kritiker interpretieren den Verfassungsartikel über die Neutralität falsch. Die Verfassung verpflichtet den Staat zur Neutralität, lässt es aber jedem Bürger frei, seine Meinung

zu kriegführenden Staaten zu sagen. Die Neutralitätskritiker wollen es aber genau umgekehrt. Mit dem Rassismusartikel soll dem Bürger verboten werden, sich über Ausländer zu äussern, während die Politiker anstreben, überall, auch im Sicherheitsrat, mitzureden.

Max Salm, Umiken

Putins Kugeln

Nr. 19 – «Geschichte eines vermeidbaren Kriegs»
 Guy Mettan über den Krieg in der Ukraine

Der völkerrechtswidrige Krieg hätte vermieden werden können, wenn Polen, Israel und Russland bei der Uno oder beim Sicherheitsrat gefordert hätten, dass die Strassenamen und Feiertage nicht nach den Massenmördern Bandera und Konsorten umbenannt beziehungsweise diese nicht gefeiert werden. Es hätte Putin die Kugeln aus seinen Rohren genommen. Es ist nicht zu tolerieren, dass diese Völker, die von Bandera noch nach dem Krieg, mit Hilfe der CIA, massakriert worden sind, sich das gefallen lassen müssen.

Marian Michael Skalicky, Basel

Wölfe im Werwolfspelz

Nr. 21 – «Ich befürchte, dass wir in einen grösseren Krieg in Europa hineinschlafwandeln»
 Interview von Roger Köppel mit Klaus von Dohnanyi

Wenn Russland einen – in Dohnanyis Augen offensichtlich legitimen – Puffer zu Polen, dem Baltikum, der Ukraine, Georgien et cetera fordert, wäre es dann nicht zumindest ebenso legitim, wenn diese Länder gegenüber jenem Land Pufferzonen forderten? Das ist geografisch in beiden Fällen unmöglich, was die Frage aufwirft, ob Russland ganz Europa (zumindest bis

zum ehemaligen Eisernen Vorhang) als Puffer gegenüber Amerika betrachten könnte. Und was soll dieses Insistieren, dass so gut wie jede weltpolitische Situation ein Echo auf besondere amerikanische innenpolitische Situationen sei? Man hörte Entsprechendes schon von Grosseltern und Urgrosseltern. Zusätzlich Dohnanyis eigenartiger Hinweis, dass zu viel Wählen zu aussenpolitischer Instabilität führen könnte. So hat das Nichtwählen zum Beispiel unter Hitler Deutschland selbstverständlich eine äusserst stabile Aussenpolitik beschert, aber, Herr Dohnanyi, wollen Sie wirklich so viel Stabilität? Cui bono? Ein Kommunistenverstehrer als deutscher Kanzler? Nachfolger einer destruktiven FDJ-Funktionärin für Agitation? Wie positionieren sich Menschen mit derartiger Vergangenheit gegenüber dem Kreml und einem Ex-KGBler? Allein schon aus Nostalgie ... Was Russland anbelangt: Natürlich wäre es wunderbar, wäre nach der Sowjetunion zusätzlich auch noch Russland stark verkleinert worden. Der gewaltigen russischen Expansion bis zum Pazifik korrespondierte ein durchaus mächtiges Ausgreifen der russischen Despotie bis ans Schwarze Meer und bis zum Balkan. Angesichts dieses imperialen Militarismus erscheinen mir Bedenken zu Russlands Sicherheit als abgrundtief naiv. Länder wie Deutschland oder Russland muss man immer kleinhalten, egal, wie viel Süssholz diese raspeln mögen. Beide Länder sind Wölfe im Werwolfspelz.

Matthias Urban, Feldkirch (A)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
 E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Valentin Oehen (1931–2022) Boris Pahor (1913–2022)



Markantes Element der neueren Schweizer Politik: Valentin Oehen.

Mit Valentin Oehen, Nationalrat von 1971 bis 1987, verliert die Schweiz einen der wohl umstrittensten radikalen Umweltpolitiker der letzten fünfzig Jahre. «Bevölkerungswachstum und Umweltkrise», Stichworte des sein politisches Engagement über Jahrzehnte prägenden amerikanischen Zivilisationskritikers Paul R. Ehrlich (*1932), interpretierte Oehen «rechts-grün». Es tönte alarmistisch: «Hört auf, die Erde zu ermorden!», war die Losung. Verantwortung für die Umwelt bedeutete für ihn, gemäss Zweckartikel der Bundesverfassung, im eigenen Land zu handeln. Für die Entwicklungshilfe postulierte er, wie später die Ecopop-Initiative (2014 abgelehnt), den Schwerpunkt auf Förderung der Geburtenkontrolle zu legen.

Stehen beim grünen Zeitgeist ohne Rücksicht auf Demografie «Klimaziele» im Vordergrund, legte der beruflich in Liebefeld tätig gewesene Agraringenieur den Fokus auf Eindämmung des Bevölkerungswachstums in der Schweiz. Von Haus aus christlich-sozial orientiert, dann Mitglied beim progressiven Jungen Bern, legte sich der Urenkel eines Luzerner Freischarenkämpfers 1970 für die Initiative von James Schwarzenbach ins Zeug. Diese hatte er aber so wenig mitformuliert wie die noch extremere Überfremdungsinitiative von 1974. Zu jenem Zeitpunkt hatten die Konjunktur, aber auch Stabilisierungsmassnahmen des Bundesrats die Masseneinwanderung vorübergehend gedämpft.

Oehen wurde als Parteiführer der Nationalen Aktion so wenig glücklich wie mit seinem vom Tessin aus gestarteten Projekt einer ökologisch-freiheitlichen Partei. Wie Schwarzenbach, von dessen antidemokratischen Allüren er sich abhob, war er kein Machtfaktor, aber doch ein markantes Element der neueren Schweizer Politik. Dass es kaum möglich ist, Umweltpolitik zu betreiben ohne Masshalten im Bereich der Demografie, betraf für Oehen zumal die Erhaltung der direkt-demokratischen Schweiz in einem Land, wo seit rund sieben Jahrzehnten Masslosigkeit den Grenznutzen einer lebens- und liebenswerten Landschaft zu überschreiten drohte.

Dagegen wandte sich früh die von Pierre-André Tschumi gegründete «Arbeitsgemeinschaft für Bevölkerungsfragen», zu deren Gründern Oehen gehörte. Dank seiner Fachkenntnisse war er auch Mitglied der vom CDU-Politiker Herbert Gruhl gegründeten «Arbeitsgemeinschaft für ökologische Politik», bei der der St. Galler Professor Hans Christoph Binswanger mitmachte. Das Totschlagargument der Xenophobie traf den fünffachen Familienvater umso weniger, als er kurz nach seiner Heirat einen Jungen aus Italien adoptierte, dem sonst das Schicksal eines Verdingbuben gedroht hätte. Seine verstorbene erste Gattin Johanna war Tochter des Nidwaldner konservativen Ständerats Werner Christen; Witwe Eleonora stammt aus Polen. Valentin Oehen verstarb am 2. Juni in Nottwil LU.

Pirmin Meier

Er hatte die Spanische Grippe, den italienischen Faschismus und fünf deutsche Konzentrationslager überstanden. Sein biblisches Alter erklärte der rebellische slowenische Dichter Boris Pahor, der noch vor dem Ersten Weltkrieg im damaligen österreichisch-ungarischen Habsburgerreich, in Triest, geboren wurde, mit einem Schicksalsgeschenk, der «Vendetta», Vergeltung für das Vierteljahrhundert, das er mundtot als Zeuge des Schreckens überlebt hatte, auch als italienischer Soldat auf dem Afrikafeldzug. Triest, seine Heimat, italienisch erst seit 1918, war das alte Mitteleuropa, Pahor ein Grenzgänger an Ort.

Er sprach Slowenisch als Muttersprache (und verstand damit auch Polnisch und Russisch), die von Mussolini verboten wurde, Deutsch im Kindesalltag, er doktorierte in Padua auf Italienisch, und er bewunderte die französische Literatur. In Triest schloss er sich der slowenischen Befreiungsbewegung an, wurde aber von deutschfreundlichen Milizen gefangen genommen und noch durch fünf Konzentrationslager getrieben, ehe er in Bergen-Belsen befreit wurde.

Von 1953 bis 1975 unterrichtete er als Gymnasiallehrer in Triest und begann seine Kriegserlebnisse zu beschreiben; ein Bestseller wurde «Nekropolis», sein Leidensweg durch die Lager. Er wandte sich aber gegen den jugoslawischen Staatsgründer Tito. In seinen letzten Jahren wurde Pahors Kampf für die Kultur, die Sprachen und die Tradition Triests und Sloweniens absurderweise sogar als Form von Rassismus verunglimpft. Er wird es überleben.

Peter Hartmann



Kampf für die Kultur: Boris Pahor.

Inflationsgewinner

Wenn alles teurer wird, ist das für die Staatskasse wie ein warmer Regen.



Wer profitiert eigentlich von der Inflation, wer leidet darunter? Diese Frage rückt in den Brennpunkt der Diskussion, jetzt, da in der Euro-Zone der Preisauftrieb viele Vermögensteile regelrecht sandstrahlt und in der Schweiz zumindest eine Drahtbürste durch das Portemonnaie der Leute fährt.

Klar ist: Wer Schulden hat, fährt mit der Inflation gut, weil das, was er dereinst zurückzahlen muss, dann weniger von seiner Kaufkraft braucht. Je länger die Inflation dauert, desto weniger. Gut sind auch all jene dran, die Güter, Sachwerte in der Hand haben, die in einer inflationären Preissteigerungsspirale mithalten können, etwa Aktien, Immobilien, Kunst, Uhren, Yachten, sonstige Luxusgüter, die als attraktiv angesehen werden und dank dieser Nachfrage auch laufend teurer werden.

Umgekehrt haben alle, die anderen Geld geliehen haben, immer weniger Kaufkraft in der Hand, wenn sie das Geld später zurückerhalten – wenn sie keinen Inflationsschutz für ihre Darlehen vereinbart haben. Das gilt auch für Sparer und alle, die flüssige Mittel halten, aber zu wenig, um diese in preisauftreibende Anlagen wie Immobilien oder Luxusgüter investieren zu können.

Aber neben diesen zwei Lagern gibt es eine dritte Position, die noch bessergestellt ist, auf abgesichertem Gebiet. Dieser Gewinner ist der Staat. Erstens profitiert der Fiskus insofern von steigenden Preisen, als die Mehrwertsteuer proportional zulegt. Wohltat für den Fiskus proportional zu den Schmerzen der Leute.

Zweitens ist es gar so, dass sich der Staat auch überproportional aus dem Inflationsgeschehen

bedient. Bei steigenden Einkommen nehmen naturgemäss die Einkommenssteuern zu, auch wenn der Bürger real kein höheres Einkommen hat, weil die steigenden Kosten das Plus wegessen. Und es kommt noch zugriffiger: Wenn die Steuerpflichtigen mit steigendem Einkommen in höhere Progressionsstufen rutschen, zahlen sie einen höheren Prozentsatz in die Staatskasse. Vielleicht wird diese sogenannte kalte Progression irgendwann ein Stück weit korrigiert, aber verschwinden wird diese Art schleicher Steuererhöhung nicht.

Und weiter im Text: Bald steigen auch die Gebühren und Abgaben für Verwaltungsleistungen, mit dem Argument der Kostensteigerung – ohne dass der reale Gegenwert für den Bürger zunimmt.

Drittens bläht die allgemeine Preissteigerung das Bruttoinlandprodukt nominell auf, ohne dass es real wertvoller wird. Aber die nominale Steigerung gibt dem Staat Spielraum zum Ausdehnen von Stellen und Kosten, weil immer argumentiert wird, die öffentlichen Haushalte dürften mit Fug und Recht im Gleichschritt mit der Wirtschaft wachsen, oder schneller. Das führt zu einem Staatswachstum ohne reale Gegenleistung.

Viertens werden die Schulden, die der Staat gegenüber anderen hat, für den öffentlichen Haushalt real immer leichter. Durch Inflation Lasten loszuwerden, gehört quasi zum Einmal-eins einer trickreichen Haushaltsführung.

Eigentlich ist es fast ein Wunder, dass in der Schweiz die Geldpolitik immer noch so stark auf Geldwertstabilität ausgerichtet ist. Der Staat kann offenbar nicht tun, was er will.

Reto Knutti, Fan der Firmen

«Die Wirtschaft ist der Klimapolitik voraus.» Das sagte kürzlich der ETH-Klimaforscher Reto Knutti in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag*. Die Unternehmen täten mehr zur Reduktion der Treibhausgasemissionen als die Politik, hiess es. Die Pioniere aus der Wirtschaft gingen wacker voran in Richtung netto null, aber in Gesetzgebung und Regulierung harze es enorm.

Wenn man bedenkt, welch gewaltigen Einschnitt die Reduktion der Emissionen auf netto null bedeutet, erstaunt es, dass Firmen freiwillig so etwas in Kauf nehmen. Netto null heisst ja praktisch: Blockade des Geschäfts.

Aber so strikt sehen es die Unternehmen nicht. Ein CEO könnte seinen Nachfolgern auch gar nicht eine künftige Vollbremsung befehlen. Netto null lässt sich auch erreichen, wenn man Emissionszertifikate kauft und damit die Reduktion anderswo durchführen lässt. Für jede einzelne Firma betrachtet, ist ein solches Outsourcing der Dekarbonisierung gut möglich.

Ganz anders sähe es aus, wenn die Gesamtheit der Firmen synchron das Gleiche tun müsste. Wenn ein Ausweichen unmöglich wäre, ginge es hart auf hart. Wahrscheinlich ginge es gar nicht, weil es unvorstellbar ist, dass die Energie, die heute aus fossilen Formen kommt, so rasch ersetzt werden kann. Um diesem unbequemen Eingeständnis auszuweichen, versucht sich die Unternehmenswelt auf Normen zu einigen, die den Schein wahren, man sei auf dem Weg zu netto null: Das heisst etwa Investieren gemäss der Klima-Taxonomie und Erfüllen der Uno-Nachhaltigkeitsregulierung.

LEADER

NAVY SEALS



Mit gutem Beispiel voran: Szene aus «Jarhead 2: Field of Fire» (2014).

«Wenn es keine Beziehungen zwischen den Menschen gibt, gibt es auch kein Team.»

Seite 52

«Widerstand und Einspruch gegen den Vorgesetzten führen zu besseren Ergebnissen.»

Seite 53

«Führung kann zu Isolation führen, doch sie muss kein einsames Geschäft sein.»

Seite 56

Führung bei den Weltbesten

Ich war zwanzig Jahre lang bei den United States Navy Seals.
Nicht selten ging es bei unseren Einsätzen um Leben und Tod.
Was ich bei der Elite-Truppe fürs Leben gelernt habe.

Jocko Willink

Eine Führungskraft muss die Aufgaben, die Kompetenzen und die Hilfsmittel der ihr unterstellten Mitarbeiter kennen. Das heisst nicht, dass er oder sie Experte oder Experte für alles sein muss; das ist unmöglich. Doch in all diesen Fällen muss eine Führungskraft wenigstens mit dem vertraut sein, was in ihrem Verantwortungsbereich vorgeht.

Was sollte ein Vorgesetzter tun, wenn er eine Fertigkeit nicht besitzt oder eine Aufgabe nicht versteht, die zur Erfüllung der Mission eine Rolle spielt? Ganz einfach: fragen. Leider tun die meisten so etwas nicht, weil sie fürchten, dabei keine gute Figur abzugeben. Sie glauben, ihre Mitarbeiter würden den Respekt vor ihnen verlieren. Doch das Gegenteil ist der Fall. Was Untergebene nicht respektieren, ist ein Vorgesetzter, der sich den Anschein gibt, alles zu wissen. Das weiss ich aus Erfahrung. Als ich noch ein rangniederer Seal war, hat es mich immer beeindruckt, wenn ein Vorgesetzter kam und echtes Interesse daran zeigte, was wir an vorderster Front so machten. Noch mehr war ich beeindruckt, wenn er Fragen stellte und meine Sichtweise wirklich kennenlernen wollte. Und vollständig beeindruckt war ich, wenn der Vorgesetzte physisch zu tun versuchte, was ich tat – ein Funkgerät programmieren,

mit einer komplizierten Waffe schießen oder eine Sprengladung platzieren.

Es ist verständlich, dass ein Vorgesetzter nicht jedes Gerät oder jeden Ausrüstungsgegenstand bedienen kann, aber es ist unentschuldig, wenn er nicht weiss, worum es sich überhaupt handelt, oder nicht zumindest weiss, wofür es gebraucht wird. Völlige Unkenntnis dessen, was an vorderster Front passiert, lässt Sie abgehoben wirken, und die Mitarbeiter verlieren den Respekt vor Ihnen. Wenn Sie sich da draussen mit den Leuten an vorderster Front die Hände schmutzig machen, lernen Sie sie kennen. Sie sagen Ihnen, was funktioniert und was nicht. Das ist wertvolles Wissen.

Vertrauen und Beziehungen

Wenn es keine Beziehungen zwischen den Menschen gibt, gibt es auch kein Team, nur eine Gruppe zufällig zusammengewürfelter Personen. Der offensichtlichste Teil des Vertrauens- und somit des Beziehungsaufbaus ist Ehrlichkeit. Um Vertrauen und Beziehungen zu Mitarbeitenden aufzubauen, die Ihnen unterstellt sind, müssen Sie Vertrauen schenken.

Die erste Mission, die ich einem mir unterstellten Mitarbeiter anvertraue, wird kein

grösserer realer Einsatz mit strategischen Konsequenzen sein; vielmehr wird es ein einfacher Übungseinsatz sein, bei dem nichts weiter auf dem Spiel steht als Selbstwert und Selbstbestätigung. In solchen Fällen wächst mein Vertrauen, wenn meine Mitarbeiter erfolgreich

«Was Untergebene nicht respektieren, ist ein Vorgesetzter, der sich den Anschein gibt, alles zu wissen.»

sind. Gleichzeitig wächst auch ihr Vertrauen zu mir, weil ich ihnen bei ihren Entscheidungen freie Hand gelassen habe. Wenn einer meiner Mitarbeiter die Aufgaben erfolgreich bewältigt, suche ich nach einer etwas grösseren Mission, die er ausführen kann, einer etwas grösseren Entscheidung, die er treffen kann, und einem etwas grösseren Problem, das er lösen kann. Dieser Prozess wiederholt sich immer wieder, so dass sich das Vertrauen zwischen uns allmählich und schrittweise festigt.

Wenn ein Mitarbeiter es nicht schafft, eine Mission durchzuführen oder die richtige Entscheidung zu treffen oder ein Problem zu lösen, würde ich nicht den Hammer der Bestrafung auf ihn niedersausen lassen. Ich würde ihn



«Wenn Sie sich da draussen mit den Leuten an vorderster Front die Hände schmutzig machen, lernen Sie sie kennen»: Szenen aus «Act of Valor» (2012);

nicht tadeln oder erniedrigen. Stattdessen würde ich seinen Fehler als Gelegenheit nutzen, ihm etwas beizubringen, ihn anzuleiten und zu fördern. Je grösser das Vertrauen ist, desto mehr kann sich der Vorgesetzte zurücknehmen. Am Ende hat der Mitarbeiter so viele Missionen erfolgreich ausgeführt, so viele Entscheidungen erfolgreich getroffen, so viele Probleme gelöst und dabei so viel gelernt, dass er Ihr volles Vertrauen hat.

Ein häufiger Fehler ist hier, dass die unterstellten Mitarbeiter ihren Chefs gern das sagen, was diese ihrer Meinung nach hören wollen. Zum Beispiel sagen sie «Die Arbeitsmoral der Leute ist grossartig», obwohl sie es gar nicht ist. Solche Behauptungen können Probleme verursachen, wenn sie nicht wahr sind. All diese Aussagen mögen dem Chef kurzfristig ein gutes Gefühl geben, aber auf lange Sicht schaden sie der Mission, dem Team und letztlich auch dem Vorgesetzten. Sie müssen also die Wahrheit sagen. Achten Sie aber darauf, zu unterscheiden zwischen Wahrheiten, die der Chef wissen muss, und dem Jammern über jede Kleinigkeit.

Absolute Verantwortung

Immer wieder sage ich den Leuten, dass sie nicht Befehle bellen oder Mitarbeitern Pläne aufzwingen sollen und dass man dafür sorgen muss, dass alle nicht nur verstehen, was von ihnen erwartet wird, sondern, noch wichtiger, warum es von ihnen erwartet wird. Haben sie erst einmal begriffen, warum sie tun, was sie tun, können sie die Verantwortung dafür übernehmen und die Aufgabe mit genügend Wissen und Übersicht erfüllen, um nötigenfalls Anpassungen vorzunehmen.

Darüber hinaus ermutige ich Untergebene immer, Fragen zu stellen; wenn sie nicht verstehen, warum sie etwas tun, müssen sie nachfragen. Wenn Mitarbeiter mit einem Plan oder einer Idee nicht einverstanden sind, müssen sie



Selbstwert und Selbstbestätigung:
Autor Willink.

ihre Bedenken der übergeordneten Ebene mitteilen. Ein solcher Widerstand und Einspruch gegen den Vorgesetzten führen am Ende zu besseren Ergebnissen. Ein Vorgesetzter kann aufgrund seiner eingeschränkten Perspektive durchaus schlechte Entscheidungen treffen. Es ist daher wichtig, dass es einen offenen Dialog zwischen Beschäftigten und Vorgesetztem gibt, damit die Situation erfasst werden kann und verschiedene Perspektiven auf verschiedenen hierarchischen Ebenen berücksichtigt werden können.

Allzu oft denken Führungskräfte, sie hätten den Respekt aufgrund ihres Rangs oder ihrer Erfahrung verdient. Und sie glauben auch, ihre Autoritätsstellung sei gleichbedeutend mit Einfluss. Das ist zu einem gewissen Grad auch richtig. Wenn eine Führungskraft in einer ranghohen Position ist, garantiert dieser Rang ein bestimmtes Mass an Respekt und Einfluss. Doch dieser Respekt ist extrem begrenzt. Das-

selbe gilt für den Einfluss. Wenn Sie Einfluss auf andere haben wollen, müssen Sie auch zulassen, dass andere Einfluss auf Sie nehmen. Das heisst, wenn Sie sie anhören, hören Sie auch wirklich zu. Sie ziehen ihre Empfehlungen in Erwägung, und wann immer möglich, lassen Sie ihre Gedanken und Ideen in das einfließen, was Sie zu erreichen versuchen. Je mehr Sie andere respektieren und sich von ihnen beeinflussen lassen, desto mehr Respekt erlangen Sie und desto mehr Einfluss gewinnen Sie auf sie.

Wenn etwas schiefging, betrachtete ich als Vorgesetzter das als meine Schuld. Gab es irgendein Scheitern auf unteren oder oberen Hierarchie-Ebenen, war ich dafür verantwortlich, für alles, absolut alles. Wenn Führungskräfte Verantwortung übernehmen, übernehmen auch andere Mitglieder ihrer Teams Verantwortung, sowohl auf höheren als auch auf niedrigeren Hierarchie-Ebenen. Der Vorgesetzte, der Ausreden zulässt, öffnet Schuldzuweisungen Tür und Tor. Das führt zum Misserfolg.

Wenn ein Vorgesetzter weiss, dass er die Schuld niemandem und nichts anderem zuweisen kann, unternimmt er alles, um zu verhindern, dass Probleme überhaupt erst auftreten. Der Vorgesetzte, der weiss, dass schlechtes Wetter keine Ausrede ist, um eine Mission nicht durchzuführen, übernimmt präventiv Verantwortung und hält eine Reihe von Notfallplänen bereit für den Fall, dass die Witterungsverhältnisse sich verschlechtern.

Messing aufsammeln

Bei den Seals feuern wir eine Menge Waffen in riesigen, hochdynamischen Gebieten ab, die Dutzende Quadratkilometer umfassen. Beim Schiessen hinterlassen die Waffen Hunderttausende, wenn nicht Millionen Messinghülsen. Weil Messing wertvoll ist und recycelt werden kann und weil die Übungsgelände sauber gehalten werden müssen, müssen all diese Messinghülsen anschliessend aufgesammelt werden.

Das ist eine ziemlich mühselige Aufgabe, die im Allgemeinen einige Tage dauert. Man schleppt sich bei hohen Temperaturen durch die Wüstenhitze und krabbelt auf den Knien herum, um die Patronenhülsen aufzusammeln. Es ist eine untergeordnete Tätigkeit, die keinerlei Fertigkeiten oder Führungsqualitäten erfordert. Deshalb ist es für einen Seal-Führer sehr einfach, diese untergeordnete Tätigkeit des Messingaufsammelns seinen Untergebenen zu überlassen. Aber das Messingsammeln anderen zu überlassen, ist meist nicht die richtige Entscheidung für einen Vorgesetzten. Ich habe das immer mit meinen Leuten zusammen gemacht. Das zeigte nicht nur, dass mir keine Aufgabe zu gering war, sondern war auch eine gute Gelegenheit, um Kontakt mit den Seals an vorderster Front zu haben, eine Verbindung zu den mir unterstellten Führungskräften und Soldaten aufzu-



«Code Name: Geronimo» (2012); «Navy Seals» (1990).

bauen und zu beobachten, wie sie miteinander umgingen. Zudem zeigte sich dabei auch, wer im Team nachlässig arbeitete.

Das heisst nicht, dass der Vorgesetzte immer mittendrin sein sollte – absolut nicht. Eine Führungskraft muss führen. Eine Führungskraft muss an Rapporten teilnehmen, sich um das Organisatorische kümmern, für die Zukunft planen und alle möglichen dringenden Aufgaben erledigen. Doch es gibt Zeiten, besonders wenn eine Aufgabe für die Leute sehr ermüdend ist, da ist es wichtig, sich mit ihnen gemeinsam die Hände schmutzig zu machen und zu arbeiten.

Führung aus dem Hintergrund

Wenn eine Führungskraft an der Front führt, geht sie mit gutem Beispiel voran und zeigt genau, was zu tun ist und wie es zu tun ist. Dieses Beispiel kann in furchteinflössenden Momenten entscheidend sein. Gefechtsbeispiele beweisen, dass jemand handeln muss. Hat kein anderer den Mut, aktiv zu werden, dann muss der Vorgesetzte an der Front führen. Er muss das offene Gelände überqueren, sich in die Schusslinie des feindlichen Scharfschützen begeben oder die Tür aufbrechen, um die gegnerischen Soldaten anzugreifen. Wenn der Vorgesetzte nicht handelt, tut es keiner. Die Leute erstarren, und der Feind ergreift die Initiative, gewinnt die Oberhand und siegt.

Es sind nicht nur Gefechtssituationen, in denen Führungskräfte an der Front führen müssen. In jeder Situation, die aufgrund von Angst oder Befürchtungen stagniert, ist es eine gute Lösung, wenn der Führende aktiv wird und handelt. Dasselbe gilt für extrem anstrengende Aufgaben. Die Leute scheuen sich vor dem Leiden; sie schieben Unangenehmes auf und fangen gar nicht erst damit an. Doch wenn der Vorgesetzte die Dinge in die Hand nimmt und die Aufgabe angeht, ziehen andere nach und beginnen ebenfalls damit.

Doch es kommt auch vor, dass Vorgesetzte aus dem Hintergrund oder vielleicht aus der Mitte führen müssen. Ein Vorgesetzter muss sorgfältig abwägen, wann und wo er Risiken eingeht. Abgesehen vom Risiko: Wenn er sich an der Front positioniert, kann er schnell in das unmittelbare taktische Problem verwickelt werden. Muss er mit direkten taktischen Problemen wie beispielsweise der Beteiligung an einem Feuergefecht umgehen, hat er darüber hinaus nicht viel Übersicht, und das macht Entscheidungen zumindest schwierig.

Dasselbe geschieht auch in der Geschäftswelt. Wenn ein Vorgesetzter sich in den Details des Alltagsgeschäfts verheddert, verliert er den Überblick über die grösseren Entwicklungen, und der Entscheidungsprozess wird behindert. Auch bei der Planung ist es wichtig, zu überlegen, von wo aus geführt wird. Statt dass der Vorgesetzte den Plan entwickelt, ist es eine bessere Methode, die

Teammitglieder den Plan machen zu lassen – und ihn damit zu ihrer eigenen Idee zu machen. Wenn der Führende es den Teammitgliedern überlässt, den Plan zu machen, sind diese bereits davon überzeugt; es besteht keine Notwendigkeit, sie von etwas zu überzeugen.

Nicht überreagieren

Gute Führungskräfte bleiben gelassen. Regen Sie sich nicht auf. Kontrollieren Sie Ihre Emotionen. Behalten Sie Ihre Meinung für sich, während Sie logisch analysieren, was hier eigentlich geschieht. Denken Sie daran, dass alles, was Sie in einem solchen Moment sagen könnten, auf unvollständigen und wahrscheinlich unrichtigen Informationen beruht. Lassen Sie die Situation sich entwickeln und ein deutlicheres Bild entstehen, ehe Sie sich dazu äussern.

In der Geschäftswelt muss dieselbe Art von Beurteilungen vorgenommen werden, wenn etwas schief läuft. Wenn Sie hören, dass ein Beschäftigter mit der Konkurrenz im Gespräch ist und möglicherweise Ihr Unternehmen verlässt, ist das kein Grund, in Panik zu geraten. Bleiben Sie stattdessen ruhig, und sammeln Sie weitere

«Hat kein anderer den Mut, aktiv zu werden, dann muss der Vorgesetzte an der Front führen.»

Informationen. Teilt man Ihnen mit, dass ein Projekt völlig aus dem Ruder geraten ist, fangen Sie nicht an zu brüllen und zu heulen. Stellen Sie stattdessen in Ruhe fest, was das Problem verursacht und welche Unterstützung notwendig ist, um das Projekt wieder in die Spur zu bekommen.

Überreaktionen sind immer negativ. Sie führen nicht nur zu schlechten Entscheidungen, sondern lassen Sie auch als Führungskraft schlecht dastehen. Die Leute mögen es nicht, wenn Führungskräfte überreagieren; es bedeutet, dass sie keine Kontrolle haben und möglicherweise irrationale, übereilte Entscheidungen treffen. Atmen Sie also tief durch, lösen Sie sich von Ihrer emotionalen Reaktion, finden Sie heraus, was wirklich vorgeht, und treffen Sie dann ruhige, logische Entscheidungen aufgrund der Realität der Situation.

Mir egal!

Es gibt noch eine andere Methode, um Ihre Reaktionen unter Kontrolle zu halten. Das ist eine andere Form der Loslösung, und sie ist sehr schwer zu beherrschen. Sie nennt sich «Mir egal!». Es ist die Fähigkeit, wegzugehen, und das ist eine mächtige Waffe. «Oh, Sie wollen den Preis nicht senken? Das ist in Ordnung, mir egal, behalten Sie's.»

Wenn Sie Führungskraft sind, ist Gleichmut ein sehr mächtiges Werkzeug. Sie wollen Ihren Plan anstelle von meinem anwenden?



«Je grösser das Vertrauen ist, desto mehr

Schön, mir egal. Sie wollen, dass ich eine miese Aufgabe für Sie übernehme, die andere erniedrigend finden? Gut, mir egal. Oh, Sie wollen, dass ich jemand anders die Chance gebe, ein Projekt zu leiten? Wunderbar, mir egal; ich werde ihm meine ganze Unterstützung zuteilwerden lassen. Gleichmut als Methode ist sehr wirkungsvoll, aber auch schwer zu erlernen. Warum? Weil man dazu die stärkste menschliche Antriebskraft unterwerfen und unterordnen muss – das Ego.

Wenn Sie den Dingen auf den Grund gehen, die Ihnen wichtig sind, werden Sie feststellen, dass viele davon in Ihrem Selbstwertgefühl verankert sind, sogar bei den einfachen Beispielen, die ich oben genannt habe – wie etwa der Aufforderung, eine miese, erniedrigende Aufgabe zu erledigen. Warum macht uns das wütend? Wegen unseres Egos. Eine gute Führungskraft kann in dieser Situation ihren Stolz beiseiteschieben und die Aufgabe einfach erledigen, egal, wie mies sie ist.

Wenn Sie gründlicher untersuchen, was Ihnen wichtig ist, wird klar, dass viele unserer Gefühle an unser Selbstwertgefühl gekoppelt sind; deshalb müssen wir sie ablegen. Ihr Ego drängt Sie dazu, dass Sie siegen wollen. Es treibt Sie voran. Es lässt Sie nicht schlafen. Es kümmert sich nicht um andere. Doch wenn Sie einen wirklichen Sieg erringen wollen, einen ultimativen, strategischen, langfristigen Sieg, dann müssen Sie Ihr Ego überwinden. Sie müssen lernen, sich nichts daraus zu machen. Denn das Ego kann auch sehr kurzfristig sein.

Wenn Sie die erniedrigende Arbeit übernehmen, beweisen Sie Ihre Demut und Ihre Bereitschaft, für das Team Opfer zu bringen. Lassen Sie jemand anders führen, bauen Sie Vertrauen auf und beweisen auch das Vertrauen, das Sie in seine Führungsfähigkeit haben.

Jeder ist gleich, aber jeder ist anders. Je besser eine Führungskraft diesen Widerspruch versteht, desto besser kann sie andere verstehen.



kann sich der Vorgesetzte zurücknehmen»: «Black Hawk Down» (2001); «Navy Seals» (1990); «American Sniper» (2014).

Die erste Hälfte des Widerspruchs lautet, dass jeder gleich ist; in jeder Organisation gibt es Archetypen. Da sind die selbstbewussten, geborenen Anführer; die introvertierten Einzelgänger, die das Rampenlicht scheuen; die ruhigen, intellektuellen Denker; kühne, aggressive Menschen; Leute, die gewinnen wollen, und Leute, denen das Gewinnen nicht viel bedeutet. Es ist leicht, die häufigsten Kategorien von Menschen auszumachen; sie kommen in jeder Gruppe vor, von einem Seal-Platoon über den Unternehmensvorstand bis zur Pfadfinderinnengruppe. Solche Persönlichkeiten gibt es überall; die Menschen sind alle gleich.

Jeder ist gleich, jeder ist anders

Doch die andere Hälfte des Widerspruchs lautet, dass jeder anders ist. Wir haben unterschiedliche Motivationen, unterschiedliche Absichten, unterschiedliche Eigenarten und unterschiedliche Ideen. Auch wenn Sie jemanden als «Führungspersönlichkeit» oder «Einzelgänger» kategorisieren können, ist er doch völlig anders als andere Führungspersönlichkeiten oder Einzelgänger, mit denen Sie bisher zusammengearbeitet haben.

Diese Unterschiede gehören zu den Dingen, die Führung so anspruchsvoll machen. Als Führungskraft müssen Sie sich mit vielen unterschiedlichen Menschentypen auseinandersetzen. Sie müssen lernen, bei verschiedenen Menschen unterschiedliche Formen der Kommunikation anzuwenden, dabei aber dieselbe Botschaft zu vermitteln. Sie müssen interpretieren, was einen Einzelnen antreibt, und das in Ihre Führungsstrategie einfließen lassen. Sie müssen verstehen, wie viel Druck ein Einzelner aushalten kann und wie leistungsfähig er unter diesem Druck ist. Bei alledem müssen Sie eine gleichbleibende Botschaft vermitteln, Ihre Aufmerksamkeit gleichmässig auf Ihre Mitarbeiter verteilen, aber ohne dabei so spezifisch zu werden, dass jeder im Team sich

auf eine mündgerechte Kommunikation verlässt, die auf seine individuellen Bedürfnisse zugeschnitten ist.

Ein Vorgesetzter muss also wie ein guter Schreiner sein, ein Handwerker, der Holz von ganz unterschiedlicher Qualität in nützliche Objekte verwandelt. Er muss nicht nur wissen, welche Werkzeuge er jeweils benutzen muss, sondern auch, wie sich diese Werkzeuge unterscheiden, wenn sie bei verschiedenen Holzarten verwendet werden, von weichem Nadelholz bis zu harter Eiche. Unterschiedliche Holzarten erfordern die Nutzung unterschiedlicher Werkzeuge, genau wie unterschiedliche Arten von Menschen unterschiedliche Führungswerkzeuge benötigen. Aber damit nicht genug. Die individuellen Holzstücke haben auch eigene einzigartige Merkmale; sie haben Astlöcher und Risse und Windungen, die korrekt behandelt werden müssen, sonst verderben sie das Endprodukt.

Ein Stück Holz ist also ein Stück Holz, und jedes Holz ist grundsätzlich dieselbe Art von Material, aber es gibt verschiedene Holzarten, und aufgrund der Natur und der Umstände und des Zufalls ist jedes Stück vollkommen einzigartig. Jedes Stück ist gleich, doch jedes Stück ist anders. Dasselbe gilt für Menschen. Jede Person hat bestimmte für alle gültige Merkmale, die sie zu einem Menschen machen, doch gleichzeitig ist jede Person ein besonderes, einzigartiges Individuum, das gemäss seiner unvergleichlichen Persönlichkeit behandelt werden muss.

Ein kluger Vorgesetzter erkennt, wenn das verwendete Führungsinstrument das falsche ist oder wenn er es auf die falsche Art anwendet. Und statt es einfach auf dieselbe Art, nur mit mehr Druck anzuwenden, nimmt eine gute Führungskraft den Druck heraus. Sie schätzt die Situation ein, betrachtet das Team, studiert die Individuen, die das Team ausmachen, und analysiert die Dynamik der Situation. Dann

passt die gute Führungskraft die Art und Weise an, wie sie das Instrument verwendet, oder probiert ein ganz anderes aus.

Manche Menschen knicken unter erhöhtem Druck ein; sie brauchen länger, um Selbstvertrauen zu gewinnen. Andere dagegen betrachten den Verlust von Verantwortung als Herausforderung – «Dir werd' ich's zeigen», denken sie – und arbeiten härter, um ihre Verantwortung zurückzubekommen und zu beweisen, dass sie sogar noch mehr übernehmen können. Es kann also sein, dass verschiedene

«Behalten Sie Ihre Meinung für sich, während Sie logisch analysieren, was hier eigentlich geschieht.»

Personen in ähnlichen Situationen unter denselben Voraussetzungen eine völlig andere Behandlung benötigen. Darum muss die Führungskraft verschiedene Tools und deren sorgsame Anwendung beherrschen.

So wie ein Schreiner nicht nur Handwerker, sondern auch Künstler ist, kann ein Vorgesetzter seine Führungs-Tools nicht einfach allgemeingültig und unterschiedslos anwenden; er muss sie mit Taktgefühl, Diplomatie, Klugheit und Geschick bei seinen Teams und Mitarbeitern einsetzen. Das ist die Kunst des Führens.

Überlassen Sie es der Natur

Der Mensch ist das Produkt von Veranlagung und Erziehung. Er wird mit einigen Eigenschaften geboren und entwickelt und ergänzt diese im Laufe seines Lebens durch Ausbildung und Erfahrung. Die Leute haben unterschiedliche Persönlichkeiten, Motivationen, Temperamente, Einstellungen, Fähigkeiten und Begabungen. Einige dieser Eigenschaften sind genetisch bedingt, andere entspringen ihrer Lebenserfahrung. Es ist ungewiss,

welche Eigenschaften angeboren und welche anerzogen sind oder inwiefern Gene und Erziehung sich auf die verschiedenen Eigenschaften auswirken.

Zum Glück ist Ihr Ziel als Führungskraft nicht, zu verstehen, woher die Eigenschaften jedes Einzelnen kommen, sondern, wie er sie am besten zum Nutzen des Teams und somit auch zu seinem eigenen Wohl einsetzt. Wenn möglich, ist es klug, die Eigenschaften mit der Aufgabe in Einklang zu bringen. Versuchen Sie nicht, jemanden in eine Rolle zu drängen, für die er sich nicht eignet. Machen Sie aus einem introvertierten Schüchternen keinen Verkäufer. Lassen Sie eine nassforsche, unsensible Person nicht Personalverantwortung übernehmen. Stecken Sie einen überschäumend Kreativen nicht in eine Position, die streng geregelte Abläufe erfordert, und geben Sie einem pingeligen Perfektionisten keine verworrene Aufgabe.

Isolation der Führungskraft

Das heisst aber nicht, dass man den Leuten haargenau diejenigen Jobs zuteilen soll, die perfekt ihrem Charakter entsprechen. Das ist ein unerreichbares Ziel; die Aufgaben, die sich stellen, passen nicht immer perfekt zu irgendjemandem. Alle müssen ab und zu ausserhalb ihrer natürlichen Komfortzone arbeiten, und sie sollten auch hin und wieder ausserhalb ihrer Komfortzonen eingesetzt werden, um in ihren schwächeren Bereichen besser zu werden. Es ist Aufgabe der Führungskraft, zu gewährleisten, dass dies auf massvolle und kontrollierte Weise geschieht.

Auch wenn ein guter Vorgesetzter also dem Schüchternen nicht dauerhaft einen Verkäuferjob zuteilt, sollte er ihn doch ein paar Übungs-Verkaufsgespräche führen lassen, damit es ihm leichterfällt, mit Menschen zu reden. Im Laufe der Zeit kann die Schüchternheit überwunden

werden, und der Betreffende ist besser gerüstet, seinen Arbeitsbereich zu erweitern. Doch die Hauptaufgaben der Personen sollten das aufgreifen, was ihnen von Natur aus gut liegt. Sie werden dann mehr Freude an der Arbeit haben und bessere Leistungen erbringen, und das nützt ihnen und dem gesamten Team. Kämpfen Sie nicht gegen die Natur an. Nutzen Sie sie.

Zweifellos müssen Sie als Führungskraft gut damit klarkommen, allein zu sein; schliesslich sind Sie bis zu einem gewissen Grad von den Mitarbeitern getrennt. Wenn Sie nicht aufpassen, kann es einsam werden an der Spitze. Sie werden tendenziell allein sein, weil Sie wahrscheinlich mehr arbeiten als alle anderen, früher kommen und später nach Hause gehen als der Rest der Belegschaft.

Sie sind auch allein mit Entscheidungen, denn als Vorgesetzter sind Entscheidungen ultimativ Ihre Sache, und nur Ihre. Natürlich,

«Die Führungsposition schafft eine Perspektive, die für andere fast unmöglich einzunehmen ist.»

Sie können sich Rat holen und Zustimmung finden, aber wenn die Entscheidung schliesslich getroffen wird, dann allein durch den Vorgesetzten. Das ist die Last des Führens.

Führung kann also zu Isolation führen, doch ungeachtet dessen muss sie kein einsames Geschäft sein. Ich war als Führungskraft meist nicht einsam. Indem ich mein Team weiterentwickelte und kennenlernte, pflegte ich sehr starke Beziehungen in beide Richtungen der Hierarchie. Natürlich muss das mit Vorsicht geschehen; ein Vorgesetzter kann nicht von Anfang an versuchen, mit jedem einzelnen Teammitglied Freundschaft zu schliessen. Nicht jeder Mitarbeiter hat die Reife und Vernunft, eine enge Beziehung zum Chef zu unterhalten. Sie müssen es also langsam angehen lassen, wenn Sie Vertrauen und Beziehungen aufbauen.

Wichtiges und Unwichtiges

Die Entscheidungen selbst werden allein vom Vorgesetzten getroffen. Nicht nur wegen der Hierarchie der Rangordnung, sondern auch weil es ein paar Dinge gibt, die nur die Führungskraft vollständig durchschauen kann, selbst wenn sie versucht, sie ausführlich zu erklären. Die Führungsposition schafft eine Perspektive, die für andere fast unmöglich einzunehmen ist. Deshalb muss der Führende die finale Entscheidung treffen. Wenn die Entscheidung zu einem Scheitern führt, war es nicht die Entscheidung des Teams. Nein, es war die Entscheidung des Vorgesetzten. Diese Tatsache lässt sich nicht umgehen, egal, wie viele Berater daran mitgewirkt haben, egal, wie stark die Führungskraft von den Argumenten ihres Teams beeinflusst wurde, die ultimative

Entscheidung ist einzig und allein Sache des Vorgesetzten.

Was den Träger des schwarzen Gürtels im Jiu-Jitsu von dem des weissen Gürtels unterscheidet, ist sein Wissen, was wichtig ist und was nicht. Ein Schwarzgürtel sieht über unwichtige Bewegungen hinaus, ignoriert triviale Aktionen und konzentriert sich auf das wirklich Bedeutsame. Ein guter Kommandant auf dem Schlachtfeld tut dasselbe. Er kann erkennen, wenn feindliche Schüsse lediglich der Aufklärung dienen. Ein guter Kommandant merkt, wenn gegnerische Bewegungen nur eine List sind. Ein guter Kommandant ignoriert Dinge, die keinen wirklichen Einfluss auf den Verlauf des Gefechts haben.

Wie der Schwarzgürtel und der Kommandant auf dem Schlachtfeld muss auch jede gute Führungskraft in der Lage sein, dasselbe zu tun: zu unterscheiden zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen. In jeder Situation finden für einen Vorgesetzten Veränderungen statt, sowohl extern als auch intern. Externe Veränderungen können in der Umgebung auftauchen, das Verhalten des Gegners, der Markt, das Wetter, oder im Zeitablauf eines Szenarios. Interne Veränderungen können die Emotionen eines Einzelnen sein, die Beziehungsdynamik oder die Moral des Teams.

Ich erlebe immer wieder Führungskräfte, die die ganze Zeit mit unwichtigen Dingen beschäftigt sind. Sie verschwenden ihre Zeit und ihre Energie auf unbedeutende Ereignisse oder nachrangige Probleme, die keinerlei Einfluss auf die Gesamtergebnisse haben, die sie erzielen wollen. Ein Träger des schwarzen Gürtels im Jiu-Jitsu ist ein Meister der Energie-Erhaltung; nicht eine Bewegung wird darauf vergeudet, unbedeutende Angriffe abzuwehren. Wer führt, muss dasselbe lernen.

Um zwischen Wichtigem und Unwichtigem unterscheiden zu können, muss ein Vorgesetzter sich loslösen können, einen Schritt zurücktreten und einschätzen, ob ein bestimmtes Detail einer Situation eine Rolle spielt. Ist er direkt in ein Problem verwickelt und vertieft sich in die Einzelheiten einer Situation, scheint jedes Problem wichtig und jeder Maulwurfshügel wie ein Berg. Ein Vorgesetzter darf sich nicht von Unwichtigem ablenken lassen, doch er muss auch wissen, was wichtig ist und wann es an der Zeit ist, sich auf die taktische Situation einzulassen und ein Problem zu lösen, ehe es ihm entgleitet.

Der Autor ist ehemaliger Offizier der Navy Seals, bei denen er zwanzig Jahre lang gedient hat. Später bildete er Seal-Führungskräfte aus und gründete eine Unternehmensberatung.

Jocko Willink: Das Navy-Seal-Handbuch für Führungsstrategien. Redline. 320 S., Fr. 39.90



LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Sechs Gründe, warum
man unbedingt das
Rolling-Stones-Konzert in
Bern besuchen sollte.
Jean-Martin Büttner, Seite 68



Glanz in den Augen, Glorie im Herzen.

Hubert Robert, La Démolition du Château de Meudon, 1806 – Robert (1733–1808) war ein Künstler, der an einer Obsession für Ruinen litt, er galt als «Maler der Ruinen», dieser Symbole der Vergänglichkeit von Grösse, Grössenwahn, Pracht und Prunk. Sein bekanntestes Bild ist jenes des Château de Meudon.

Irgendwann im Jahre 1795 brach das Feuer auf einem Kastanienhügel zwischen Paris und Versailles aus und griff auf den Westflügel des Château de Meudon über und zerstörte ihn. Das Schloss wurde unbewohnbar. Danach wurde es zehn Jahre sich selbst überlassen und zur Attraktion, dann abgerissen und neu errichtet.

Die Flammen verschlangen mehr als Interieur, Holz und Mauern, in ihrer Hitze schmolz der

Traum der Republik von der Lufthoheit. Ein Dutzend Jahre zuvor eroberte Frankreich erstmals ein Stückchen Himmel, als ein Heissluftballon der Brüder Montgolfier einen Kilometer hochstieg, zehn Minuten oben blieb und dann mehr oder weniger sanft landete.

Zufälligkeit des Windes

Eine Handvoll Nerds, wie man heute sagen würde, tüftelte im Château daran herum, wie man Ballone lange genug im Himmel halten könnte, damit sie Feindesland erreichten, und, vor allem, wie man sie loslösen könnte von der Zufälligkeit des Windes, der ihre Richtung bestimmt, und welcher Art die Bomben sein müssten, die man vom Ballon auf feindliche

Truppen abwerfen wollte, und zwar so, dass sie nicht schon im Irgendwo zwischen Himmel und Erde explodierten.

Die Wissenschaftler waren fast am Ziel, liessen unweit des Château einen Ballon steigen, warfen Brandsätze ab, die funktionierten, fielen sich kurz in die Arme, Glanz in den Augen, Glorie im Herzen, bevor sie bemerkten, dass sie gerade in Brand gesetzt haben, was sie erschaffen hatten. Manchmal, so denkt man heute, hat der Weltgeist einen Höhenflug mit der Absicht, den Fall des Menschen in die Sphären der Zerstörung aufzuhalten; indem er früh in Flammen aufgehen lässt, was später zu einem alles verschlingenden Flächenbrand werden könnte. *Michael Bahnerth*

Dreckige Wörter

In ihrem Debüt «Muttersprache» entlarvt die Südtirolerin Maddalena Fingerle unterschwellige Signale des Verrats, der ideologischen Umdefinition und der Heuchelei.

Pia Reinacher

Maddalena Fingerle: Muttersprache.
Aus dem Italienischen von Maria Elisabeth
Brunner. Folio. 180 S., Fr. 33.90

Kein Wunder, dass der Erstlingsroman «Muttersprache» der Tirolerin Maddalena Fingerle in Italien triumphal mit Preisen überhäuft wurde. Er verströmt diese experimentierfreudige Lebendigkeit, die ungebändigte Schreiblust, die Wildheit des Tabubruchs, die oft nur Debütanten hinbekommen. Übertreibungen, karikierende Stilisierungen und Überdetermination der mehrschichtigen Geschichte sind darin inbegriffen – aber das gehört zum Anfängerglück. Noch hat die Routine des Literaturbetriebs diese Autorin nicht eingeholt.

Die 1993 in Bozen geborene Italienerin rechnet in ihrem Roman (im Original «Lingua madre», 2021) ab mit der faschistischen Vergangenheit ihrer Heimatstadt Bozen, die als gefährliches Rumoren im Untergrund bis heute zu vernehmen ist und Spannungen in

*Paolo flieht nach Berlin.
Er hält die ambivalente, vergiftete
Welt Bozens nicht mehr aus.*

der italienisch-deutschen Bevölkerung provoziert. Um die Geschichte und den obsessiven (Sprach-)Hass ihrer Akteure und all die Anspielungen zu verstehen, muss man allerdings die Geschichte von Tirol etwas kennen.

Historische Verwerfungen

Bozen ist die Landeshauptstadt von Südtirol, einer autonomen Provinz Italiens. Während Osttirol und Nordtirol nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie Österreich-Ungarn zur Republik Österreich kamen, wurden Südtirol und Welschtirol 1919/1920 dem Königreich Italien zugeschlagen. Versuche, nach dem Zweiten Weltkrieg die Gebietsteile mit der deutschsprachigen Bevölkerung wieder an das österreichische Tirol anzugliedern, schei-



Mischung aus Heimat- und Antiheimatroman: Autorin Fingerle.

terten. Mit den Gruber-De-Gasper-Abkommen 1948 und 1972 erreichte Südtirol allerdings einen nicht unkomfortablen Autonomiestatus.

Die Zwei- und Dreisprachigkeit wurde gesetzlich verankert. Faktisch hatten die Italiener aber vor allem in der Zeit des Faschismus ein Italianisierungs-Programm in Gang gesetzt und den Zuzug von Italienern nach Bozen massiv gefördert. 1910 wohnten in den damals eigenständigen Gemeinden Bozen, Gries und Zwölfmalgreien zusammengerechnet 29 241 Einwohner, von denen 1605 Italiener waren; nach der Volkszählung 2011 gehörten 73,8 Prozent der Bewohner der italienischen, 25,52 Prozent der deutschen und 0,68 Prozent der ladinischen Sprachgruppe an. Bozen gilt in der Theorie als wichtiger Begegnungsort zwischen deutsch- und italienischsprachigen Kulturen – in der Praxis dominieren die Ressentiments.

Auf der Folie dieser historischen Verwerfungen entwirft Maddalena Fingerle ihre historisch und soziokulturell aufgeladene Geschichte. Held im Zentrum ist der achtzehnjährige Paolo Prescher, ein sprachbesessener Sonderling, Italiener in Bozen, der sich nicht als Italiener empfindet, aber auch nicht als Deutscher. Er ist besessen von Wörtern, die für ihn dreckig oder sauber, weil historisch belastet, sind, nicht den Gegenstand meinen, den sie bezeichnen, sondern allzu oft Signale des Verrats, der ideologischen Umdefinition und der Heuchelei sind.

Der politische Riss geht mitten durch Paolos Familie. Die Mutter Luisa, eine exaltierte malende Italienerin, macht ihm die italienische Sprache schmutzig, denn sie plappert den ganzen Tag sinnloses Zeug. Der deutschsprachige Vater Biagio ist verstummt, er leidet an Aphasie und klebt an alle Gegenstände der Wohnung Post-it-Zettel mit den deutschsprachigen Bezeichnungen. Eines Tages stürzt er sich aus dem Fenster. Die Spannungen in der Familie, sagt Paolo, hätten ihn umgebracht.

Die Namen der Akteure dieses Romans sind alle «sprechend» – witzige, wenn auch etwas allzu «gelehrte» Anagramme, die am Ende des Buches in einem Glossar aufgeschlüsselt werden. Paolo Prescher ist ein Anagramm für «parole sporche» (dreckige Wörter), Biagio Prescher eines für «crepai borghesi» (ich bin verreckt, ihr Spiesser), Luisa Prescher, die höhere Ambitionen aufs Philosophische hat, steht für «capire Husserl» (Husserl verstehen). Als er volljährig wird, weigert sich Paolo, die obligatorische Erklärung zur Sprachgruppenzugehörigkeit zu unterschreiben – ein bürokratisches Monstrum, um in der Verwaltung einen angemessenen Quotienten an deutschsprachigen Beamten zu garantieren.

Paolo weiss nicht, auf welche Seite er gehört, seine Identität ist verschwommen. Wenn er durch die Altstadt Bozens geht, gefallen ihm die faschistischen Denkmäler, etwa das Sieges-

denkmal, eines der fragwürdigsten Monumente aus der Zeit des Faschismus. Die Italiener hatten es 1920 als Symbol des Sieges und der vielen italienischen Opfer erbaut, welche die Annexion von Südtirol forderte. Auf der gegen die Bozner Altstadt gerichteten Seite schiesst eine Siegesgöttin einen Pfeil gegen den germanischen Norden ab – den lateinischen, faschistisch umgedeuteten Sinnspruch darunter kann Paolo, der das Lyzeum besucht, sofort entziffern und findet nichts dabei: «Hic patriae fines siste signa / Hinc ceteros excolimus lingua legibus artibus» («Hier stehe, du Zeichen, an den Grenzen des Vaterlandes, hierhin brachten wir den anderen Sprache, Gesetze und Kultur»). Es ist ein Signal des

Die Akteure beschimpfen sich oft und gerne, Injurien und Fäkalsprache sind keine Seltenheit.

übersteigerten Machtanspruchs von Benito Mussolini, der das Monument persönlich in Auftrag gegeben hatte, eine Anspielung, dass der deutschsprachigen Bevölkerung durch die Segnungen der italienisch-faschistischen Expansion erst die Kultur gebracht wurde, sowie eine Rechtfertigung der Annexion.

Eines Tages flieht Paolo nach Berlin. Er hält die ambivalente, vergiftete Welt Bozens nicht mehr aus. In Berlin spricht er plötzlich deutsch, was ihn entlastet. Er findet Arbeit in einer Bibliothek, lernt die Italienerin Mira di Pienaglossa kennen, ein Anagramm für «sapone di Marsiglia» (Kernseife), die ihm auf wunderbare Weise die italienische Sprache «reinigt» und ihn lehrt, die widersprüchlichen Seiten in sich zu akzeptieren. Als sie schwanger wird, kehrt er mit ihr in seine Heimatstadt Bozen zurück.

Maddalena Fingerle erhielt für «Lingua madre» gleich fünf wichtige italienische Förderpreise, unter anderem 2020 den renommierten Italo-Calvino-Preis für das beste unveröffentlichte italienische Debüt. Das ist keine Überraschung, denn Fingerles Roman trifft das Profil des Calvino-Preises, der weder eine

bestimmte literarische Richtung noch einen Stil, noch bestimmte Inhalte fördern will, sondern einzig die literarische Eigenständigkeit im Auge hat. Jedes Jahr treffen Hunderte von Manuskripten aus ganz Italien in Turin ein. Der 1985, kurz nach dem Tod Italo Calvinos zu seinem Andenken gegründete Preis will hochbegabte Anfänger in den Fokus rücken und ihnen den Weg zu den Verlagen öffnen. Calvino, einer der bedeutendsten italienischen Autoren, der in der kommunistischen Partisanengruppe «Brigate Garibaldi» gegen die faschistischen Milizen kämpfte, wirkte bis zu seinem Tod im angesehenen Turiner Einaudi-Verlag als Lektor und entdeckte viele bedeutende Autoren.

Fingerles «Muttersprache» ist eine Mischung aus Heimat- und Antiheimatroman, aber auch eine Art Entwicklungs- und Selbstwerdungsroman. Das Amüsante ist die Sprachlage: Die Akteure, allen voran Paolo und seine Familie, schreien und beschimpfen sich oft und gerne, Injurien und Fäkalsprache sind keine Seltenheit – oder, um es im Code der als Germanistin an der Ludwig-Maximilians-Universität München promovierten Maddalena Fingerle zu sagen: Ihre Figuren benutzen einen restringierten Code. Eine Sprachvariante, die vor allem von der wenig gebildeten Unterschicht verwendet wird und meist ein eher schlichtes Weltbild verrät.

Fantasievoll, eigenwillig

Wer Erfahrung mit Debütanten hat, weiss, dass diese «Trümmersprache» überdurchschnittlich oft von Autorinnen und Autoren aus der bildungsbürgerlichen Schicht verwendet wird – wohl als eine Art literarische Ganzkörpermaske, um ein «anderer» zu sein, als man ist. In der Tat ist die Autorin aus Bozen einziges Kind zweier sehr gebildeter Eltern. Die Mutter unterrichtet Philosophie und Geschichte an einer Bozener Oberschule, der Vater ist Jurist. Zu Hause standen viele Bücher, verriet sie einmal, aber kein Fernseher. Die Mutter hörte den ganzen Tag den Kultursender Rai 3 und sorgte dafür, dass die Tochter anspruchsvolle Bücher und nicht etwa Trivialliteratur in die Hände bekam.

Die Grossmutter in Rom achtete strikt darauf, dass die Enkelin ein gepflegtes Hochitalienisch sprach und keinen Bozner Dialekt. Deshalb habe sie, meinte Maddalena Fingerle in einem Interview, schon mit zehn Jahren den «Gattopardo» von Giuseppe Tomasi di Lampedusa gelesen – das Meisterwerk der italienischen Literatur. Das glaubt natürlich kein Mensch und ist Teil einer überspannten Selbststilisierung und -mystifizierung: die Erschaffung eines literarischen «Ichs». Lustig ist es trotzdem und beweist, dass wir es mit einer fantasievollen, einfallsreichen, eigenwilligen Schriftstellerin zu tun haben, von der noch einiges zu erwarten ist.



„Sehen Sie es doch mal positiv: Jetzt müssen Sie nicht extra verreisen, Schröder...“

Wider die Schwarzweissmalerei

Alexander Grau

Peter Sloterdijk: Wer noch kein Grau gedacht hat. Eine Farbenlehre. Suhrkamp. 286 S., Fr. 39.90

Seit drei Monaten sehen alle rot. Mit dem Einmarsch Russlands in die Ukraine scheint es für Politiker, Kommentatoren und das gehobene Feuilleton eine Verpflichtung zur gepflegten Empörung zu geben. Die Scheuklappe ist zum Accessoire der Saison avanciert. Einseitigkeit ist Pflicht. Schwarzweissmalerei ist das Stilmittel unserer Tage. Differenziertes Denken hingegen, Abwägen, die Grautöne bedächtigen Urteilens gelten als verpönt, ja als verdächtig.

Da passt es gut, dass der Weltgeist ein Einsehen hatte und es so einfädelte, dass wenige Wochen nach dem Beginn des Ukraine-Kriegs das neue Buch des Philosophen Peter Sloterdijk erschien: «Wer noch kein Grau gedacht hat» – ein Plädoyer für die Zwischentöne, für das Denken des Graus.



Immer überraschend: Philosoph Sloterdijk.

Entsprechend stellt sich Sloterdijk in die Tradition Hegels, der in der Vorrede zu seiner «Philosophie des Rechts» das Grau-in-grau-Malen als Ausweis wahren philosophischen Denkens charakterisierte. Allerdings mahnte schon Hegel: «Mit Grau in Grau lässt sich nicht verjüngen, nur erkennen.»

Doch in Zeiten der Anbetung der permanenten Innovation, der ewigen Modernität, ist das nachdenkliche Grau unpopulär geworden.

«Die Modernen», heisst es bei Sloterdijk, «sind ihrem Drang zum Von-vorne-Beginnen zu meist geistlos ausgeliefert, sie treten gern an ihre Aufgabe heran, als ob vor ihnen nichts gewesen wäre.» Es blieb dem jungen Heidegger überlassen, so der Karlsruher Meisterdenker, daran zu erinnern, dass auch das moderne Leben selbst eingetaucht ist in eine ganze Ansammlung umfassender Bestimmungen, die man zwar ignorieren, denen man aber nicht entgehen kann.

Kulturgeschichte des Graus

Es zeigt sich, dass wir Modernen unter dem Schleier des Dahinlebens von einer tiefen Langeweile erfüllt sind, über die wir uns mit Hilfe beliebiger Alltagsideologien oder Vorlieben hinwegtrösten. Erst im Durchdenken der nie explizit so genannten Grautöne des Daseins erfasse Heidegger die Facetten unserer Existenz und ende, so Sloterdijk, nach einem Experiment mit dem revolutionären Braunrot, in einem gelassenen Warten auf die Epiphanie jenes Gottes, der allein uns noch retten kann.

Doch der moderne Mensch will nicht gelassen sein, sondern tätig. Also entwickelte sich das revolutionäre Rot zum «Archetypus einer parteilichen Farbigkeit im Angriff». Es ist das Verdienst des modernen Kapitalismus und der modernen Demokratie, zwei lodernde Leidenschaften des Menschen zivilisiert, gebändigt und damit in das Grau des Verträglichen überführt zu

Hätten Sie gewusst, dass Mercedes-Benz im März 2021 rund 110 Grautöne im Angebot hatte?

haben: die Gier nach Besitz und den Willen zur Macht. Man könne daher, so Sloterdijk, die Entwicklung Europas seit der Neuzeit als «Vergrauungsgeschichte» erzählen, in der die Systeme der Wirtschaft und der Bürokratie die destruktiven Leidenschaften gebändigt hätten.

Das ist eine umso erstaunlichere Leistung, als das Denken in Schwarzweiss zur *Conditio humana* zu gehören scheint. Eine humanistische Errungenschaft des mittelalterlichen Christentums ist es daher, genau dieses dualistische Denken zu unterlaufen, indem es einen Ort der Läuterung im Jenseits einführt – das Purgatorium, das Dante als «Maler eines metaphysischen Grauwertes» in dem entsprechenden Abschnitt der «Göttlichen Komödie» ausgestaltet.

Die Welt der Moderne ist demgegenüber das Produkt einer «Grauzonenverschiebung». Die Grauzone wurde säkularisiert und vom Jenseits ins Diesseits verlegt: «Wo Purgatorium war, sollte Geschichte werden.» Und die ist laut Schiller bekanntlich das Weltgericht. Dazu passt, dass mit der Moderne zugleich das Zeitalter der Fotografie anhebt, die fälschlicher-

weise als Schwarzweissfotografie bezeichnet wird, faktisch aber Bilder in Graustufen produziert. Allerdings trägt das Grau in Grau der Fotografie nicht zu einer Differenzierung bei, sondern im Gegenteil zu einem Realitätsversprechen, das keinen Widerspruch duldet: Genau so war es, das Foto zeigt es ja. Es bricht das an, was Heidegger die «Zeit des Weltbildes» nennen wird.

Sloterdijks Essay über die Grautöne versammelt keine Thesen. Im Grunde verfolgt er nicht einmal eine klarformulierte Fragestellung. Allenfalls kann man von einer Grauvergessenheit der Philosophie sprechen, die Sloterdijk diagnostiziert und die er nun zu korrigieren sucht. Das Ergebnis ist eine Kulturgeschichte des Graus, in der der Autor all den Bedeutungsfacetten nachspürt, die dieses Farbadjektiv in unseren Sprachen hat: von der Langeweile über die Indifferenz, das Unheimliche, Undurchsichtige, Halbdunkle bis zum Altbackenen und zum Einfluss der grauen Eminenzen.

Abenteuerritt

Entsprechend liefert Sloterdijk eine Tour de Force durch die abendländische Ideengeschichte, einen Abenteuerritt, der bei Platon beginnt, zu Augustinus und Manichaeos führt, zu Goethe, Stifter, Nietzsche und Storm und bei Wittgenstein, Thomas Mann, Gerhard Richter und Durs Grünbein noch lange nicht endet.

So mäandert der Text durch die Ideengeschichte, springt assoziierend weiter, schweift ab, kehrt nicht immer zum Ursprungsgedanken zurück und landet dann doch wieder bei der Theologie.

Doch anders als bei den meisten sonstigen philosophischen Büchern lauert auf jeder zweiten Seite ein überraschender Gedanke, eine spannende Beobachtung oder zumindest ein launiges Bonmot. Oder hätten Sie gewusst, dass Mercedes-Benz im März 2021 rund 110 Grautöne im Angebot hatte? Sloterdijk präsentiert keine Lehre, er will nicht überzeugen, aber er regt zum Nachdenken an. Das ist nicht eben wenig. Schon im ersten Kapitel mahnt er daher: «Denken beginnt, wo das Rezensieren endet.»





Essen, Tantra-Sex und entschleunigtes Sich-vorwärts-Bewegen: Gehäuseschnecke.

Bezaubernde Bauchfüssler

Dagmar Just

Florian Werner: Schnecken. Ein Portrait. Naturkunden, Nr. 20. Hrsg. von Judith Schalansky. Matthes & Seitz. 151 S., Fr. 29.90

Sie sind Todfeinde und feiern doch jeden Frühling mit gleicher Inbrunst das Fest der Auferstehung: die Gärtner und die Schnecken. Für die einen beginnt unter dem Jubel der Vögel und Blüten die köstliche Zeit des Pflanzens und Säens, Rupfens, Bindens, Schneidens, In-der-Erde-Wühlens. Die anderen müssen erst die kleine Kalk-Tür, die ihr Haus seit dem Herbst versperrt, sprengen, bevor sie den Winterschlaf beenden, die Fühler wieder ausstrecken, den Schleimteppich bilden und loskriechen können. Zwei bis sieben Zentimeter pro Minute. Dahin, wo das frische Futter wächst: Rettich, Rhabarber, zarte Salatspitzen. Und dann geht's gleich ans Vermehren. Als Zwitter sind

Schnecken sexuelle Alleskönner, bei denen jeder mit jedem kopuliert. Ihre Vorspiele können zwanzig Stunden und mehr dauern und den Gebrauch von Liebespfeilen einschliessen, die sie einander in die erregten Körper schiessen. Das Schnecken-Viagra soll den Weg der Spermien zu den Eizellen bahnen helfen.

Vier bis sechs Wochen später legen die temporären Weibchen 40 bis 400 Eier in Erdhöhlen, je nach Art. Und aus dem, was davon überlebt, schlüpft nach weiteren drei Wochen die nächste Generation Jungtiere.

Gastropoden-Kino aus 500 Jahren

Die meisten Schnecken haben nur ein kurzes Leben, das sie aber genau so verbringen, wie Hochglanzzeitschriften es uns Lesern als Ideal empfehlen: gutes Essen, Tantra-Sex im Marathon-Format, entschleunigtes Sich-vorwärts-Bewegen. Trotzdem werden sie wie kaum eine andere Spezies gehasst und gejagt. Pech für sie, wenn sie ihren Appetit auf frisches Grün ausgerechnet in den Beeten der Gärtner stillen müssen und dabei so beschämend wehrlos sind, dass sie sich geradezu anbieten, zertreten,

vergiftet, ertränkt, zerstückelt, verbrannt zu werden. Und doch wählt der grosse Garten-Gott des Barock, André Le Nôtre, Genius von Versailles, nach seiner Erhebung in den Adelsstand gerade sie zum heraldischen Symbol für sein Banner. Wieso? Drei nackte Wegschnecken, die gefräßigsten und meistgehassten Mollusken, silbern auf schwarzem Grund. Ein Witz? Kapitulation? Ein Stück Magie?

Immerhin geht auch eine der magischsten Denkfiguren der Philosophie und Mathematik, die Spirale, auf die Schnecke zurück. Das lateinische *spiralis* steht für «schneckenförmig gewunden», was sich allerdings auf das Haus

Ihre Vorspiele können zwanzig Stunden dauern und den Gebrauch von Liebespfeilen einschliessen.

der Gehäuseschnecken bezieht und nicht auf deren ungeliebte nackte Geschwister. Dieses Haus ist das Trumpf-Ass für die gesamte Art. Es rettet ihr Image und macht die verachteten Freaks zu Stars, Trophäen, Attraktionen und Delikatessen.

So auch in der jeden Frühling wieder aktuellen kleinen Kulturgeschichte der Schnecken, die Florian Werner vor ein paar Jahren für die hinreissende Reihe «Naturkunden» des Berliner Matthes-&Seitz-Verlags schrieb. Denn auch hier sind die Häuschenschnecken die heimlichen Lieblinge, und der Autor spürt sie mit Witz und Wissen besonders dort auf, wo man sie nicht vermutet: in der zeitgenössischen Musik, im Kinderzimmer seiner Tochter, in der Hand des ultimativen Bond-Girls, in Frank Lloyd Wrights Guggenheim-Museum. Stauend folgt man ihm zum jährlichen Schneckenwettrennen ins englische Congham, auf eine schwäbische Alb in den dort nach historischem Vorbild angelegten Schneckengarten, in die Bretagne auf eine Schneckenfarm. Und dann ist da noch das stille Café «Schnegg» in Bern.

Aber das Wunderbarste und Bezauberndste an diesem so vergnüglichen, überraschungsreichen und dazu auch noch jackentaschenkompatiblen Schnecken-Brevier sind doch seine Illustrationen. Fast jede Seite krönt ein Schneckenbild. Behauste Bauchfüssler kriechen durch das Buch in allen Lebens- und Preislagen. Ein tolles Gastropoden-Kino aus 500 Jahren, das nebenbei auch noch den grössten aller Designer, die Natur, dabei zeigt, wie sie aus fast nichts ein faszinierendes Universum schafft. Aus einem einzigen Stoff – nämlich dem Kalk, aus dem jedes Schneckenhaus besteht – und aus einer einzigen Form – nämlich der Spirale – kriecht sie ein geradezu hypnotisches Feuerwerk an Mustern, Formen und Farben, Schönheit und Perfektion. Seit 350 Millionen Jahren. Gleichgültig, ob der Mensch es sieht und bewundert oder nicht.

«Ilias» als Hilfe in äusserster Not

Kurt Steinmann

Jonas Grethlein: Mein Jahr mit Achill.
Die Ilias, der Tod und das Leben. C. H. Beck.
208 S., Fr. 33.90

Die Geringschätzer der «Ilias» halten sie für eine langatmige, spröde Kriegserzählung ohne grossen Erkenntniswert. Zuzugeben ist, dass sich das Epos über weite Strecken mit dem Töten und Sterben befasst; es schildert den Tod von gut 250 Kriegern, wobei dreimal so viele Trojaner wie Achaier (Griechen) ihr Leben lassen. Die Verwundungen und tödlichen Kämpfe werden realistisch und drastisch geschildert. Die «Ilias» bietet eine überwältigende Schilderung der verheerenden Wirkungen aller Kriege aller Zeiten.

Und dieses Buch sollte dem Altphilologen Jonas Grethlein (1978 geboren), als er mit 27 Jahren an Krebs erkrankte, dazu verhelfen, in Achills Schicksal, dem «Stärksten der Achaier», seine Situation gespiegelt zu sehen? Grethleins akademische Karriere war bis zur erschütternden Diagnose «Krebs» in rasantem Tempo und höchst erfolgreich verlaufen: Promotion mit 25, Habilitation mit 27 Jahren. Kurz nach Abschluss der Habilitation erhielt er aus heiterem Himmel die Diagnose: Blasenkrebs. Seine Chance, die nächsten zehn Jahre zu überleben, lag laut Statistik bei 17 Prozent. Er hat die zehn Jahre überlebt, lehrt seit 2017 als Ordinarius für Gräzistik an der Universität Heidelberg.

Eines Schattens Traum

Der Inhalt dieses Buches ist das Protokoll des «ersten, schwersten Jahres». Die Krebsdiagnose stürzt Grethleins Leben um, verengt seinen Erwartungshorizont, lässt seine Lebensentwürfe im Unbestimmten verschwinden. Da wird ihm die «Ilias» in einer Zeit existenzieller Ängste und fast un-aushaltbarer Schmerzen zu einem Rettungsanker. Er kannte das Epos so gut wie kaum ein zweites, hatte er doch seine Habilitationsschrift über das Geschichtsbild des «Ilias»-Dichters geschrieben. Nun begann er, das Werk neu, mit anderen Augen zu lesen. «Erst wenn Literatur auf unser Leben trifft, fängt sie an uns zu berühren. Durch Literatur können wir unsere eigenen

Erfahrungen wie durch Prismen betrachten.» Grethlein sieht deutlich, dass Achill durch das Bewusstsein seiner Sterblichkeit und das Wissen um den nahen Tod unter den Helden hervorsticht. «Das homerische Epos ist eine einzigartige Meditation über die menschliche Zeitlichkeit, die ich im Zuge meiner Erkrankung so drastisch erlebte.» Er begreift seine Krankheit als Ausdruck dieser Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. «Der Kern von Achills Heroismus ist die Annahme des Todes.»

Ich habe die «Ilias» in beharrlicher Arbeit über viele Jahre neu übersetzt, kenne sie also gut. Allein, Grethleins subtile, oft wunderbar auf den Punkt gebrachte Interpretationen haben mir manchen Gesichtspunkt neu er-

«Der Kern von Achills Heroismus ist die Annahme des Todes.»

hell. Zahlreiche Stellen aus der archaischen und späteren Literatur zieht er heran, die die Zerbrechlichkeit des Menschen betonen. In den «Persern» lege Aischylos «nahe, den Untergang der Feinde auch als ein Beispiel

menschlicher Fragilität, in Sieg und Rettung zugleich eine mahnende Erinnerung an die eigene Hinfälligkeit zu sehen». Die Gefährdung des menschlichen Lebens rufe uns besonders Pindar in seinen «Epinikien» in Erinnerung: «Tagewesen! Was ist einer? Was ist einer nicht? Eines Schattens Traum ist der Mensch!» Und die Kernbotschaft von Herodots «Historien» sei, dass Glück und Erfolg jederzeit in Unheil und Niederlage umschlagen können.

Immer wieder Wehklagen

Grethleins Interpretationskunst kulminiert in der Exegese des 24. Gesangs: Durch Zorn, Leid, Schmerz und bestialische Rohheit findet Achill im Schlussgesang in eine neue Menschlichkeit des Mitleidens, der Mässigung und der Versöhnung.

Grethlein liefert eine eindringliche Interpretation der «Ilias», die den Kenner wie den Laien neu für dieses Werk einnehmen müsste. Ob die Lektüre aber durch das Begreifen der eigenen Zeitlichkeit und des Todes einem Schwerkranken jene existenzielle Hilfe anbieten kann, die der Autor erfahren durfte, ist alles andere als gewiss. Grethlein jedenfalls stellt sich in schonungsloser Offenheit, bis zur Selbstentblössung, den Schrecknissen der Erkrankung. Natürlich stellt er sich die Frage, warum er an Krebs erkrankt war. Hatte er sich überfordert? War der Krebs die Reaktion auf seine rücksichtslose Überbeanspruchung? Ist die organische Erkrankung auf eine psychische zurückzuführen?

Es liegt ihm fern, Gott anzuklagen, er findet aber auch nicht ins Gebet. In schonungsloser, aber liebevoller Analyse wird das Verhältnis zu seinen Eltern und Freunden auf den Prüfstand gestellt. Und immer wieder die Wehklagen über die Schmerzen bei den Blasenpiegelungen, die als Verletzung der eigenen Identität empfunden werden. Grethlein bilanziert: Die «Ilias» war «für mich nach meiner Krebsdiagnose erhellender als viele Memoiren und Krankheits-erzählungen auf dem Buchmarkt». Seine Interpretation zeigt, wie minutiöse Lektüre einem scheinbar zu Ende gedeuteten Text neue Sinnhorizonte erschliessen und unserer Lebenswirklichkeit Hilfe bieten kann.



Neue Sinnhorizonte: Cheiron und Achilles (John Singer Sargent, 1921).

Gutmenschen, die Böses bewirken

Walter Hollstein

John McWhorter: Die Erwählten.
Hoffmann und Campe. 256 S., Fr. 36.90

«Eine neue Religion spaltet die Gesellschaft unter dem Deckmantel des Antirassismus.» Das ist die Grundthese von John McWhorter in seinem Buch über Rassismus und Antirassismus. McWhorter ist Professor für Linguistik an der New Yorker Columbia University und auch Kolumnist der *New York Times*. Als Publizist, aber noch mehr als Hochschullehrer muss er sich fast täglich mit dem auseinandersetzen, was man als Political Correctness bezeichnet.

Diejenigen, die diese Haltung vertreten – was McWhorter im Übrigen Ideologie nennt –, betrachten sich als die «Erwählten», die über den anderen stehen, für Recht und Richtigkeit eintreten und überhaupt im Besitz des Monopols über Wahrheit und Moral sind. «Ich schreibe dieses Buch vor dem Hintergrund, dass die fragliche Ideologie Weisse in die Lage versetzt, sich als Retterinnen und Retter schwarzer Menschen zu bezeichnen und Schwarze gleichzeitig als die dümmsten, schwächsten, sich selbst am meisten bemitleidenden Menschen in der Geschichte unserer Art aussehen zu lassen.»

Fanatismus der «Erwählten»

Was sich also vordergründig und wohlmeinend als Antirassismus ausgibt, ist in Wirklichkeit – folgt man McWhorters gutbelegter Darstellung – peinlicher Rassismus. Was «angeblich rassistische Strukturen zerschlägt, schadet den Menschen, die innerhalb dieser Strukturen leben». McWhorter illustriert das an vielen Beispielen aus dem Alltag. So ist das fatale Ergebnis, dass die von sich selbst «Erwählten» Böses bewirken, wo sie eigentlich Gutes stiften wollten.

Nun ist Antirassismus ja seit längerem nicht mehr das einzige Feld, auf dem sich die «Erwählten» bewegen; inzwischen haben sie überall ihre «Spielwiesen» gefunden – als Anti-

99 Prozent der Bevölkerung waren laut einer Umfrage nicht an der #MeToo-Debatte interessiert.

sexisten, Antiimperialisten, Antifaschisten oder Antikolonialisten, um nur gerade einige Beispiele zu benennen. Dass die grosse Mehrheit der Bevölkerung an diesen sektiererischen Kämpfen überhaupt nicht interessiert ist, wird von den lauten Minderheiten ignoriert. Dabei wäre es wohl sinnvoll, mal wieder darüber nachzudenken, was Mehrheitsgesellschaft eigentlich heisst. Die vor kurzem so aufgeregt ge-

führte #MeToo-Debatte hat – laut den Zahlen des Meinungsforschungsinstituts Forsa – nur gerade 1 Prozent der Bevölkerung in Deutschland interessiert, also satte 99 Prozent nicht.

Die übergrosse Mehrheit der Bevölkerung hat nicht nur kein Interesse an identitätspolitischen Fragen, sondern ist inzwischen zunehmend abgestossen, empört und frustriert. Das gilt zum Beispiel für neue Rechtschreiberegeln, für die Säuberung der Sprache generell oder die neue Political Correctness und den damit verbundenen Kontrollwahn. Es gilt auch für die Denunziation der «alten weissen Männer» – ein sexistisches und rassistisches Etikett, da es unter den «alten weissen Männern» – empirisch und nicht ideologisch betrachtet – ja viele geschickte, lebenserfahrene und besonnene Vertreter gibt.

*Wir bringen
Ihre kreativen Seiten
erfolgreich zur Entfaltung!*



Die identitätspolitischen «Terroristen» schrecken mittlerweile auch vor der Umdeutung der Vergangenheit nicht mehr zurück. Schriftsteller, Künstler, Musiker, Politiker und Wissenschaftler verfloßener Zeiten werden nach heutigen Massstäben beurteilt und «vernichtet». Auch das kritisiert McWhorter. Tatsächlich hat diese Art der Identitätspolitik zur massiven Ablenkung von entscheidenden gesellschaftlichen Fragen geführt: Globalisierung, ökonomische Ungleichheit, Tendenzen der Entdemokratisierung et cetera.

Das alles sehen die «Erwählten» nicht – vor lauter Fanatismus für ihre Sache. «Angst und Schrecken sind auch dann nicht plötzlich gut, wenn sie von Linken oder schwarzen Menschen verbreitet werden. Die Vernunft sollte die Oberhand behalten. Das ist der Kern der Aufklärung.» Daran erinnert McWhorter ebenso eindringlich wie eindrücklich.



Die Bibel Existenzielle Fitness

Denn die körperliche Ertüchtigung ist für weniges gut, die Frömmigkeit hingegen ist für alles gut (1. Timotheus 4,8). – Das erinnert an den Unterschied zwischen einer schlanken Sportlerin im Fitnessstudio und einem dickwanstigen Pfaffen am Altar. Dieses Klischee ist aber nicht das Thema, und das Adverb «hingegen» ist ohnehin zu stark. Besser wäre die Wendung «... während die Frömmigkeit für alles gut ist». Die Frömmigkeit heisst griechisch *eusebeia*, ist kein verklärter Augenaufschlag, sondern eine respektvolle Haltung gegenüber sich selbst, gegenüber den Mitmenschen und gegenüber Gott. Diese Haltung, so Paulus, ist für alles gut. Sie macht zum Leben tauglich, und das heisst ja auf Englisch *fit*. In meiner Wohngemeinde mit 15 000 Einwohnern gibt es fünf Fitnessstudios. Ich gehe auch hin, und es tut mir gut. Die körperliche Ertüchtigung ist heute weitverbreitet. Meine Grosseltern hätte ich mir nie im Fitnessraum vorstellen können.

Weniger Aufmerksamkeit geniesst die *Eusebeia*. Sie ist eine geistige und existenzielle Fitness. Auch sie lässt sich stärken, ist aber weder durch Gewichte noch mit der Stoppuhr messbar. Sie befähigt dazu, Belastungen zu ertragen und durchzuhalten. Sie beginnt damit, sich und sein Dasein in grösseren Zusammenhängen zu betrachten und deshalb über das Tagesgeschehen weniger zu erschrecken. Mir scheint, viele Zeitgenossen könnten etwas mehr davon gebrauchen. Das, was sie in immer kürzeren Abständen aufwühlt, sind im weiten Horizont blosse Ausschläge der Normalität. Und die Beunruhigung durch stets neue «Krisen» macht Menschen manipulierbar. Einen Lockdown mit allem Drum und Dran hätte man vor vierzig Jahren nicht hingenommen. Wir brauchen mehr Frömmigkeit. «Fromm» heisst in seiner Grundbedeutung nützlich und tapfer, befindet sich also ganz nahe bei der Fitness.

Peter Ruch

Anarchist im Büro

Gaston, der schlaksige Zausel-Held des Comic-Künstlers André Franquin, ist Kult. Darf er unsterblich sein wie Asterix und Co.?

Wolfram Knorr

André Franquin: Gaston. Neuedition. Carlsen. Jeder Band 48 S., Fr. 22.90

Ein Tollhaus, wenn er das Gute will und nur das Chaos schafft: Das Büro-Faktotum Gaston Lagaffe ist, seinem Familiennamen entsprechend, eine «Entgleisung», eine Nervensäge der schönsten Art. Die Redaktorinnen und Redaktoren des Verlags, in dem er arbeitet, treibt er über den Rand des Nervenzusammenbruchs weit hinaus. Dabei hat der Büro-Fehlgriff ständig Verbesserungsvorschläge, um den Laden in Schwung zu bringen, im positiven Sinn, versteht sich.

Gaston, mit hippiesker Lebenseinstellung, ist ein schlaksiger Zausel mit Struppe-Haar und grünem, ausgeleiertem Rollkragenpullover. (Manchmal wirft er sich auch picobello in Schale, mit Fliege und gescheitelterm Haar.) Unentwegt versucht er den Kollegen das Arbeiten zu erleichtern (etwa mit Türen, die sich ohne Klinken öffnen lassen – nur nicht immer). Gaston entstammt der Feder des Belgiers André Franquin (1924–1997), entwickelte sich zum Star aller Antihelden und wurde Kult wie «Asterix und Obelix», «Tim und Struppi», «Lucky Luke» oder «Isnogud».

Wem gehört Gaston?

Und natürlich gibt es ihn noch, werden die skurrilen Abenteuer des Büroboten, der von 1957 bis 1997 durch die Gänge und Büros des Verlags tobte, immer wieder neu aufgelegt; auch eine Gesamtausgabe (im Moment vergriffen) wird unter Garantie demnächst wieder auf den Markt kommen. Kein Grund zur Panik also – oder etwa doch? Stéphane Beaujean, Chef des Verlages Dupuis, der «Gaston» und alle anderen Werke von André Franquin, von «Spirou und Fantasio» über «Marsupilami» herausgibt, liess während des diesjährigen Comic-Festivals in Angoulême wissen, zum 100. Geburtstag des Verlags einen neuen Band folgen zu lassen, aus der Feder des Kanadiers Delaf (bürgerlich: Marc Delafontaine). Stilistisch sei er sehr nahe

am Original. Im üblichen 48-Seiten-Umfang werde die Neuheit unter dem Titel «Le Retour de Lagaffe» Mitte Oktober mit einer Startauflage von 1,2 Millionen Exemplaren erscheinen.

Eigentlich ein Grund zur Freude angesichts anderer Helden wie Asterix oder Lucky Luke, die dank anderen Künstlern munter weiterleben. Doch Isabelle Franquin, Tochter und Erbin des franquinschen Comic-Œuvre, sieht das völlig anders. Sie hält den Neustart für ein Plagiat und beschloss, wie sie die belgische Tageszeitung *Le Soir* wissen liess, ihr moralisches Recht gegen «das Plagiat von Gaston» geltend zu machen und juristisch Einspruch zu erheben. Den Schritt begründete sie mit dem Wunsch des Vaters, dass seine Lieblingsfigur ihn keinesfalls überleben dürfe. Schon als 2018 eine französische Filmversion in die Kinos kam,

Die Tochter des Gaston-Schöpfers hält den Neustart für ein Plagiat und erhob Einspruch.

sah sie mit Entsetzen ein «Desaster». Das befürchtet sie nun besonders bei der Comic-Fortsetzung durch einen neuen Gestalter. Ein Brüsseler Gericht soll nun den Fall klären.

Ungünstig für die Erbin ist allerdings, dass die «Gaston»-Rechte laut Chefredaktor Stéphane Beaujean beim Verlag liegen. Trotzdem ruderte er nach Isabelle Franquins heftigem Protest zurück und entschied, die Fortsetzung erst mal auf Eis zu legen und das Brüsseler Urteil abzuwarten. Ausserdem wolle man mit der Erbin nicht brechen und in Gesprächen klären, wie das Problem zu lösen sei. Es ist zu vermuten, dass es auf beiden Seiten schlicht ums Geld geht, Moral hin oder her. Denn grundsätzlich ist die Fortsetzungsmasche nicht nur im Kinogewerbe Praxis und ein lukratives Geschäft, auch im «Kino für Arme» gehört es schon seit je zum Geschäftsmodell, weil die Rechte meistens sowieso die Verlage haben, Zeichner und Texter mehrheitlich im Angestelltenverhältnis kreativ sind und die Serienhelden keine Gagenforderungen stellen können.

In den Nachkriegsjahren erblühten im frankobelgischen Kulturraum erstaunliche Talente wie Hergé, Uderzo, Tabary, Franquin, Tillieux und andere, die sich in den zwei Konkurrenzmagazinen *Spirou* und *Tintin* austoben konnten. Erst später erschienen ihre Werke in wohlfeilen Alben. Aber auch eine Blütezeit dauert nicht ewig, die Künstler sterben, ihre Kreationen dagegen nicht und können im Prinzip bis in alle Ewigkeit weiterleben, neue Zeichner finden sich immer. So wurde mit «Asterix und Obelix», «Lucky Luke» und vielen anderen verfahren.

Nicht in der Beletage

Das Unsterblichkeitskonzept stösst aber nicht bei allen Fans auf Begeisterung. Die Puristen weinen den Arbeiten des genialen Spiritus Rector des frankobelgischen Comic-Kosmos nach, dem aus Paris zugezogenen René Goscinny (1926–1977), der mit seinen doppelbödigen Witzfiguren wie Asterix, Lucky Luke, Isnogud und anderen zu ganz besonderen charakterlichen Eigenschaften verhalf. Allen seinen Nachfolgern, mögen die Zeichnungen noch so nahe am Original sein, fehlt dieser leichtfüssige Schmiss. Aus solchen Gründen wurde, wie etwa bei «Tim und Struppi», das Ansinnen auf Weiterführung verboten. Jede Weiterleberei erziele letztlich das genaue Gegenteil: Durch sukzessive Veränderung immer neuer Autoren gerate Schritt für Schritt das Original darüber in Vergessenheit.

Wie auch immer, die surrealen Helden, dem Geist eines simplen Strichs entstammend, die, wie Dschinn aus Aladins Wunderlampe, einem leeren Blatt Papier entsteigen, sind kulturell natürlich nicht in der Beletage zu Hause, weshalb man robuster mit ihnen verfährt. André Franquins «Gaston» gehört zur Ecole Marcinelle, jener der Ligne claire entgegengesetzten Stilrichtung. Beide bildeten den Grundstein für den Erfolg der frankobelgischen Comics, dominiert vom *Journal de Spirou* aus dem Hause Dupuis (gegründet 1938) und Raymond Leblancs *Tintin* (gegründet 1946) mit Hergé als künstlerischem Leiter.



«Was denn!?» Comic-Held Gaston.

Spirou, abgeleitet vom wallonischen Wort für Eichhörnchen oder Lausejunge, mit dem Redaktionssitz in Marcinelle, wollte ursprünglich Ami-Strips publizieren, begann aber aus Mangel an US-Rechten, Originale zu fördern – mit Erfolg. 1946 zog *Tintin* nach. Während Hergé den ästhetischen Purismus, die *Ligne claire*, zum Stilprinzip erhob, verzichtete *Spirou* auf ein Dogma und liess den Künstlern relativ freie Hand. Die Ecole Marcinelle, nach dem Sitz der Redaktion benannt, bevorzugte den freien Ausdruck, Entfesselungen, handfeste Aktionen. Statt subtiler Epen den rustikalen Zugriff zu karikaturistischen Gags und Pointen.

Frisches Windchen

Franquin, in Brüssel geboren, begann als Juniorreporter und Illustrator für die Sonntags-Kinderbeilage der Zeitung *La Nation belge*, besuchte die Kunstschule, fand eine Teilzeitstelle bei einem Animationsstudio und wechselte 1946 zum Comic-Magazin *Spirou*. Unter der Leitung von Jijé («Jerry Spring») übernahm er die Figur *Spirou*, aus der bald «*Spirou und Fantasio*» wurden, und baute sie in ein Universum voll skurriler Figuren ein.

Hergés *Tintin* mit seinem Personenreichtum diente ihm als Vorbild.

Legendär wurde Marsupilami, eine Kreuzung aus Koalabär, Leopard mit einem sieben Meter langen Schwanz und Känguru. Längst hat das seltsame Tier eine eigene Reihe, und seit

Franquins Gaston hat seine Wurzeln bei den «Funnies» aus der Urzeit der Comics.

1968 gingen «*Spirou und Fantasio*» in andere Zeichnerhände über. Franquin hatte keine Einwände, die beiden waren keine Erfindung von ihm. Gaston dagegen schon, der Bastel-Chaot wuchs ihm so ans Herz, dass er sein Alter Ego wurde. Deshalb bat er, dass man ihn nach seinem Tod nicht weiterführen solle. Behauptet die Tochter.

Gaston in seinem verfusselten Pullover und mit seiner wenig gepflegten Frisur bastelte einmal an einem Miniventilator mit Batterie fürs Büro, was ihm misstrauische Blicke vom Chef einbrachte. «Dieser kleine Kerl», meinte Gaston stolz, «wird für ein frisches Windchen sorgen.»

«Bescheuert, aber harmlos», seufzte der Boss, schloss Gaston aber lieber ein; denn Bruchmüller kam mit den Verträgen, die Gaston schon oft versaut hatte. Sein kleiner Ventilator mit dem süßen Propellerchen sorgte nicht für frische Luft, sondern segelte aus dem Fenster, drehte Kapriolen – und kam wieder ins Innere, leider dorthin, wo Bruchmüller mit den Verträgen ... So brachte Gaston, von Story zu Story, alle zur Weissglut und zum verbalen «Rognüttü», während er sich wunderte: «Was denn!?»

In der völligen Überdrehtheit hat Franquins Kreation ihre Wurzeln bei den «Funnies» aus der Urzeit der Comics, den schrägen Figuren wie Gus Magers «*Hawkshaw the Detective*», «*Sherlocko the Monk*» oder, völlig jenseitig, Milt Gross' «*Count Screwloose of Tooloose*» und den vielen anderen, die um 1900 die amerikanischen Sonntagsblätter zum Explodieren brachten. In dieser Genealogie gebührt Gaston ein Ehrenplatz. Die Funny-Helden entwickelten sich bei genauem Hinsehen erstaunlich. Letztlich legen die kunterbunten Kostüme der Superhelden Zeugnis davon ab, wo sie herkommen. Wer weiss, was aus dem Büro-Anarchisten Gaston noch werden könnte.



TV-Kritik

Talk, nicht Show

René Zeyer

Unter den Linden: Politisches Streitgespräch. Phoenix. Montags 22.15 Uhr.

Eine Moderatorin, die mit ruhiger Hand lenkt und im Wesentlichen mit Fragen die Gesprächsrunde am Laufen hält. Mit offenen Fragen, die kaum Meinung, aber viel Neugier enthalten. Zwei Teilnehmer (was beiden genügend Zeit zum Ausreden gibt), die Wissen und Nachdenklichkeit mit Intelligenz verbinden. Die sich nicht in die Haare geraten, sondern sich ergänzen, gegenseitig die Nachdenklichkeit des anderen respektieren.

Eine Fata Morgana in der Wüste der Shows der Wortartisten, eitlen Selbstdarsteller, vorgeführt von meinungsstarken Moderatoren, wo die verbale Blutgrätsche, das Durchboxen der eigenen Kernbotschaften zum Showgehampel gehört? Gibt es wirklich noch TV-Gespräche mit Inhalt und Platz für Aufklärung, Erweiterung des Horizonts? Ja, für die Happy Few im Spartensender Phoenix gibt es die Sendung «Unter den Linden». Geleitet von Michaela Kolster oder Eva Lindenau. Jeden Montag seit 2002. Zwei Gäste und 45 Minuten. Das gibt genug Zeit zum Ausreden, die Tonlage ist ruhig und gemessen.

Unter dem Titel «Friedenstraum – Wie enden Kriege?» dachten Dietmar Bartsch, Vorsitzender der Bundestagsfraktion Die Linke, und der Historiker Prof. Manfred Görtemaker in der Sendung von letzter Woche darüber nach, wie ein sinnvolles Ende des russischen Überfalls auf die Ukraine aussehen könnte. Anständig, kenntnisreich, analytisch. Ein Quell der Erkenntnis in der Wüste der TV-Worthülsen, so zahlreich wie Sandkörner. Dagegen ist alles andere Show, betrieben mit Talk. Hier ist's Salongespräch wie weiland in Paris. Ohne Gewinner, aber mit Gewinn.

Kino

Wilde Cliffhängerei

Wolfram Knorr

Jurassic World Dominion (USA, 2022)
Von Colin Trevorrow. Mit Chris Pratt, Jeff Goldblum, Laura Dern, Sam Neill

Noch nie hat Chaos so viel Spaß gemacht. Wenn es stimmt, was Michael Crichton, erfolgreicher Populärwissenschafts- und Thriller-Autor, der leider 2008 überraschend gestorben ist, in seinem Megaseller «Jurassic Park» (1990) behauptete, dann ist die nun sechste Verfilmung des gleichnamigen Dino-Renners, «Jurassic World Dominion», der definitive Beweis seiner These, dass alle noch so technisch und sozial perfekten Sicherheiten vor Chaos-Impulsen nicht schützen. Am Beispiel des Multimilliardärs Hammond, der mit einer paläontologischen Sensation, der Reanimierung von Dinosauriern, einen Erlebnispark baut, schilderte Crichton sehr anschaulich, dass die allerbesten Computerprogramme und die allersicherste Elektronik letztlich illusorisch sind. Natur lässt sich nicht programmieren, und so folgt ein tropischer Sturm, der alle Sicherheit ausser Kraft setzt und das Chaos wirken lässt. Nur ist das Chaos, so Crichton, kein wildes Durcheinander, sondern ein Phänomen, das sich dem Naturgesetz nicht wirklich entwindet. Es folgt trotz allem gewissen Formenzwängen.

Mal reingucken ...

Nach fünf weiteren Raptoren-Stampeden, die die Menschen zum ewigen Kampf mit den vorsintflutlichen Viechern zwingen, bin ich eigentlich davon ausgegangen, mir die nun sechste Folge ersparen zu können. Mal reingucken wollte ich trotzdem – und bin geblieben. Denn «Jurassic World Dominion» scheint mir von allen Fortsetzungen nicht nur die wildeste, intelligenteste, witzigste, kurzweiligste und spannendste zu sein, sondern auch diejenige, die Crichtons Chaosthese gerecht wird.

Die Insel Isla Nublar, auf der Hammond seinen Erlebnispark errichtet hatte, ist längst zerstört, und der Mensch hat sich ans Zusammenleben mit Dinos aller Art und aller Grössen gewöhnt. Haustiere sind sie zwar noch nicht, aber sie können schon so herzig gucken wie Disneys Bambi. Die Giganto-Dinger, die beim Atmen einen Lärm machen, dass die Kinositze beben, toben nicht destruktiv wie Godzilla durch die Metropolen, sondern trampeln durch den Dschungel und plagen sich nach ewiger Testosteronmanier gegenseitig. Alles paletti, mal abgesehen von den Umweltschützern, die wahrscheinlich irre würden angesichts der Schäden, die die Riesenechsen bei ihren Wan-

derungen über Felder und Auen anrichten. (Der Film vermeidet sie, Gott sei Dank.) Die Verschwörungsanhänger dagegen kommen auf ihre Kosten. Undurchsichtig wieder einmal die Techno-Riesen. Das Biosyn-Unternehmen experimentiert mit Genmanipulationen im grossen Stil an Riesenheuschrecken und braucht die DNA einer Vierzehnjährigen, deren Mutter eine geniale Chemikerin war. Das Mädchen wird kurzerhand von Biosyn gekidnappt, und Owen Grady (Chris Pratt) und Claire Dearing (Bryce Dallas Howard), bei denen das Mädchen lebt, müssen sich nun auf eine wilde Hatz begeben, um das Kind den Klauen der *bad scientists*

Das Schöne ist, dass diese über zweistündige Ausflipperei richtig Spass macht.

zu entreissen. Dabei geraten auch die guten alten Helden aus dem Original, Dr. Alan Grant (Sam Neill), Dr. Ellie Sattler (Laura Dern) und Chaostheoretiker Dr. Ian Malcolm (Jeff Goldblum), wieder ins Zentrum der Cliffhängerei.

Chaos lasse sich nicht gradlinig zusammenrechnen wie die Ladung eines Güterzugs, heisst es, und genau so ist «Jurassic World Dominion»: ein Genre-Sammelsurium von Horror-Fantasy à la «Formicula» (1954), japanischen Monster-Filmen wie «Mothra III – King Ghidora kehrt zurück» (1998), Disneys «Dumbo» (1941), Wissenschafts-Horror à la «Coma» (1978) und «Indiana Jones and the Temple of Doom» (1984). Und das betrifft auch die Drehorte. Die engen Stadtgassen im Nahen Osten sind seit je Herausforderungen für Action-Choreografen; ihnen folgen düstere



Intelligent und kurzweilig: «Jurassic World

Tunnel, aseptische Labore, die sich verschliessen und mit toxischen Dämpfen füllen lassen, Moore, Tümpel, senkrechte Eisentreppe, die von Rap-
toren aus ihren Halterungen gerissen werden, zugefrorene Stauseen, die knarzend einbrechen, Flugzeuge, die von Flugsauriern mit ihren dolch-
scharfen Schnäbeln durchlöchert werden. Es geht drunter und drüber, und zu guter Letzt entspricht natürlich auch die Besetzung die-
sem Erzählchaos. Es ist, wie es sich gehört, alles schön divers: Asiaten, Afroamerikaner, Amerikaner, Europäer, alles tummelt sich und zeigt einen
Riesenspass. So erzählte Jeff Goldblum bei einer PR-Tour, er sei «glaube ich, eine Million Mal ge-
testet worden», weil die Dreharbeiten während der Corona-Pandemie begannen und zunächst nicht unter einem allzu guten Stern standen.

Gesteigertes Chaos

In der Chaostheorie wird oft vom «Schmetterlingseffekt» geredet, von jener Winzigkeit, die alles verändern kann. Dieser Effekt ist der Schlüssel zum Vergnügen, das «Jurassic World Dominion» macht: Der Film wiederholt nicht die immer gleiche Story wie bei den häufigsten Fortsetzungen (jüngstes Beispiel die einst sehr erfolgreiche Netflix-Serie «Stranger Things» – die neugestartete Staffel ist Aufguss), sondern spintisiert die Idee der Wiederherstellung längst vergangener Flora eben weiter: Mal angenommen, wir müssten mit den Viechern leben ... Dann befände sich die Welt in einem Zustand des gesteigerten Chaos, falls er sich steigern liesse. Michael Crichton hatte schon recht, aber das Schöne ist, dass diese über zwei Stunden dauernde Ausflipperie richtig Spass macht. Erwartet hatte ich das nicht.



Dominion».

Ausstellung

Besessen vom Bevölkerungswachstum

Rolf Hürzeler

Carlo Borer: *Sleeping with the Gods*.
Kulturstiftung Basel H. Geiger, Basel. Bis 10. Juli

Ein gigantischer Kegel dominiert eine Graslandschaft mit Erhebungen unterschiedlicher Grösse. Am Rand der Installation sind die Namen ausgestorbener Tierarten in einer Neonschrift handschriftlich geschrieben – Chinesischer Flussdelfin oder der charman-
te Dodo von der Insel Mauritius. Ein weitläufiger Deckenspiegel reflektiert das Werk, als ob Himmel und Erde zusammengehörten.

«Sleeping with the Gods» lautet der Titel dieses Werks des 61-jährigen Solothurner Objektkünstlers Carlo Borer in der Kulturstiftung Basel H. Geiger (KBH.G). Das Werk symbolisiert das Bevölkerungswachstum, das das Schicksal der Schöpfung bestimmt. Frei nach der Erkenntnis: Früher musste sich der Mensch vor der Natur schützen; jetzt gilt es, die Natur vor dem Menschen zu schützen. Mensch und Natur werden somit als Antagonismus wahrgenommen; sie könnten philosophisch auch als Einheit verstanden werden.

Dystopisches Märchen

Die KBH.G mit ihren Museumsräumlichkeiten beim Basler Unispital ist eine vergleichsweise junge Institution, die auf eine Initiative der vor zwei Jahren verstorbenen Basler Philanthropin Sibylle Piermattei-Geiger zurückgeht. Ihre Familie gründete jenes Pharmaunternehmen, das sich einst mit den «Gaba-Täfel» einen Namen machte.

Borer ist vom Gedanken des Bevölkerungswachstums besessen. Davon zeugt auch «Pop 4», eine spitzige Edelstahl-Installation, die dank einem Haufen Industriemüll in einem

Mathematische Ansätze, Pop-Art und Wachstumskepsis – Carlo Borer packt vieles in seine Objekte.

prekären Gleichgewicht steht. Veloräder, eine Bonsai-Replika von Michelangelos David-Statue oder ein klassizistischer Stahlträger sind in der Abfallhalde auszumachen, die ein bisschen an die Werbung eines Entsorgungsunternehmens erinnert. Neonlicht-Zahlen im Stil des italienischen Minimal-Art-Künstlers Mario Merz zieren das Werk, als ob ein Bogen zu dessen Installation an der Westfassade des Zürcher Hauptbahnhofs geschlagen werden sollte.

Wer die Botschaft nicht verstanden hat, findet sie im Katalog ausformuliert: «Das Szenario des Menschen als Fortsatz oder Parasit der Technologie gewinnt deutlich Kontur.» Bei den Zahlen handelt es sich übrigens um Fibonacci-Zahlen, die Reihe additiver Zahlen, die hier das Wachstum der Menschheit reflektiert.

Mathematische Ansätze, Pop-Art und Wachstumsskepsis – Carlo Borer packt vieles in seine Objekte. Sie überzeugen dann am meisten, wenn der Abstraktionsgrad gross ist, wie bei der Installation «Reconstruction». Aufgrund eines auszugswisen Kartennetzes der Mondrückseite unterteilte er die Fläche, die sich wie ein Vorhang



Wirbelsturm in grüner Landschaft.

einer Wand entlangzieht, in fünfzig Aluminiumteile. Jedes einzelne Teil ist fein säuberlich mit einer Etikette versehen, die die genauen Mondkoordinaten festhält, so dass sich jedermann auf dem Erdtrabant orientieren kann, falls er dort gerade mal landen sollte. Tatsächlich versteht der Künstler sein Werk als ein «dystopisches Märchen». Es soll signalisieren, wie sich der Mensch dem Ausserirdischen zuwendet, nachdem er sich die Erde untertan gemacht hat.

Der Schalk des Objektkünstlers wird spürbar bei einem Werk wie «Digger». Wer unter diesem Titel einen Menschen mit Schaufel erwartet, täuscht sich. Borer hat vielmehr die Umrisse eines zigarrenförmigen Wesens in Kunststoff geschaffen, auf dessen Rücken Aluzacken Gefährliches verheissen. Aus dem Objekt tröpfelt schwarz gefärbtes Wasser in einen Tümpel, dessen Umrisse angeblich einen Wirbelsturm symbolisieren. Hier lässt Borer seiner Fantasie freien Lauf, so dass man sich gerne mitziehen lässt. Und wem das Bedrohliche dieses Werks etwas zu denken gibt, soll ruhig ins Grübeln kommen.

Pop

Achtzig ist das neue Zwanzig

Jean-Martin Büttner

Rolling Stones: Live im Stade de Suisse in Bern. 17. Juni 2022

«Du wirst komisch aussehen mit fünfzig», sagt der Gangster zum Rockstar, bei dem er sich vor anderen Gangstern versteckt. Der Star wird gespielt von Mick Jagger, den Film haben Donald Cammell und Nicolas Roeg gedreht, er heisst «Performance», und Mick war damals 25.

Man redet nur noch in Zahlen von ihnen. Mick Jagger wird nächstes Jahr achtzig, und am 17. Juni spielen die Rolling Stones im Berner Stade de Suisse eine Ausgabe ihrer Europatournee, die «Sixty» heisst – für ihre sechzig Jahre auf der Bühne. Vor zehn Jahren sah ich ihr 50. Jubiläumskonzert in London; es war grossartig, und gerade deshalb dachte ich beim Herausgehen: «Hoffentlich hören sie nach dieser Tournee auf.» Schon vier Jahre später standen sie wieder auf der Bühne und dann nochmals drei Jahre später schon wieder. Dieser letzte Auftritt im Zürcher Letzigrundstadion setzte mit einem entfesselten «Sympathy for the Devil» ein und steigerte sich dann ins Delirium. Diesmal fiel mir nach dem Konzert die wichtigste Showbiz-Maxime ein: *Always leave the people wanting more*. Etwas anders formuliert: Aufhören, wenn es am tollsten klingt.

Aber nein. Ob aus Eitelkeit, drohender Depression oder Langeweile, Ehrgeiz oder Beweislast zwingen sich die Stones wieder auf die Bühne. Am Geld kann es nicht liegen, ihre Eintrittspreise sind schon lange jenseits aller Gier. Aber die Stones waren Kapitalisten von Anfang an. Ihr Protestlied «Street Fighting Man», mit dem sie ihre letztjährigen amerikanischen Konzerte eröffneten, wird schon im Refrain als Pose verhöhnt, der Skandalsong «(I Can't Get No) Satisfaction» handelt nicht von sexuellen Frustrationen, sondern parodiert die Versprechen der Werbeindustrie.

Faltengebirge auf Video

Die Stones wollen unterhalten, nicht belehren, und sie wollen keine anderen Verhältnisse, bloss mehr Sex (Jagger, immer noch), Drogen (Richards, bis vor kurzem) und Rock 'n' Roll (alle zusammen). Sie seien, notierte ihr Biograf Stanley Booth einmal, «das bisschen Paprika auf dem atomaren Abendbrot».

Unrettbarer Fan, der ich bin, werde ich am 17. Juni nach Bern fahren, um im Stade de Suisse mein 18. Stones-Konzert entgegenzunehmen. In



Unterhalten, nicht belehren: Mick Jagger und Ronnie Wood von den Rolling Stones.

der Hoffnung, dass sie mich nicht enttäuschen und damit blamieren. Überlebensgross werden uns die Videoschirme die Faltengebirge in den Gesichtern von Jagger und den Gitarristen Keith Richards und Ronnie Wood projizieren. Der Kontrast zwischen Musik, Text und Alter wird noch groteskere Züge annehmen als beim letzten Mal. Ausserdem ist Schlagzeuger Charlie Watts im letzten Sommer an Krebs gestorben, der alterslose Achtzigjährige, der coole Jazzer im Hintergrund, der immer den grössten Applaus des Publikums bekam. Und der Einzige war in der Band, der mit allen anderen auskam.

Ohne Charlie auf Tour zu gehen, grenzt sowohl an Blasphemie wie an Häresie, falls solche Vergehen in diesem Genre eine Rolle spielen würden. Aber Watts selber hatte die Kollegen gebeten, auch ohne ihn aufzutreten. Als Bill Wyman 1993 die Stones verliess, war Charlie es gewesen, der sich für den afroamerikanischen Bassisten Darryl Jones entschieden hatte. Diesmal empfahl er den ebenso virtuosen schwarzen Schlagzeuger Steve Jordan, der lange in Keith Richards' Band unterwegs gewesen war.

Warum nochmals hingehen? Darum:

1 — Weil diese Musiker so gerne Musik machen und man es ihnen anhört. Das ist auch den amerikanischen Medien aufgefallen, die begeistert auf die letztjährige Tournee reagiert haben.

2 — Weil diese Band an einem guten Abend, und von denen habe ich viele erlebt, fast die gesamte Konkurrenz von der Bühne fegt.

3 — Weil die Stones als eine der wenigen weissen Bands das energetische Prinzip der schwarzen Musik verstanden haben, wie es Ray Charles, Prince, Nina Simone, Miles Davis und so viele andere perfektionierten: Nie alles geben, nur das Versprechen davon. Daraus erst entsteht die Sehnsucht – als Intensität aus der Zurückhaltung heraus. Die Stones spielen mit dem Feuer der anderen.

4 — Weil ihre letzte wirklich gute Platte zwar auch schon vierzig Jahre alt ist («Tattoo You» von 1981, ihrerseits schon eine Restenverwertung), es aber seither immerhin noch einige gute Stücke gab, die sie herausbrachten und sogar ein ziemlich gutes Album («Bridges to Babylon», erst 25 Jahre alt). Ausserdem können die Stones für ihre Konzerte aus Hunderten von Songs auswählen, die ich gerne wieder oder zum ersten Mal auf ihrer Bühne erleben möchte. Welche Band kann das schon von sich behaupten und einlösen?

5 — Weil diese Gruppe aus Persönlichkeiten bestand, von denen Charlie Watts eine war und Ronnie Wood eine geworden ist: engagiert und elegant. Also englisch bis in die Knochen.

6 — Weil Achtzig das neue Zwanzig ist.

Klassik

Plastische Hörlandschaft

Manuel Brug

Carl Maria von Weber: Der Freischütz.
Freiburger Barockorchester, Zürcher
Sing-Akademie. René Jacobs. Harmonia Mundi

Man würde gern das Geheimnis dieser magischen Dirigentenhand kennen. Denn vor allem im Opernbereich gilt: Alles, was der lange schon in Paris residierende, besonders gern mit deutschen Ensembles arbeitende René Jacobs leitet, glänzt, funkelt und klingt wie neu. Ganz egal, ob es Barockoper sind, sein bahnbrechend guter Mozart-Zyklus, zuletzt Beethovens von ihm geadelte «Leonore» oder jetzt, mit ein wenig Pandemie-Verzögerung nach dem 200-Jahr-Jubiläum, Carl Maria von Webers so himmlisch schöner wie höllisch schwerer «Freischütz». An dessen abgefeimter Mischung aus Unschuld und Aufbruch, Biedermeier und Dämonie, deutschem Wald und deutscher Angst sind schon viele gescheitert.

Bereits nach der Ouvertüre, die sich spannungsvoll in den in C-Dur jubelnden Apotheose-Schluss entlädt – das Freiburger Barockorchester spielt sie mit romantischer Rauheit und Süsse –, weiss man: Dieser Operschuss trifft neuerlich ins Schwarze. Jacobs hat nicht nur das engagierte Orchester, sondern auch die griffige Zürcher Sing-Akademie traumsicher gewählt: für einen plastischen, saftigen, glänzend in die Extreme gehenden, so flexiblen wie satten Sound.

Viel Drama und etwas Geisterbahn

Er ergänzt zudem so mutig wie schlüssig den einst von Weber verworfenen und leider nicht vertonten (deshalb eigentlich nie gespielten) Librettoanfang als logischen Beginn der folgenden Moritat-Kausalkette mit eigenen, aus der Partitur extrahierten Zusätzen. Schon den vielgeschmähten Textschreiber Friedrich Kind ärgerte, «dass ohne den Prolog die Oper eine Statue ist, welcher der Kopf fehlt».

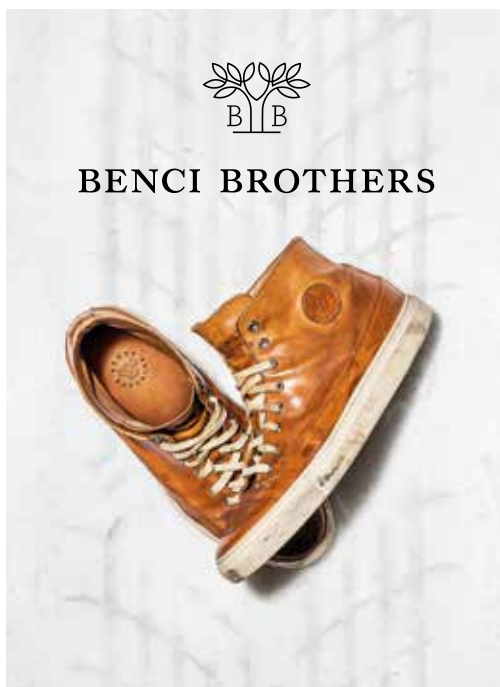
Zunächst hatte Jacobs eine später aus Weber-Motiven montierte musikalische Fassung dieser Szene von einem gewissen Oscar Möricke gefunden, mit einer Arie für den Eremiten

Ganz natürlich, wie in einem Hörspiel, fügen sich in dieser Neuaufnahme Worte, Geräusche und Töne.

und einem Duett mit Agathe; sie bisher nur einmal, Ende des 19. Jahrhunderts in Lübeck, gespielt. Aber dann hat er es doch lieber selbst noch einmal gemacht.

Ganz natürlich, wie in einem Hörspiel, fügen sich in dieser tontechnisch superben Neuaufnahme Worte, Geräusche und Töne. Die in dieser Zeit sich gerade emanzipierende deutsche (Spiel-)Oper mit ihren Gegensätzen aus tümlisch und schreckhaft, herzensart und komisch wird hier als Mischung aus ein wenig Komödie, viel Drama und etwas Geisterbahn plastisch präsent. Das alles fügt sich zu einer dichten Hörlandschaft mit vollem Vokalklang, farbigem Instrumentalbeitrag, Schüssen, Kirchenglocken, Echos, Kindergeschrei und Wolfsgeheul – wirklich sorgfältig produziert.

Gut abgemischt sind zudem die Sänger, auch da hat René Jacobs eine glückliche Hand, selbst mit kaum bekannten Namen. Angefangen beim väterlich schlanken Eremiten Christian Immers, der hier einmal das erste Wort und nicht nur das salbadernde «Alles wird gut»-Finale hat, an dessen Utopie der Prüfung auf ein weiteres Probejahr für Max keiner mehr so recht glauben



will. Maximilian Schmitt ist dieser dezidiert lyrische, etwas monochrome Jägersbursch, sein böses Alter Ego, Dimitry Ivashchenkos grimmiger Kaspar, wirkt mit seinem starken Akzent wie ein Fremdkörper. Sekundiert wird er vom vielbeschäftigten Schiessbuden-Buhmann Samiel (gespielt vom Schauspieler Max Urlacher).

Stark und frei in der Höhe, legato fein, aber zupackend und gut im Timbre abgemischt sind auch die weitgehend unbekannteren Frauen: Polina Pasztircsák als seelenvolle Agathe und das rustikale Ännchen von Kateryna Kasper. Das reicht in seiner instrumentalen Innenspannung in jedem Fall, vokal beinahe an die bisherige, ein wenig künstliche Carlos-Kleiber-Aufnahme als Idealmarke heran.

Jazz

Vom Kopf für den Bauch

Peter Rüedi

Ikarus: Plasma. Ronin Rhythm Records 030

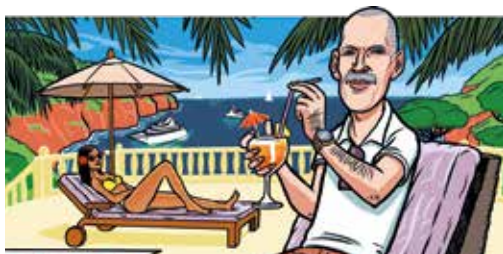
Eine Band, die im Namen an die griechische Mythologie erinnert, hat Ambitionen. Andererseits: Wer sich «Ikarus» nennt, beschwört einen Helden, mit dem unabdingbar das Scheitern verbunden ist, der Absturz. Ikarus, der Sohn des Dädalus, der sich auf seinen Wachsflügeln so weit erhob, dass die Sonne sie zum Schmelzen brachte und ihn ins Meer stürzen liess, wurde zum Sinnbild der menschlichen Selbstüberhebung. So weit wird der Zürcher Schlagzeuger Ramón Oliveras nicht gedacht haben, als er vor rund zehn Jahren einem Quintett mit der eigenwilligen Besetzung Piano, Bass, Schlagzeug plus einer weiblichen und einer männlichen Stimme diesen Namen gab.

Ambitioniert lesen sich indes nicht nur die Titel der vier bisher erschienenen Alben der Gruppe, «Echo» (2015), «Chronosome» (2016), «Mosaismic» (2019) und, eben veröffentlicht, «Plasma», sondern auch ganz allgemein die Texte zu ihrer Kunst. «Ikarus ist ein zeitgenössisches Groove-Jazz-Quintett, das Polyrhythmen in Form von funktionalen Grooves und Melodien erforscht und die Improvisation als zentrales Vehikel benutzt. Die Klangästhetik der Band entspringt dem Verschmelzen zweier Gesangsstimmen und einer treibenden Rhythm-Section. Ihr Ziel ist es, eine kinetische Wirkung auf den menschlichen Körper zu erzeugen.» Wow! Tatsächlich meint das nichts anderes als ein Paradox: dass die äusserst raffiniert fraktionierte Rhythmik der Gruppe in einen Flow mündet, der den Zuhörer buchstäblich in Bewegung setzt. Bei allen kunstvollen rhythmischen Brüchen und Überlagerungen (gelegentlich fühlt sich das an wie ein aussetzender Herzschlag) ist es eine im Effekt sehr körperliche Musik.

Erschienen ist «Plasma» wie seine Vorgänger auf Nik Bärtschs Label Ronin Rhythm Records. Nicht von ungefähr. Entgegen Oliveras' Versicherung («Wir sind kein Produkt von Nik») erinnert die Musik von Ikarus sehr an die in Modulen organisierte «Ritual Groove Music», den «Zen-Funk» des Zürcher Pianisten. Magmatisch bewegt in den Nuancen, mächtig wie Minimal Music im magisch repetitiven Sog. Elektronische Mittel bedrohen nie den grossen organischen Atem.

Will sagen: Der kollektive Sound dieser Band (neben Oliveras: Anna Hirsch und Andreas Lareida, Gesang, Lucca Fries, Piano, Moritz Meyer, Bass) ist raffiniert gefinkelte Kunst, die in Bauch und Beine fährt.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Guru

Mark van Huisseling

Wovor fürchten sich Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz? Antworten findet man im sogenannten Angstbarometer des Meinungsforschungsinstituts GfS. Interessant ist nicht bloss die Abbildung des Augenblicks, sondern zudem die Entwicklung über die Zeit, finde ich.

Nach Rezessionen etwa nimmt die Sorge über die wirtschaftliche Entwicklung (Arbeitslosigkeit, Armut) zu. Die Terroranschläge vom September 2001 in Amerika sorgten auch bei uns für Furcht vor kriegerischen Auseinandersetzungen (dürfte wegen des Kriegs in der Ukraine jetzt erneut so sein). Und wegen des Atomreaktorunfalls von Fukushima stieg die Angst vor radioaktiver Strahlung. Fehlen Grossereignisse, drücken Dauerbrenner aufs Gemüt – Kriminalität, Überfremdung, Klimawandel sowie unheilbare Krankheiten (dürfte durch die Covid-19-Pandemie verstärkt worden sein; das Angstbarometer erscheint alle zehn Jahre, das jüngste ist von 2013).

Einige früher Schrecken auslösende Vorkommnisse werden hingegen nicht länger als solche wahrgenommen, darunter Drogen und Sekten. Betreffend Rauschgift, wie man sagte, hat das denkbarerweise damit zu tun, dass im öffentlichen Raum fast keine Junkies mehr zu sehen sind. Was Religionsgemeinschaften angeht, fällt es schwerer, mit einer belastbaren Erklärung zu kommen, weshalb es ihnen irgendwie an Fürchterlichkeit fehlt.

Früher war das anders. Ich erinnere mich mit Schauern an Paul Baumanns Methernitha-Bewegung in Linden; der «Vatti» genannte Sektenführer (1917–2011) war 1976 zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt worden, wegen Unzucht mit minderjährigen Mädchen. Oder, natürlich, die

«Todes-Sekte» (*Blick*) der Sonnentempler; im Keller eines abgebrannten Freiburger Bauernhauses fand man 1994 die Leichen von neunzehn Mitgliedern, einige begingen Selbstmord, anderen «wurde beim Sterben geholfen» (Wikipedia).

Das jüngste Sektendrama, das ich verfolgte, war die Story von Keith Raniere und seiner NXIVM Corporation. Der Amerikaner wurde 2019 in Brooklyn der organisierten Kriminalität und des sexuell geprägten Menschenhandels für schuldig befunden – wofür er 120 Jahre Freiheitsstrafe bekam (plus 1,8 Mio. Dollar Strafe, später erhöht auf 3,4 Mio. Dollar). Vielleicht hatte die Geschichte hier kaum *traction*, Zugkraft, weil niemand den Namen der Organisation aussprechen konnte («Nex-e-um»).

Nun komme ich zu Scientology. Doch zwei Bemerkungen zuerst: Scientology ist keine Sekte, sondern eine Kirche. Darauf legen die Verantwortlichen Wert. Für mich ist das in Ordnung, in meinem Wörterbuch sind die Begriffe sowieso sinnverwandt. Zweitens: Das Feld hat was Einnehmendes, gebe ich zu. Eine Zeitlang plante ich auch, Guru zu werden – meine Bewegung, die «Hare Huisseling Jünger», hätte Mitgliedern Lottogewinne, Liebesglück und besseres Wetter versprochen (ich hab meinen Berufswunsch dann geändert und wurde MvH/Kolumnist).

Die Scientology-Lehre ist, sagen wir, abgedreht: Es geht, verkürzt, um Ausserirdische, genannt «Thetane», die vor Millionen von Jahren auf die Erde gelockt, in einem Vulkankrater gefangen und in die Luft gesprengt wurden (seitdem werden sie in Menschenkörpern wiedergeboren). Hollywoodstars – darunter

«Die «Hare Huisseling Jünger» hätten Lottogewinne, Liebesglück und besseres Wetter versprochen.»

John Travolta und Tom Cruise – fanden das einleuchtend und setzten viel Zeit und Geld ein, um die verlernten Überfähigkeiten wiederzuerlangen und OTs («Operating Thetans», arbeitende Geister) zu werden. Schauspieler müssen nicht besonders intelligent sein, habe ich erfahren bei Treffen, sondern vor allem tun, was ihnen Regisseure sagen, nebenbei erwähnt.

Inzwischen gibt es «Zweitgenerations-Hollywood-Scientologen» (*New Yorker*), die vielleicht bekannteste ist Elisabeth Moss. Sie fiel zuerst

als kleine Sekretärin / kesse Werberin in der TV-Serie «Mad Men» auf, danach als June in «The Handmaid's Tale». Eine Rolle wie die der ungehorsamen Magd, die sich mit den Mächtigen eines unterdrückerischen Gottesstaats anlegt, würde man einer Scientologin nicht geben, nicht wahr? Aber genau darum geht es möglicherweise den Berühmtheiten-Scientologen z.o.

Kommendes Jahr werden wieder 700 Schweizer befragt, wovor sie sich fürchten – vielleicht sind Sekten, Pardon: religiöse Gemeinschaften, doch gefährlicher, als wir meinen. Und verdienen einen Eintrag im Angstbarometer.



UNTEN DURCH Gefährlicher Frauenanteil

Linus Reichlin

In den vergangenen Jahren ist der Anteil weiblicher Ministerinnen in den Regierungen Finnlands kontinuierlich gestiegen. 1987 betrug er 25 Prozent, heute jedoch sind 49,8 Prozent aller finnischen Regierungsmitglieder Frauen, inklusive der amtierenden Premierministerin. In Schweden wiederum wurde 2021 zum ersten Mal eine Frau Ministerpräsidentin. In Deutschland bekleidete 2013 zum ersten Mal eine Frau das Amt der Verteidigungsministerin, im Regierungskabinett der ersten weiblichen deutschen Bundeskanzlerin. Seither wurde das Amt der Verteidigungsministerin stets von Frauen ausgeübt. Seit 2021 ist nun auch eine Frau erste deutsche Aussenministerin. In der Schweiz stieg der Anteil der Frauen im Nationalrat seit 2015 um 10 Prozentpunkte auf 42 Prozent.

Dies alles sind sehr positive Veränderungen, aber mein Freund Bruno ist der Meinung, dass wir diese Entwicklung nun stoppen sollten, bevor es zu spät ist. Bruno sagt, er könne nicht

die Augen davor verschliessen, dass der historisch hohe Anteil von Frauen in Regierungspositionen statistisch mit der Tatsache korreliere, dass die Gefahr eines globalen militärischen Konflikts seit 1945 noch nie so gross gewesen sei wie heute. Das ist natürlich Quatsch. Ich sagte, statistisch gesehen, korreliere die historisch hohe Anzahl von Smartphones in Westeuropa ebenfalls mit der Gefahr eines Weltkriegs, da die Gefahr geringer gewesen sei, als es noch weniger Smartphones gab. «Oder nehmen wir an», sagte ich, «dass Ausserirdische seit zwanzig Jahren dein Körpergewicht kontrollieren. Dann würden sie feststellen, dass der historische Höchststand deines Gewichts exakt mit dem Überfall der Russen auf die Ukraine zusammenfiel.» – «Hm, ja», sagte Bruno, «mag schon sein. Trotzdem habe ich einfach irgendwie das Gefühl, dass da was schief läuft. Oder besser asynchron.»

Da allerdings hat Bruno recht. In der 31-köpfigen Putin-Regierung sitzen nur drei Frauen, und im russischen Parlament beträgt der Frauenanteil derzeit 17,2 Prozent, so wenig wie in der Schweiz vor dreissig Jahren. In China ist das siebenköpfige Komitee des Politbüros als höchste Machtinstanz des Landes ausschliesslich mit Männern besetzt. Unter den 25 Mitgliedern des erweiterten Politbüros befindet sich nur eine einzige Frau. «Und wir», sagte Bruno, «haben drei davon im Bundesrat, drei von sieben, das sind gefühlte 60 Prozent!» Bruno meint damit nicht, dass er selbst es so fühlt, sondern er befürchtet, dass Putin und Xi Jinping im Glauben leben, der Westen werde nur noch von Frauen regiert, also von Leuten, denen sie selbst höchstens das Kulturministerium anvertrauen, weil es ihnen egal ist, wenn ein paar alte Bilder kaputtgehen. Aber einer Frau die gesamte Landesverteidigung in die Hände zu legen, käme den Regierungsmännern in Moskau und Peking vor, als würden sie ihre Prostata von einem Nilpferd untersuchen lassen. Und ein bisschen hat man ja als alter westlicher weisser Mann dieses Gefühl schon auch, und deswegen befürchtet Bruno, dass Putin und Xi Jinping aus dem hohen Frauenanteil im Westen die falschen Schlüsse ziehen.

Genauso wie Bruno die falschen Schlüsse gezogen hat, als seine Ex-Frau Roswitha damals nach dem Scheidungsprozess zu ihm sagte: «Und jetzt möchte ich mich bei dir noch für

die Jahre unserer Ehe bedanken.» Er dachte, dass sie ihm einen letzten Kuss geben wollte, aber stattdessen knallte sie ihm eine. Ich selbst wurde in Denver, Colorado, mal von einer Frau im Park verprügelt, weil ich ihren Hund weggeschubst hatte. Und es war keineswegs so, dass ich als Gentleman nicht zurückschlug – ich traf nur nicht, sie aber schon. «Dein Wort in Gottes Ohr», sagte Bruno, «wir können nur hoffen, dass die Patriarchen im Osten kapieren, wie gefährlich Frauen sein können.»



FRAUEN Kate Bush, Monarchin Julie Burchill

England liebt seine Kates: Von Kate Moss über Kate Winslet bis Kate Middleton steht der Name für natürliche Attraktivität, Keckheit und Fröhlichkeit. Es passte gut zu den patriotischen Festlichkeiten anlässlich des Platinjubiläums der Queen, dass die ausgesprochen englische Kate Bush («Oh England, My Lionheart») auf Platz eins der iTunes-Charts kam, nachdem ihr Hit aus dem Jahr 1985, «Running up that Hill», in der vierten Staffel der populären Netflix-Serie «Stranger Things» vorgekommen war.

Kate Bush hat immer etwas Rätselhaftes an sich gehabt und sich über Hindernisse hinweggesetzt: 1978, während um sie herum der Punk tobte, gelang es der Neunzehnjährigen, als erste Sängerin mit einem selbstkomponierten Song («Wuthering Heights») auf Platz eins der britischen Hitparade zu gelangen, danach war sie die erste britische Solokünstlerin, die mit einem Album die britischen Charts dominierte, und die erste, die damit gleich auf Platz eins einstieg. In einem Business, in dem Frauen in hohem Mass wie Objekte behandelt werden, wurde sie, obschon sie ein schönes, noch nicht

zwanzigjähriges Mädchen mit ausgesprochen eigensinnigen Brustwarzen war, von Anfang an als Künstlerin ernst genommen. Vielleicht, weil sie von anderen Dingen als Sex oder Liebe sang: Die Songs von ihr, die einem wirklich unter die Haut gehen, sind eine Mischung von Fantasy und Albträumen.

Nach acht Alben, die alle Bestseller wurden, zog Kate Bush sich 1994 ins Privatleben zurück, heiratete, wurde Mutter und bewies damit (wie vor ihr Sade und Laura Nyro), dass das möglich ist. Manchmal kommt es einem ja vor, als dürften wir von unseren Idolen aus der Teenagerzeit nicht mehr erwarten, als dass sie nicht peinlich auffallen, sondern sich still zurückziehen und nur gelegentlich eine Stippvisite machen; wie alles andere hat Kate Bush auch das sehr gut gemacht, ohne einen Hauch von Verzweiflung oder Bedauern. Und als sie dann – zum ersten Mal nach 35 Jahren – beschloss, drei Wochen lang live in London aufzutreten, waren die Konzerte binnen einer Viertelstunde ausverkauft, wovon sie sich «überwältigt» zeigte.

Sie steht für ein Zeitalter, das unschuldiger und raffinierter zugleich war, eine Zeit, in der eine Frau sagen konnte (wie das Kate Bush über Theresa May getan hat): «Es ist toll, dass eine Frau dieses Land regiert», und dafür nicht gleich von woken Frauenfeinden in den Social Media als Hexe verbrannt wurde. Exzentrisch und schwer fassbar, könnte Kate Bush die alternative Monarchin eines mythischen Englands sein, als hätte König Artus mit Morgana ein Kind gezeugt, und so trägt sie auf stille, aber höchst belebende Weise zur Geschichte unserer Insel bei.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Wiedergeborener Marx

Moderator: Herr Schwab, worum ging es am diesjährigen Weltwirtschafts-Forum?

Klaus: Es heisst «Welt-Wirtschaftsforum».

Moderator: Aha. Und worum ging es da?

Klaus: Um den Kommunismus im 21. Jahrhundert.

Moderator: Also um den neuerlichen kommunistischen Irrweg Chinas?

Klaus: Der heutige chinesische Kommunismus ist ein Vorbild.

Moderator: Was ist am heutigen chinesischen Kommunismus besser als am früheren chinesischen Kommunismus?

Klaus: Die künstliche Intelligenz. Das Problem am früheren Kommunismus war bloss, dass er zu früh gekommen ist.

Moderator: Ich dachte, der Kommunismus sei an der Realisierung des Kollektivismus gescheitert.

Klaus: Genau. Die Aufhebung des Privateigentums war an und für sich richtig. Es gab lediglich logistische Probleme bei der Umverteilung. Mit künstlicher Intelligenz kann das Volkseigentum heute aber gerecht umverteilt werden. Die künstliche Intelligenz kann endlich lückenfrei bestimmen, wer was benötigt und was nicht.

Moderator: Und das war der einzige Mangel am Kommunismus?

Klaus: Wir gehen sogar noch weiter. Nach dem Privateigentum planen wir, auch die Privatgesundheit aufzuheben.

Moderator: Eine Kollektivierung der Gesundheit?

Klaus: Dank der künstlichen Intelligenz kann auch die Volksgesundheit endlich effizient verwaltet werden.

Moderator: Die künstliche Intelligenz bestimmt, wer krank und wer gesund ist?

Klaus: Die öffentliche Gesundheit ist eines der dringendsten Regierungsprobleme.

Moderator: Waren deshalb so viele Regierungsvertreter am WEF?

Klaus: Das WEF ist auch ein Welt-Regierungsforum.

Moderator: Das WEF ist auch ein Welt-Regierungs-Forum?

Klaus: Das WEF ist auch ein Welt-Regierungs-Forum?

Moderator: Das WEF ist auch ein Welt-Regierungs-Forum?

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Kunst der Erhaltung

Die Queen sitzt seit siebzig Jahren auf dem Thron.

Wie hat sich der Buckingham Palace in dieser Zeit verändert?



775 Zimmer: Monarchenresidenz in London.

London ohne Buckingham Palace ist etwa **L**so wenig vorstellbar wie England ohne Queen Elizabeth II. Seit sie 1952 nach dem Tod ihres Vaters Georg VI. als 26-Jährige Königin wurde, herrscht an dieser Adresse emsiges Kommen und Gehen. Die Queen und die Mauern um sie herum aber blieben. Beim Schreiben dieser Zeilen war sie siebzig Jahre und hundert Tage im Amt.

Obwohl das erste Haus am Standort im Stadtbezirk City of Westminster bereits um 1633 errichtet wurde, diente das Anwesen erst ab 1837 als offizielle Residenz der britischen Monarchen. Zwischenzeitlich war die Anlage zum Palast herangewachsen. Danach gab es weitere Veränderungen, die berühmte Hauptfassade zum Beispiel wurde 1913 vom Architekten Aston Webb gestaltet.

Die heutige Gesamtfläche beträgt zirka 77 000 Quadratmeter, der Buckingham Palace hat 775 Zimmer, davon 19 Staatsräume, 52 Schlafzimmer für die königliche Familie, 188 für die Angestellten, 78 Badezimmer und 92 Büros. Der Wert des Gebäudes wurde 2020 auf 1 bis 5,5 Milliarden Pfund geschätzt. Das Magazin *Architectural Digest* ging jüngst der Frage

nach, wie sich der Palast in der siebzig Jahre dauernden Regentschaft von Königin Elisabeth II. verändert hat. Und kommt zum Schluss: wenig. Irgendwie verwundert es nicht, dass die mittlerweile 96-jährige Monarchin auch hier Standhaftigkeit bewies. Ganz im konservativen Sinn gab es unter ihrer Ägide eigentlich bloss einen markanten Eingriff – jener der Erhaltung.

Hauptsache, repräsentabel

In den beiden Weltkriegen wurde der Buckingham Palace kaum in Mitleidenschaft gezogen. Der einzig grosse Schaden entstand an der Palastkapelle, die heute noch ruinenhaft zu sehen ist. Elisabeth II. und ihr Gatte Prinz Philip (1921–2021) nutzten diesen Standort und machten daraus 1962 die Queen's Gallery. Es entstand ein öffentlich zugänglicher Ausstellungsraum, wo bis heute Kunstwerke und Objekte aus der Royal Collection zu sehen sind.

Ansonsten sorgte sich die Queen – was die Innen- und Aussenarchitektur des Buckingham Palace betrifft – bisweilen vor allem darum, dass er repräsentabel bleibt.

Hanspeter Latour

Die Trainerlegende wurde mit dem «Gränni»-Video zur Kultfigur; in der Kölner Innenstadt stellte er einst einen Handtaschendieb. Auch heute gibt er noch Vollgas.

Weltwoche: Herr Latour, wie geht's?

Hanspeter Latour: Ich komme gerade vom Doktor. Ich war kürzlich im Emmental im hohen Gras unterwegs. Da muss mich eine Zecke gestochen haben. Jetzt muss ich Antibiotika nehmen. Aber das stehen wir durch.

Weltwoche: 2002 erlangten Sie mit Ihrem «Gränni»-Spruch als Trainer des FC Thun Kultstatus. Sie riefen nach einer Schwalbe eines Serviettens vor laufender Kamera zu Fifa-Schiri Urs Meier: «Das isch e Gränni, das isch nid normau, Herr Meier, dä grännet jedes Mau!» Werden Sie zwanzig Jahre später immer noch darauf angesprochen?

Latour: Ja, viel. Ich bin öfters mit dem ÖV unterwegs, das ist *gäbig*. Da ruft oft einer vom anderen Perron rüber: «Dä Gränni isch au ungerwägs!» Damals hiess es übrigens, der Latour sei ausgerastet. Das stimmt überhaupt nicht, sonst hätte ich ja nicht «Herr Meier» gerufen.

Weltwoche: Legendar ist auch die darauffolgende Szene, als Ihr Spieler Gil nach dem Torjubel zum 1:0 sein Leibchen nicht wieder anziehen konnte. Sie riefen: «Leged em doch s Liibli a, wenn er nid cha. Dä isch nid ganz bachä, und ihr pfluused da.»

Latour: Ja, das waren neuartige Leibchen mit einem schweissaufsaugenden Innenteil. Und: Für das Trikotausziehen gab's damals übrigens noch keine gelbe Karte.

Weltwoche: In der ganzen Aufregung danach waren Sie nicht ganz sicher, wer das Siegestor erzielt hatte. Sie sagten zu Ihrem ewigen Assistenten Thomas Binggeli: «Ischs dr Gil gsii?»

Latour: Ja, es war so ein *Gnuschli*-Goal.

Weltwoche: Unvergessen bleibt auch die Szene, in der Sie in der Kölner Innenstadt als Trainer des 1. FC einen Dieb stellten, der einer 77-jährigen Dame die Handtasche geklaut hatte...

Latour: Ja, so konnten wir der Dame die 1600 Euro zurückgeben. Kürzlich hielt ich im Insel-

spital Bern auf der Bewachungsstation einen Vortrag vor Polizisten. Am Schluss enthüllte der Chef eine Folie, auf der stand: «Latour jagt Räuber in Köln». Er sagte dann zu mir: «Einen Revolver kann ich Ihnen nicht geben, dafür aber Handschellen, damit können Sie uns die Räuber auf den Posten bringen.»

Weltwoche: In Deutschland schrieben die Medien zu Ihrer Kölner Zeit, Sie würden daheim auf einem Gestüt leben. Wie kam's dazu?

Latour: Ich sagte mal: Wenn ich daheim in Innereriz am Morgen aufstehe, schaue ich als Erstes zu den Hengsten. Darauf schrieb ein Journalist, dem Latour müsse es gutgehen, der habe zu Hause ein Gestüt mit Hengsten. Mit den Sieben Hengsten meinte ich den Bergkamm gleich hinter unserem Haus. Nach diesem Artikel erhielt ich Einladungen für Pferdeauctionen bis nach Süddeutschland.

Weltwoche: Am Pfingstsonntag 2017 riefen Sie mich an und erzählten: «Bei uns ist der Bär los!» Ich musste nachfragen, worum es ging...

Latour: Ja, der Bär wurde bei uns erstmals seit 194 Jahren wieder gesehen. Oben am Ramsgrind, keine 700 Meter Luftlinie von uns entfernt. Ein Bewirtschafter einer Schafalp, den ich sehr gut kenne, konnte ihn fotografieren.

Weltwoche: Auch Sie sind viel mit der Kamera in der Natur unterwegs. Immer noch voll im Saft?

Latour: Ich gebe noch Vollgas. Sicher dieses Jahr, im nächsten Jahr schauen wir dann weiter. Soeben ist mein neustes Buch, «Biodiversität», erschienen, mit 365 Geschichten vom 1. Januar bis zum 31. Dezember.

Weltwoche: Und der Fussball ist weit weg?

Latour: Ja, ich verfolge den Fussball nur noch aus der Distanz.

Weltwoche: Wie feierten Sie letzte Woche Ihren 75. Geburtstag?

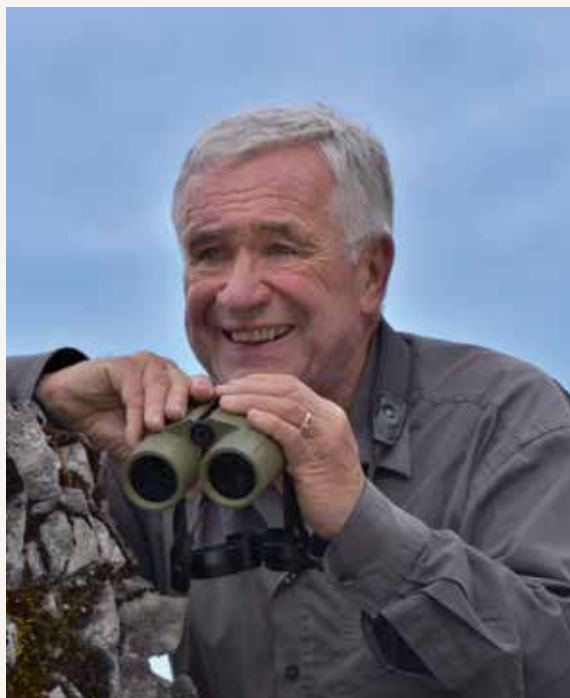
Latour: Meine Frau Tilde und ich, wir sind beide gleich alt, machten an den Geburtstagen bisher nie grosse Feste. Doch weil wir dieses Jahr am 26. Juli auch unseren 50. Hochzeitstag feiern, werden wir wohl für einmal dick reinliegen, mit Schnitzel, Pommes frites oder so...

Max Kern



«Das stehen wir durch»: Trainer Latour, 2002 und heute.

Der ehemalige YB-Goalie Hanspeter Latour, Jahrgang 1947, stieg als Trainer mit dem FC Thun 2002 in die höchste Spielklasse auf. Später trainierte er unter anderem Rekordmeister GC und den 1. FC Köln. Zuletzt trat er als Experte im Schweizer Fernsehen auf.



Kunterbunte Weltküche

Igniv by Andreas Caminada, Grand Resort Bad Ragaz, Bernhard-Simon-Strasse, Bad Ragaz. Tel. 081 303 30 35. Montags und dienstags geschlossen

Man kann sich in der gehobenen Gastronomie leichtere Aufgaben vorstellen, als im «Igniv by Andreas Caminada» in Bad Ragaz die Nachfolge von Silvio Germann als Küchenchef anzutreten. Der erst 29-jährige Joël Ellenberger ist das offensichtlich einigermaßen unerschrocken angegangen, weder die achtzehn Punkte und zwei Sterne, die sich sein Vorgänger erarbeitet hat, noch dessen fast schon unheimlich hohe Sympathiewerte haben den jungen Koch, der zuvor unter anderem im Zürcher Hotel «Baur au Lac», im «Brenners» in Baden-Baden und natürlich auf Schloss Schauenstein arbeitete, abgeschreckt. Die ersten Kleinigkeiten des ersten Menüs sind schon gut, aber mit den ersten Vorspeisen geht – bild-



lich gesprochen – die Türe auf, und strahlendes Licht strömt herein: Mit souveräner Leichtigkeit kombiniert sich Ellenberger durch eine kunterbunte Mischung aus der Weltküche, wo Foie gras als Terrine mit hauchfeinen Schokoladeschichten Platz hat neben einem gebratenen weissen Spargel mit knusprigem Shiso-Blatt, getrocknetem Eigelb und einer Beurre blanc, welcher die komplexe Säure von fermentiertem Spargel eine zusätzliche Ebene gibt. Fast schon genial ist das auf dem Ceviche-Prinzip aufgebaute Gericht

mit Goldbrasse, einer leichten Zitrus-Vinaigrette, Bittersalaten und Jalapeño, bei dem eine erstaunliche geschmackliche Breite eröffnet wird – Süsse, Säure, Schärfe und Bitterkeit laufen wie Wasserfarben ineinander, um dann ein Bild voller Abwechslung zu werden.

Einem gebratenen und am Tisch sanft geräucherten Kaisergranat gibt der neue «Igniv»-Küchenchef mit Harissa und Kimchi Würznoten aus dem Orient und Asien mit; rustikal, aber mit Raffinement gelingt der gepökelte und geschmorte fest-fleischige Schweinenacken mit Zwiebeln. In der nächsten kleinen Schale liegt knusprig-saftiges Poulet mit Morcheln. Was immer auf den Tisch kommt, hat Kraft, bei gleichzeitiger aromatischer und feinnuancierter Balance, und ist – Gericht für Gericht – vor allem ein grosses Vergnügen zum Essen.

David Schnapp ist Autor beim Gault&Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Das Kleine bleibt klein nicht

Château Poitevin. Cru Bourgeois Médoc 2016. 13%. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 16.16. www.daniel-vins.ch

Als René Poitevin im fernen Jahr 1950 sein Château Poitevin gründete, war die Bezeichnung «Schloss» etwas kühn für das kleine Familiengut von gerade mal zwei Hektar im nördlichsten Médoc. Die Trauben wurden an lokale Kooperativen verkauft; Poitevin konnten auch ausgesuchte Bordeaux-Enthusiasten nicht kennen. Heute führt sein Enkel Guillaume mit seiner Frau Natasha den Betrieb. Er übernahm 1991, wurde 2003 Mitglied der «Alliance des Crus Bourgeois du Médoc», gewann 2012 gar (unter immerhin 164 Konkurrenten) die «Coupe des Crus Bourgeois du Médoc», wurde 2018 in den Rang eines «Cru Bourgeois Supérieur» promoviert. Heute bewirtschaftet er 41 Hektar mit Cabernet Sauvignon, Merlot, ein bisschen Petit Verdot und etwas Weissen, seit 2021 alles in Umstellung auf Bioproduktion.

Wer heute, auch unter sogenannt gewöhnlichen Bordeaux-Liebhabern,



Poitevin übersieht, ist selbst schuld. Dass der Wein, auf den die schöne Zeile Brechts zutrifft («Das Grosse bleibt gross nicht und klein nicht das Kleine»), noch immer eine Art Geheimtipp ist, liegt an einem für die Verhältnisse im Weingeschäft bezeichnenden Umstand: Er ist zu günstig. Er steht im Ruch eines «Schnäppchens». Was günstig ist, kann nicht gut sein: Alle wissen, dass die Relation Preis-Qualität beim Wein aus der Balance ist, aber kaum jemand zieht die Konsequenzen daraus.

Ich rate, einen Teil des angesichts eines Preises von Fr. 16.16 pro Flasche vielleicht etwas grosszügiger beschafften Château Poitevin zu einem Test einer Runde von Freunden vorzusetzen, blind aus der Karaffe (ein bisschen Luft kann auch der 2016er

ohnehin noch brauchen). Das Resultat wird alle Gäste verblüffen. Dieser Cru Bourgeois aus einem zum Teil schwierigen, im Resultat aber exzellenten Jahrgang (generell etwas eleganter und subtiler als sein ebenfalls exzellenter, aber wuchtigerer, im Auftritt etwas mächtiger-prächtigerer Vorgänger – 2015 und 2016 sind im Bordelais eine Doublette wie 2010 und 2009) – diese Cuvée Château Poitevin (55% Merlot, 40% Cabernet Sauvignon, 5% Petit Verdot) ist zugegeben kein Superlativ wie die Nobilitäten aus Pauillac oder Saint-Estèphe. Aber er ist mit seiner subtilen, soliden Struktur ungleich mehr als das, was man «Wein für alle Tage» nennt. Intensiv fruchtig in der Nase (Kirschen, Brombeeren, würzige Aromen), am Gaumen, bei aller Eleganz, doch auch gewichtige erdige Noten (etwas Leder, eine Spur Kaffee, Tabak, Vanille auch vom Ausbau in 30 Prozent neuem Holz); subtile, weiche Tannine, perfekte Säure: alles in allem ein sehr frischer, aber auch substanzieller, ein erfreuliches Alter versprechender Wein. Und jedenfalls einer, der seinen Preis schlagend widerlegt.

Leiser, leichter Prinz

Der Jeep Compass mit Benzin-Elektro-Antrieb macht Reisen angenehm und Abenteuer möglich.



Bei der Frage, welches Auto für einen passend sein könnte, scheint mir die Grösse ziemlich wichtig zu sein. Sehr gross ist zwar meistens angenehm, wenn man in Bewegung ist, aber sobald das Ziel in Sichtweite rückt und ein Parkplatz gesucht oder eine Garage angefahren werden soll, kommt Unruhe auf. Vielleicht ist es eine Alterserscheinung, aber je länger, je mehr möchte ich entspannt unterwegs sein.

Mit dem Jeep Compass PHEV reiste ich kürzlich ins Elsass. Auf den Autobahnen und Landstrassen ist der Compass ein sehr gutabgestimmtes, angenehmes Fahrzeug mit schöner Übersicht. Der Abrollkomfort ist hoch, die Sitze straff und bequem, die Geräuschdämmung für ein Auto dieser Klasse ausgezeichnet, Bremsen und Fahrwerk sprechen für ein solide konstruiertes SUV mit den idealen Abmessungen. Der Innenraum ist geräumig genug für vier Fahrgäste und etwas Gepäck, die Aussenmasse wiederum halten einen auch bei der Durchquerung von kleinen Bauerndörfern mit engen Strassen konstant in diesem angenehmen Zustand des entspannten Reisens, der – wie ich meine – eben eine Frage der Autogrösse ist.

Natürlich bietet zum Beispiel ein Jeep Grand Cherokee noch etwas mehr Komfort und auch Leistung, aber als kleiner Prinz ist der Compass eine gute Wahl. Der Plug-in-Hybrid-Antriebsstrang ist aus einem Vierzylinder-Turbomotor und einem Elektromotor an der Hinterachse konstruiert, eine Batterie mit 11,4 kWh Kapazität ermöglicht theoretisch bis zu 47 Kilometer

rein elektrische Reichweite. Im Nahverkehr ist man damit sehr sparsam und leise unterwegs – auch das übrigens ein wichtiger Faktor für das entspannte Reisen. Und weil der Jeep Compass trotz aufwendiger Antriebstechnik nicht zu schwer wird, ist etwa die elektrische Reichweite mit rund 40 Kilometern nahe am angegebenen Wert. Und wenn es sein soll, hat der Compass natürlich auch die Ausrüstung für ein kleines Abenteuer abseits befestigter Strassen.

Es gibt an diesem kompakten SUV aus der Mittelklasse nicht viel auszusetzen. Wenn ich Verbesserungsvorschläge machen dürfte, würde ich das etwas unübersichtliche zentrale Display nennen wollen. Und auf der Autobahn, wenn man gewissermassen im Relax-Modus mit Abstandstempomat fährt, fehlt dem Zusammenspiel der beiden Motoren mit dem Automatikgetriebe und dem Radarsystem bisweilen die nahtlose Harmonie. Aber vielleicht hatte ich mich einfach so an die angenehme Reiseruhe im Compass gewöhnt, dass selbst kleine Abweichungen davon sofort auffallen. Insgesamt aber bekommt man mit dem Jeep Compass 4xe Plug-in-Hybrid sehr viel Auto fürs Geld – und eine Garantie für entspanntes Reisen.

Jeep Compass 4xe Plug-in-Hybrid Limited
 Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner, E-Motor, 8-Gang-Automatik, Allrad; Leistung: 240 PS / 177 kW; Hubraum: 1332 ccm; max. Drehmoment: 270 Nm / 1850 U/min; Batterie: 11,4 kWh; Verbrauch (WLTP): 2,0 l/100 km; elektr. Reichweite: 47 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: Fr. 53 500.–



OBJEKT DER WOCHE

Top Gun am Handgelenk

IWC Top Gun Edition
 Ab Fr. 8900.–

Mit dem Film, dessen zweiter Teil gerade über die Kinoleinwände donnert, hat diese Uhr nichts zu tun. Namensgeber aber war in beiden Fällen die Elite-Jagdflugschule Top Gun. Noch berühmter als die amerikanische Kampfpilotenschmiede ist die Schaffhauser Uhrenwerkstatt International Watch Company, kurz IWC. Notabene war es ein Amerikaner, Florentine Ariosto Jones, der das Unternehmen 1868 gründete.

Fliegeruhren stellt IWC schon seit 1936 her, ab 2007 kamen Top-Gun-Modelle dazu. 2018 dann lancierten die Schweizer Uhrmacher die «Strike Fighter Tactics Instructor», die sie ausschliesslich für Absolventen der Piloten-Akademie fabrizierten. Darauf folgte die Top-Gun-Edition «SFTI», jetzt für den zivilen Gebrauch, die in einer limitierten Auflage von 1500 Stück auf den Markt kam. Mittlerweile sind bei IWC weitere Top-Gun-Varianten in verschiedenen Farb- und Materialkombinationen zwischen 8900 und 11 000 Franken erhältlich.

Die United States Navy Fighter Weapons School, so der eigentliche Name von Top Gun, wurde von den Amerikanern 1969 ins Leben gerufen. Sie war als Massnahme zur Verbesserung der dürftigen Leistung der US-Kampfpiloten im Vietnamkrieg gedacht. Schauspieler Tom Cruise, der mit seinem Film 1986 den Namen der Schule weltbekannt machte, trägt die Top-Gun-IWC übrigens – noch – nicht am Handgelenk.

Benjamin Bögli



Velounternehmer Thömu Binggeli, ZSC-CEO
Peter Zahner, Bernexpo-Präsident Peter Stähli.



«Ein Genie»:
SP-Nationalrätin Jacqueline Badran.



Radio- und TV-Pionier Roger Schawinski,
Das-Zelt-Chef Adrian Steiner.



Valora-Präsident Franz Julen,
Air-Zermatt-CEO Gerold Biner.



«Ich liebe unser Nachbarland»: Österreichs Ex-Kanzler Sebastian Kurz (M.) im Podiumsgespräch mit dem SEF-Moderationsduo Urs Gredig und Carolin Roth.

BEI DEN LEUTEN

Viel Zuversicht in Interlaken

Am familiären Swiss Economic Forum (SEF) trafen sich über eintausend Führungskräfte.

André Häfliger

Österreichs Ex-Kanzler **Sebastian Kurz** sprang für den deutschen CDU-Chef **Friedrich Merz** ein. «Das habe ich noch so gerne gemacht, denn ich liebe unser Nachbarland», sagte der ÖVP-Politiker. Die Schweiz sei ein herausragendes Land, ein Schatz innerhalb Europas: «Wer weniger Kooperation mit dieser Nation zulässt, schneidet sich ins eigene Fleisch.» Putins Ukraine-Krieg habe er «definitiv nicht kommen sehen». Kurz zur Neutralität: «Sie bedeutet, militärisch nicht einzugreifen. Es heisst aber nicht, dass man keine Meinung hat.» Die Korruptionsvorwürfe, die ihn zum Rücktritt vom Kanzleramt zwangen, schmetterte er abermals ab. Seine jetzige «Aufgabe in der Privatwirtschaft» mache ihm grossen Spass, genauso wie das kürzlich geborene Baby. Sagte es, gratulierte SEF-Moderator **Urs Gredig** noch zum 52. Geburtstag – und rauschte wieder davon.

Bundespräsident **Ignazio Cassis** eröffnete das Forum und äusserte sich zur Wirtschaft: «Klar, es gab Rückschläge, aber insgesamt ging es aufwärts.» **André Lüthi**, CEO des Reiseveranstalters Globetrotter: «Wir mussten 170 Stellen streichen.

Aber jetzt gibt es wieder Orte, wo wir zu wenig Personal haben. Ich bin vorsichtig optimistisch.» Optimistisch ist auch Jura-CEO **Emanuel Probst**: «Wir geben Vollgas und eröffnen noch in diesem Monat in unserem Hauptsitz den Jura-Campus, ein hochmodernes Forschungszentrum.»

Martin Nydegger, Chef von Schweiz Tourismus, war ebenfalls in bester Stimmung: «Unsere Kampagne mit **Roger Federer** verzeichnet über hundert Millionen Views. Sensationell!» Weniger Sensationen an den Börsen: Der SMI verlor bis Ende Mai 9,3 Prozent, der Nasdaq fast 23! SIX-CEO **Jos Dijsselhof**: «Kühlen Kopf bewahren. An der Seitenlinie bleiben und zurückkommen, wenn es wieder besser läuft.» Das tat **Roger Schawinski** schon immer. Vor 48 Jahren gründete er den «Kassensturz», vor 43 Jahren vom Pizzo Groppera aus Radio 24, das erste Privatrado. «Ein Genie», schwärmte Nationalrätin **Jacqueline Badran**. Sie ist zurück nach drei Monaten Auszeit: «Das tat gut!» Unternehmensberater **Christian Gartmann** braucht das nicht. Er sagt: «Es gibt keinen Grund zum Jammern, andere jammern besser.»



Schweiz-Tourismus-CEO Martin Nydegger, SBB-Präsidentin Monika Ribar.



Audi-Markenchef Dieter Jermann und Amag-CEO Helmut Ruhl vor dem Audi A6 e-tron concept.



Globetrotter-CEO Lüthi, Unternehmerin Patrizia Laeri, Luzern-Tourismus-Direktor Marcel Perren.



SEF-Chefin Corine Blesi, NZZ-CEO Felix Graf.



Ex-Mövenpick-Konzernchef Guido Egli, Unternehmerin Sarah Model, Jura-CEO Probst.



Gäste im Berner Oberland: Bauunternehmer Thomas Frutiger, Sprüngli-Chef Tomas Prenosil.



Eventmanager Schoscho Rufener, Unternehmer Roland Brack, Nationalrat Albert Rösti.

Normcore



Schweizerisch neutral: neues Trikot der Nati.

Für die Fussball-WM in Katar (Männer) und die -EM in Grossbritannien (Frauen) präsentierte Puma unlängst das Trikot der Schweizer Nati. Der Sportartikelhersteller beruft sich mit dem Design auf die «Generation von Spielern, die in den neunziger Jahren erneut die Bühne des Weltfussballs betraten». Das Signalrot, der V-Ausschnitt mit den rot-weissen Bördchen sowie die Querstreifen, die von der Schulter-

partie bis oberhalb der Brust durch unterschiedliche Breiten eine Art Verlauf bilden, sind neben Schweizerkreuz, Hersteller-Logo, Verbandszeichen und Spielernummer die zentralen Elemente. Optisch wirkt das Trikot neutral, unauffällig; der Retro-Look ist frei von Ironie. Natürlich gibt es kein Statement beziehungsweise Nicht-Statement in der Mode, das von der Industrie nicht ausgebeutet würde – so wie die Durch-

schnittlichkeit, die sich seit knapp zehn Jahren als Modethema etablierte und als «Normcore» etikettiert wurde. Coolness durch bewusste Unauffälligkeit ist das Thema. Bleibt zu hoffen, dass sie das Selbstbewusstsein der Teams unterstützt.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Mein Mann und ich wollen etwas Abenteuer in unser Sexleben bringen. Empfehlen Sie den Gang in einen Swingerklub? W. S., Zürich

Hm, diese Frage würde ich mit einem klaren Ja beantworten. Im Prinzip sind Swingerklubs etwas Ausgezeichnetes: Sie regen die Fantasie an, geben viele Möglichkeiten, um zu erleben, wie andere Menschen Sex haben, die Stimmung ist sehr aufgeheizt und erotisch – kurzum: Es ist ein Erlebnis, das durch den ganzen Körper geht. Sowohl Geruch, Geschmack und Gedanken, alles wird angeregt.

Nun ist es aber so, dass man den Besuch im Swingerklub unbedingt in Ruhe vorbesprechen muss. Ihr solltet abmachen,

wer welche Erwartungen und Wünsche, wer welche Sorgen und Ängste hat und welche Rechte ihr beide habt. Aus meiner Sicht ergibt es durchaus Sinn, beim ersten Besuch nicht in Interaktion mit anderen zu treten, sondern erst mal die Szenen auf sich wirken zu lassen. Und dass ihr abmacht, dass ihr nach Hause geht, wenn es jemandem von euch zu viel wird oder einer von euch es sich anders vorgestellt hat. Zu Hause gilt es dann natürlich, das Erlebte in Ruhe nachzubespochen. Und: Lieber einmal zu früh nach Hause gehen, um die Lust aufrechtzuhalten und wieder motiviert zu sein für den nächsten Besuch.

Erst in einem zweiten Schritt – und wenn ihr es euch zutraut – ist es sinnvoll, in Inter-

aktion mit anderen zu treten. Auch dann solltet ihr abmachen, wie und was möglich ist und was nicht. Niemand soll überfordert werden oder sich aus dem Moment heraus zu etwas überreden lassen, das sie/er im Nachhinein bereuen könnte. Wenn ihr den Besuch im Swingerklub also achtsam plant und bewusst gemeinsam entscheidet, dies in eure Sexualität zu integrieren, dann probiert es unbedingt aus.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

AUF EINEN APERITIF MIT ...

James Koch

Der Partner und Executive Director der Galerie Hauser und Wirth über neue Ideen und die Zukunft der Art Basel.

Fast 300 Aussteller zählt die wichtigste Kunstmesse der Welt, 60 000 Besucher gingen vergangenes Jahr hin, 93 000 waren's vor der Pandemie. Am 16. Juni beginnen die Publikumstage, zuvor finden die *private days* statt, für *VIP only*. Mit solchen wichtigen Leuten beziehungsweise Kunstsammlern hat James Koch, 48, Partner sowie Executive Director der Schweizer «Mega-Galerie» (*New York Times*) Hauser und Wirth (H&W) oft zu tun. Wir treffen uns im «Monocle Café» im Zürcher Seefeld, bloss wenige hundert Meter von seinem Arbeitsplatz an der Rämistrasse entfernt, zu einem Apéro mit biologischer Limonade.

Koch, von Haus aus Rechtsanwalt, spricht wohlmeinend über Kunstmessen im Allgemeinen und die Art Basel im Besonderen. «Sich wieder zu treffen und die ausgestellten Werke physisch sehen zu dürfen, tut gut», sagt er und erinnert daran, dass während der Pandemie Galerien und Messen geschlossen waren. Doch die sogenannten Online Viewing Rooms (OVR), also Kunstwerk-Präsentationen im World Wide Web, betrachte er als notwendige Ergänzung. «Wir sehen die Zukunft <phygital>, als ein Miteinander der zielführendsten digitalen und physischen Möglichkeiten», sagt er und verwendet den Begriff, mit dem sein Chef Iwan Wirth die gegenwärtige Strategie und das Agieren der Galerie beschreibt. In den vergangenen zwei Jahren habe sich die Besucherzahl auf der H&W-Website verdoppelt, und, erfreulich ebenfalls, «bis zu 80 Prozent der Nutzer unserer Online-Ausstellungen sind neue Besucher».

Bald in Paris

Im laufenden Jahr fahre man die Messetätigkeit um 50 Prozent herunter, sagt er weiter. Das heisst, die Galerie nimmt noch an zirka zehn Veranstaltungen teil. Einer der Gründe für die neue Zurückhaltung sei der *carbon footprint*, die Umweltbelastung, die durch die Anreise von Sammlern und Mitarbeitern sowie den Transport der Werke et cetera entsteht. Und, natürlich, auch die damit verbundenen Kosten. Diese belaufen sich für die grössten Galerien mit Ständen plus Auslagen für *wining and dining* der



«Basel ist für die Art aufgestellt»: Galerist Koch.

Sammler und so weiter auf gegen eine halbe Million Franken je Veranstaltungsort.

In der *Financial Times* wird Hauser und Wirth als «Marktplatz der Ideen» beschrieben. Und von einem solchen darf man mehr erwarten als einen, zugegebenermassen, schicken Stand in einer Messehalle – vergangenen Sommer öffnete die Galerie ihre sechzehnte Niederlassung, ein eigenes Museum auf Menorca (inzwischen kam ein Schauraum an der Bahnhofstrasse in Zürich dazu und demnächst folgt ein *palais* in Paris).

Noch aber schreibt Koch den Entwurf der Messe nicht ab. Für «gut gemachte, richtig aufgestellte Anlässe» sehe er durchaus eine Daseinsberechtigung. Dennoch ist die Zukunft, wie immer, unsicher. Die der Art Basel in Basel vielleicht noch ein wenig unsicherer: James Mur-

doch, der neue Grossaktionär der MCH Group, der Firma, die die Art Basel betreibt, veranstaltet ab diesem Herbst auch eine Art Basel Paris. Die Möglichkeit, dass dann bald einmal die Schau in der europäischen Grossstadt dem Event in der drittgrössten Schweizer Stadt den Rang ablauft, ist nicht einfach zu bestreiten.

Gute Nacht Basel, *bonjour* Paris also? Koch ist anderer Meinung. Die Art in Basel zählt für ihn zu den Schauen, die es noch lange geben dürfte. «Basel ist für die Art aufgestellt», sagt er. Hoffentlich behält er recht. Obwohl er, sagen wir, nicht ganz unparteiisch ist: Er lebt zwar schon lange in Zürich, ist aber eigentlich Basler. Und, so sieht's aus, seiner Stadt verbunden geblieben.

Mark van Huissing

Es werde Licht

Wer sind die kommenden Pioniere? Bertrand Piccard, Spross der Forscher-Familie und Innovator, hat bei Paris ein Unternehmen entdeckt, dessen Gründerin Grosses vorhat.

Beat Gygi

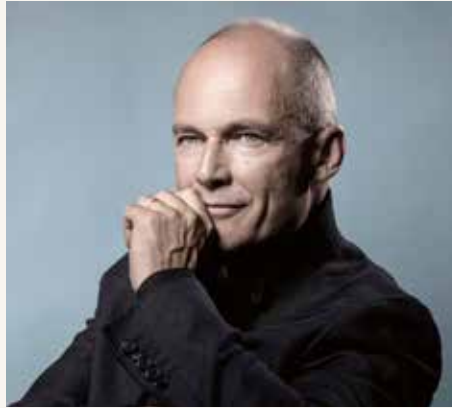
Sie bringt Licht ins Dunkel, ohne Batterie, biologisch produziert, ohne Chemie... na ja, vielleicht doch mit ein wenig Chemie. Die französische Industriedesignerin Sandra Rey hat sich quasi mit der Natur zusammengetan, um neue Beleuchtungsquellen zu schaffen, zu komponieren, sie macht sich die Natur zunutze, um auf neue Art Licht in die Städte zu bringen.

Was ist ihre Idee? «Wir erforschen das natürliche Phänomen der Biolumineszenz und suchen es für die Menschen nutzbar zu machen», sagt sie im Gespräch. «In unseren Labors arbeiten wir mit verschiedenen Organismen, die Licht erzeugen können.» Etwas überspitzt könnte man von einer Domestizierung von Bakterien sprechen, einer Art Nutztierhaltung – nur dass es eben Mikroorganismen sind, die man in den Dienst der Menschheit stellt. Ein Landwirt würde sagen, Sandra Rey bewirtschaftete einen Stall – einen supermodernen.

Wie die Glühwürmchen

Alle kennen die Glühwürmchen, die nachts plötzlich aufscheinen. Gleiches tun viele Bakterien, vor allem auch tief im Meer, und jetzt muss man sich vorstellen, grosse Mengen davon zusammenzufassen und in ihrer Leuchtkraft zu regulieren – fertig ist die Beleuchtung von morgen. Das ist Sandra Reys Vision. Sie sieht sich in einer Historie. In der Medizin sind Illuminationen seit langem als Marker bekannt, die Römer benutzten leuchtende Insekten wie Taschenlampen, und im Zweiten Weltkrieg dienten Leuchtorganismen auf Flugzeugträgern als Orientierungshilfe.

Sie erklärt: «Die konventionelle Beleuchtung ist heute verantwortlich für 5 Prozent der globalen Treibhausgasemissionen», das wolle man wegputzen. Ein wichtiger Karriereschritt gelang ihr 2013, als sie einen Wettbewerb in Biologie gewann, bei dem die Harvard University in Partnerschaft dabei war. «Da entdeckten wir das Potenzial der Biolumineszenz», sagt sie, diese dienstfertigen Lebewesen, die Licht produzierten mit Hilfe ihrer speziellen Gene und innerlichen Prozesse. Das habe sie dazu gebracht, dies als Technologiezweig zu er-



«Intelligent und interessant»: Abenteuerer Piccard.

Der Lausanner Flugpionier Bertrand Piccard, 64, umrundete 1999 als erster Mensch die Erde nonstop in einem Ballon. Seither treibt er unter anderem mit Solar Impulse die Entwicklung der Solarenergie voran. Über Sandra Rey sagt er: «Wir stiessen während unserer #1000Solutions-Challenge auf sie. Rey ist wie ihr Unternehmen Glowee: intelligent und interessant. Glowee liefert Licht durch Biolumineszenz dank lebenden Bakterien, deren Herstellungskosten und Umweltauswirkungen viel geringer sind als die von LEDs. Sandra Rey ist in ihrem Bereich eine Pionierin.»

forschen, und sogleich habe sie gefühlt, dass das ein Thema von globaler Bedeutung sei. «Wir beschlossen dann, auf diesem Gebiet weiterzuarbeiten», meint sie. Was heisst «wir»? «Zunächst ich und eine Mitarbeiterin. Heute sind wir in unserer Start-up-Firma fünfzehn Leute.» Sie ist Gründerin und Chefin der Firma Glowee, 2014 gegründet, mit Sitz bei Paris.

Das Geld hat sie zu einem wesentlichen Teil als Finanzierung durch Private zusammengebracht. Einiges brachte Crowdfunding, und

an gemütlichen Informationstreffen für Investoren, wie im französischen Fernsehen zu sehen war, sagten auch viele junge Leute Unterstützung zu. Rund 1500 private Investoren sind laut Rey an Bord, ein Drittel der Mittel komme zudem aus Forschungs-Grants der EU.

Kunst muss geübt sein

«Wir haben nun drei Jahre am Realisieren praktikabler Lösungen gearbeitet», sagt sie. Im nächsten Herbst wolle man ein Pilotprojekt starten, das der erste Test für diese Beleuchtungseinrichtungen unter realen Bedingungen sein soll. «Unser Ziel ist die Anwendung in Städten», erklärt sie: als direkte Beleuchtung von Strassen oder Plätzen, aber auch als Hintergrund- oder Umgebungslicht, das neue, vielfältige Eindrücke erzeugen könne. Ganz unterschiedliche Lichtatmosphären von bedeutender emotionaler Wirkung sollen möglich werden. Rey: «Eine neue Philosophie der Beleuchtung wollen wir erschaffen, die auch soziale Aspekte und Sicherheitsbedürfnisse berücksichtigt, anpassbar ist.» Zudem komme dies der Biodiversität zugute, da die Lichtquellen ja lebendig seien.

Heisst lebendig, dass man sie auch erziehen oder züchten kann? «Ja, züchten ist eine der wesentlichen Methoden zum Verbessern des Produkts», sagt sie. «Es handelt sich zumeist um Meeresbakterien mit natürlicher Biolumineszenz, die schon gut ist, aber wir suchen diese in den Labors zu verbessern, die Intensität zu erhöhen, um ein noch effizienteres Licht zu erhalten.»

Industrielle Reife ist laut Sandra Rey aus zwei Gründen nicht so einfach zu erreichen: Erstens seien Bakterien bezüglich Lichterzeugung in der Natur an eine biologische Funktion gebunden, also nicht gedacht, um Städte zu erleuchten. Zweitens kämen viele dieser Bakterien aus der Tiefe der Ozeane, seien also an ganz andere Bedingungen angepasst als in der Zivilisation, wo Druck oder Temperatur ganz anders seien. Eine Umpolung zur Anwendung für zivile Zwecke sei deshalb eine Kunst, die man jetzt üben müsse. «Wir haben die Stadt Rambouillet bei Paris gewonnen, um unser erstes Projekt in realer Umgebung auf den Weg zu bringen.» Licht an.



«*Neue Philosophie der Beleuchtung*»: Forscherin Rey, 31.

Dr Eidgenoss, Musiker

Der Mundartsänger wählt die Partei der Ehrlichen und Aufrechten, einen schönen Sommerabend würde er gerne mit Tina Turner verbringen, und er glaubt, dass es das Schönste ist, älter zu werden.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Dr Eidgenoss: Ein bescheidener Mensch.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Dr Eidgenoss: Out- und indoor.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Dr Eidgenoss: Genug, um den anderen ihren verdienten Lohn zu gönnen.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Dr Eidgenoss: Vor intoleranten, respektlosen Menschen.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Dr Eidgenoss: Freudenstränen bei der Geburt meines Sohnes.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Dr Eidgenoss: Ehrlichkeit.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Dr Eidgenoss: Jeder, der eine Fehlbesetzung ist.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Dr Eidgenoss: Jemand, der in dieser schwierigen Zeit mit Weisheit, Weitblick und Sozialkompetenz agiert.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Dr Eidgenoss: Feschi.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Dr Eidgenoss: Das Schönste ist doch das Älterwerden.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Dr Eidgenoss: Die Partei der Ehrlichen und Aufrechten.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Dr Eidgenoss: Ja.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Dr Eidgenoss: Vor dem zweiten Mal.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Dr Eidgenoss: Meinen Charme.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Dr Eidgenoss: Manchmal nehme ich ein Glas zu viel.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Dr Eidgenoss: Probleme zu lösen, wenn sie da sind.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Dr Eidgenoss: Wenn sie auf einem Gleis steht und der Zug kommt, auf jeden Fall.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Dr Eidgenoss: Wegen dem Dreiminuten-Ei.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Dr Eidgenoss: Das Gesetz für eine waffenlose Welt, ausser Wasserglace-Raketen, die sollten natürlich weiterhin erlaubt sein.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Dr Eidgenoss: Wenn ich bedrängt werde.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Dr Eidgenoss: Meine Familie und meine Freunde.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Dr Eidgenoss: Jeden Tag 22 Stunden lang.



«Traum vom ewigen Frieden»: Dr Eidgenoss, 42.

Dr Eidgenoss: Den Traum vom ewigen Frieden.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

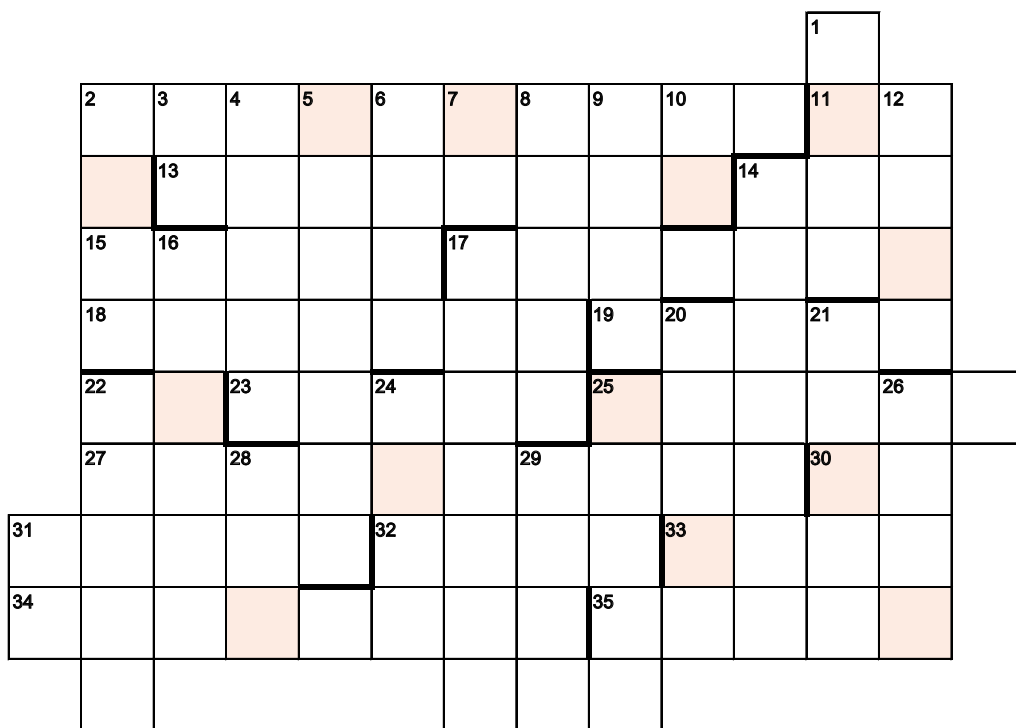
Dr Eidgenoss: Rein gar nichts.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Dr Eidgenoss: Mit Tina Turner.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Der Nidwaldner Dr Eidgenoss, bürgerlich Urs Fischer, arbeitete zehn Jahre lang als Pöstler, bevor er voll auf die Karte Musik setzte. 2011 veröffentlichte er bei Universal seine erste Platte, «Nidwaldner Wurzlä». Sein jüngstes Album, «Meys Härz», erschien am 18. März. Informationen – auch zu Konzerten: www.dreidgenoss.ch



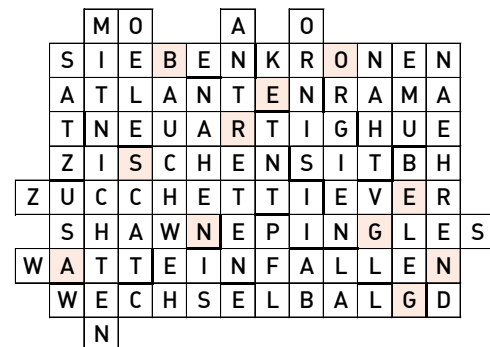
Lösungswort — Fließbandanlage zum Markieren von Vögeln?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 jemand, dem sein Glace nicht gut bekommen ist? 11 kopflose Art
 13 unter Wasser Schlangenlinien schwimmen? 14 liegt vor der englischen Küste
 15 Differenz, wie sie auch auf der Rennbahn zu finden ist 17 Interessengemeinschaft
 Kleinwüchsiger? 18 zwar ist Verbrechen, bloss ein ... zu sein, ist aber noch
 keines 19 hat keine Hände, aber reichlich Arme 22 Zeitschrift für Leute, die es gern
 kurz und knapp mögen 23 liegt in Italien und in Fantasienamen 25 dieser Landsmann
 ist mehr als nur ein Eingang 27 falsch zusammengesetztes Windradset 30 ist für
 Chemiker Gold wert 31 Teil von Chören und Aktenordnern 32 fremder Schönling 33
 wie Kreuzworträtsel-Grautiere gerne mal sind 34 singen im Geäst oder verringert den
 Durchfluss 35 «Betätigungsfelder» für Gärtner

Senkrecht — 1 haben die meisten Leute paradoxerweise nicht am ...-tag, sondern erst
 danach 2 wenn sie alle in einem Korb liegen, wird's heikel 3 liegt mitten im Riss 4
 Bewegungsmangelzustände 5 an der Theke konsumiertes alkoholisches Getränk? 6
 nicht nur der Samichlaus, sondern auch Meister Reineke trägt eine mit sich herum 7
 verbindet z. B. Zagreb mit Wien oder Interlaken mit Hamburg 8 auch als Reich der
 Ex-CVP – oder so – bekannt 9 der richtige Ort für ein Schlusslicht 10 aua unterwegs
 Richtung Donau 12 halbe Courtage 14 was Elterlein, Spalt und Drama sind 16 wo
 Deutsche ihr Geld verspielen 17 Wolfram-Eilande? 20 konfuse Suren 21 zusammen
 mit Rüben chaotisch 22 könnte 17 waagrecht beitreten 24 z. B. in Werbeagenturen zu
 finden, aber eher ein Fall für Juristen 25 sofern sie hören kann, kann sie auch
 fliegen 26 liegt südöstlich von Hiroshima und nordwestlich von Honolulu 28
 Spaniens Nummer zwei 29 resultiert, wenn Kathete durch Kathete geteilt wird oder
 wenn Engländer die Sonne geniessen 31 kurzer Touchdown

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 770



Waagrecht — 1 MO 5 SIEBEN 7 KRONEN
 12 ATLANTEN 14 PanoRAMAaufnahmen
 15 NEUARTIG 17 HUElle 18 ZISCHEN
 (Parsel = Schlangensprache bei Harry Potter)
 20 SITzen (engl. f. sitzen) 21 BH 22 ZUC-
 CHETTI 25 ein UnderachiEVER 27 SHAWN
 28 EPINGLES (franz. f. Stecknadeln) 30
 WATT 31 EINFALLEN 35 WECHSEL-
 BALG

Senkrecht — 1 MITNICHTEN (mit Nichten)
 2 OELE 3 ANTRETEN 4 ORNIS 5 SATZ
 6 BAUCHWEH 7 Abzocke 8 ORGIEN
 9 NAHT 10 EMU 11 NAEHREND 13 NA-
 HEN 16 TNT 19 SCAT 21 BELEG (Ana-
 gramm) 23 NeUSAch 24 II (röm. 2) 26 VGL
 29 PFLeger 32 IS (engl. f. ist; Island) 33 AB
 34 Lastwagen

Lösungswort — **BOERSENGANG**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien



Waschmaschine
64
Bis Größe

DAS POLO MIT »HITZEFREI«-EFFEKT

Für die nächste Hitzewelle: Die reine, atmungsaktive Baumwolle sorgt für einen luftigen Effekt – perfekt für warme Tage.

Sommerlicher Chic: Frische Farben gestreift, geringelt oder mit Hawaii-Druck – die Polos lassen sich ganz leicht mit der übrigen Garderobe kombinieren.

Verarbeitung: Flachstrickkragen. 3-Knopf-Leiste. Kurzarm. Brusttasche mit gesticktem Walbusch-Logo. Ärmelbündchen. Gesäumter Abschluss. Seitenschlitze.

Material: 100% Baumwolle. Waschmaschinenfest und pflegeleicht.



SOMMERAKTION
2 POLOS
NUR FR. **89.⁹⁰**

Bestellen Sie 2 Damen- ODER 2 Herrenpolos Ihrer Wahl und bezahlen Sie für beide zusammen nur Fr. 89.90. Sie sparen Fr. 50.-.

Piqué-Polo Hitzefrei

A Koralle	Nr. 23-5670-1
B Sonnengelb	Nr. 23-5673-2
C Azurblau	Nr. 23-5671-8
D Aqua	Nr. 23-5672-5
E Blockstreifen	Nr. 23-5674-9
F Ablaufstreifen	Nr. 23-5675-6
G Blumendruck	Nr. 23-5676-3

Größen: 48, 50, 52, 54, 56, 58/60, 62/64

EINZELPREIS FR. 69.95
2 Polos nur Fr. 89.⁹⁰



Auf Sommerkurs: In diesem Polo lässt sich Hitze gut aushalten, denn die reine Baumwolle ist von Natur aus atmungsaktiv.

Erfrischung: die Piqué-Struktur lässt Luft ebenfalls gut zirkulieren und es wird nicht zu warm.

Optische Frische: dank leuchtender Farben und fröhlichen Dessins mit gewohnt sportlichem Touch.

Verarbeitung: Polokragen mit Knopfleiste. Besatzstoff an Knopfleiste, Innenkragen und Rückenspiegel. Kurzarm. Leicht tailliert. Alle Abschlüsse gesäumt. Länge ca. 67 cm in Größe 42.

Material: 100% Baumwolle. Waschmaschinenfest und pflegeleicht.

Poloshirt Hitzefrei

H Multiringel Weiß	Nr. 43-5285-1
I Flowerprint Koralle	Nr. 43-5281-3
J Multiringel Marine	Nr. 43-5284-4
K Weiß	Nr. 43-5282-0
L Auroragelb	Nr. 43-5283-7
M Flowerprint Marine	Nr. 43-5280-6

Größen: 36, 38, 40, 42, 44, 46, 48/50, 52/54

EINZELPREIS FR. 69.95
2 Polos nur Fr. 89.⁹⁰



Waschmaschine
54
Bis Größe



walbusch

BESTELLSERVICE 071 727 98 32
www.walbusch.ch/top117

5 Jahre Langzeit-Garantie • Kauf auf Rechnung. Unsere Preise enthalten die gesetzliche Schweizer Mehrwertsteuer. Sie gelten für Lieferung in der Schweiz bei Zahlung innerhalb von 30 Tagen ab Rechnungsdatum. Für Versandkosten, Porto und Verpackung berechnen wir lediglich eine Kostenpauschale von Fr. 6.95 pro Auftrag. Walbusch, Parkweg 2, 9443 Widnau SG